

Aargauisches Lehrerinnenseminar
und Aargauische Töcherschule

83. JAHRESBERICHT

SCHULJAHR 1955/56



ERSTATTET VON DR. K. BAESCHLIN

Der Aargauische Regierungsrat
hat in verdankenswerter Weise die zusätzlichen finanziellen Mittel für den
vorliegenden erweiterten Jahresbericht zur Verfügung gestellt.

K
K
C
K

CH
Er
Ro

Ma

Ma
Ge
Ge

INHALT

Neubau Aarg. Lehrerinnenseminar und Aarg. Töcherschule

<i>Karl Kaufmann:</i>	Baubeschrieb	7
<i>Karl Baeschlin:</i>	Aus der Baugeschichte	19
<i>Charles Tschopp:</i>	Ansprache anlässlich der Grundsteinlegung	30
<i>Karl Baeschlin:</i>	Ansprache anlässlich der offiziellen Einweihungsfeier	37

Aus dem Leben der Schule

<i>Charles Tschopp:</i>	Die Schule im Lichte der Zahlen	43
<i>Ernst Locher:</i>	Neue Musik im Singunterricht am Seminar	93
<i>Rolf Zschokke:</i>	Gedanken zum Unterricht in Kunstgeschichte an unserer Schule	101

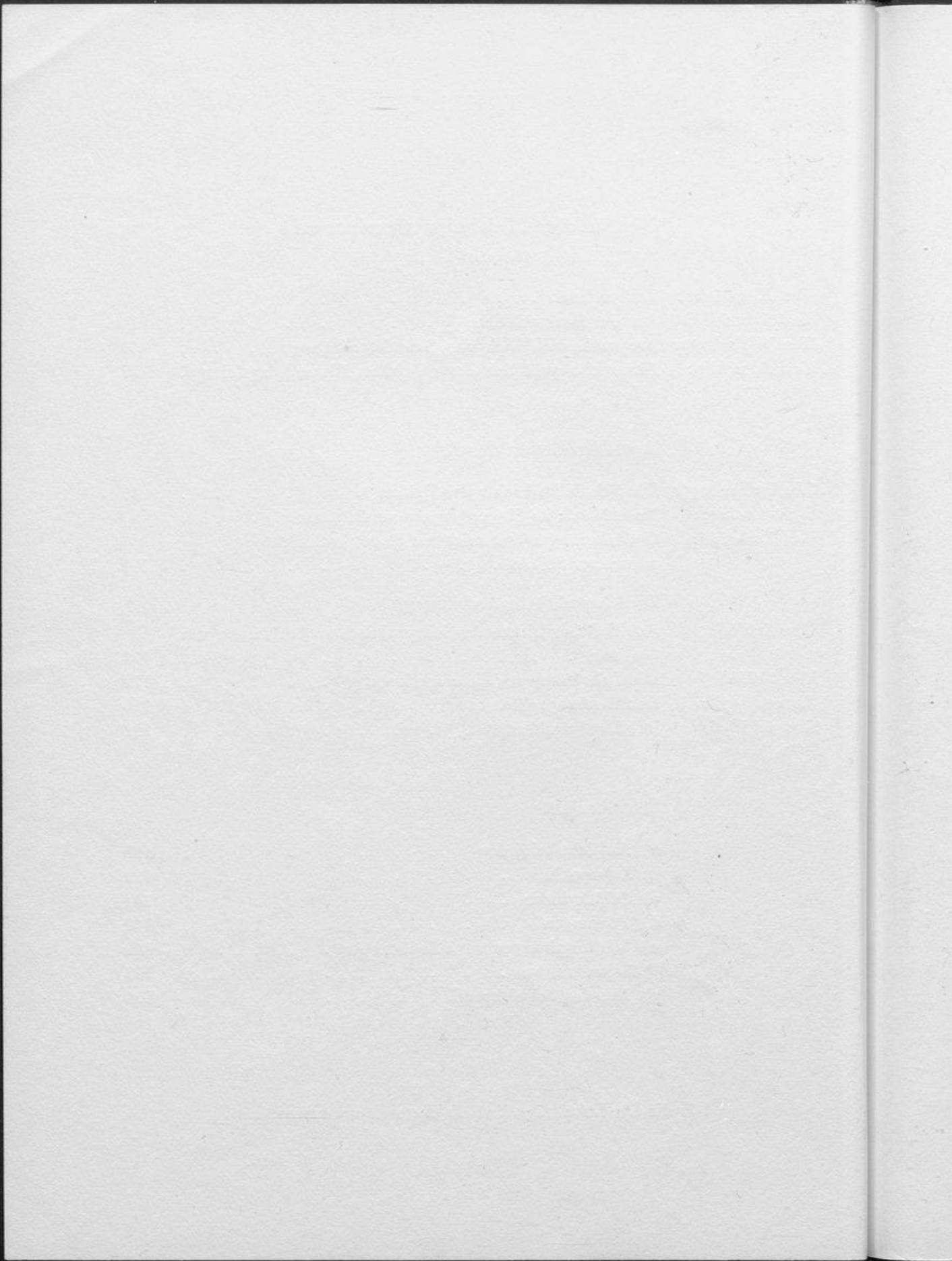
Die lehrpraktische Ausbildung

<i>Max Schibli:</i>	Aus der Geschichte der lehrpraktischen Ausbildung am Seminar	121
<i>Max Schibli:</i>	Die Lehrübungen (Einzellektionen)	127
<i>Gertrud Wyß:</i>	Das Wochenpraktikum	130
<i>Gertrud Wyß:</i>	Der Dorfschuldienst	132

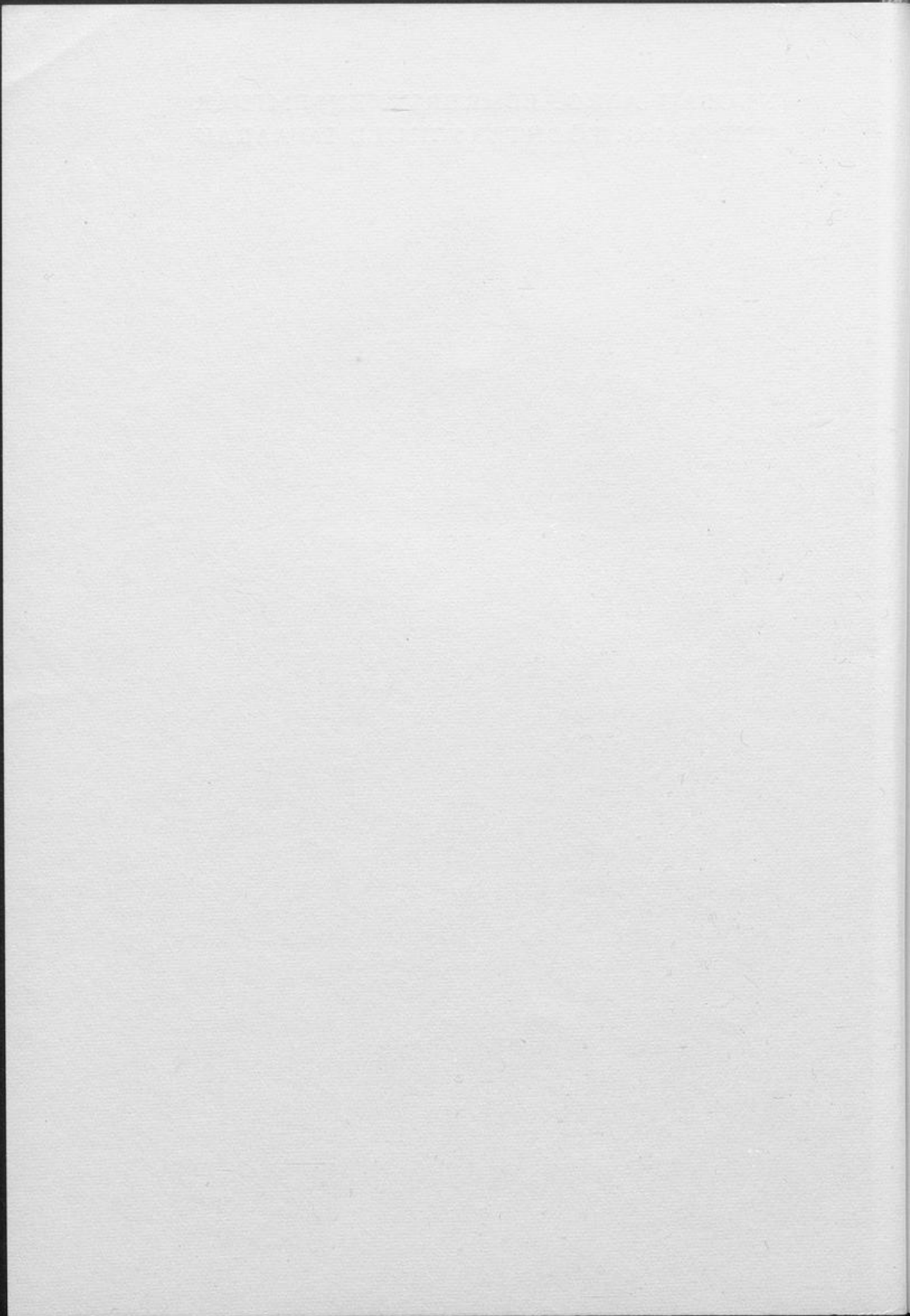
Schulbericht

a)	Aufsichtsbehörden	139
b)	Lehrerschaft	139
c)	Schülerinnen	142
d)	Prüfungen	148
e)	Veranstaltungen verschiedener Art	149
f)	Schenkungen	153
g)	Aus der Schulchronik	154

Für die Sonderbeiträge sind die Autoren verantwortlich



NEUBAU AARG. LEHRERINNENSEMINAR
UND AARG. TÖCHTERSCHULE IN AARAU



Baubeschrieb

KARL KAUFMANN, KANTONSBAUMEISTER

I. VORARBEITEN

Im Dezember 1940 eröffnete der Regierungsrat unter den im Kanton wohnhaften und heimatberechtigten Architekten einen Ideenwettbewerb. Das Resultat ist in der Schweizerischen Bauzeitung Band 118 in den Nummern 2 und 3 vom 12. bzw. 19. Juli 1941 veröffentlicht. Im Preisgericht amtierten die Herren A. Studler, Baudirektor, Aarau, Dr. F. Laager, Stadtammann, Aarau, Architekt F. Hiller, Stadtbaumeister aus Bern, und die Architekten W. Henauer und M. Risch aus Zürich. Beratend wirkten mit die Herren Rektor Dr. Speidel und Bauverwalter Vogt aus Aarau. Gleichzeitig waren die in Aarau ortsansässigen Architekten zu einem Wettbewerb eingeladen für die Erlangung von Entwürfen für eine dritte Gemeinde-turnhalle auf dem unmittelbar anschließenden Areal. Beide Wettbewerbe wurden vom nämlichen Preisgericht beurteilt.

Innert nützlicher Frist gingen für den Neubau des Lehrerinnenseminars 67 Projekte ein. Die relativ kleine Bauparzelle im Ausmaß von 6770 m² gestattete den Architekten keine allzu große Freiheit in der Gestaltung der Bauten. Alle Entwürfe sahen zur Hauptsache einen dreigeschossigen Klassenzimmertrakt für das Seminar und die Töcherschule mit Südostbelichtung vor, quer dazu einen niedrigen Verbindungsbau zu einem separaten Bauteil der Übungsschule. Alle Vorschläge für die verlangte Erweiterungsmöglichkeit waren zufolge der knapp bemessenen Grundstücksfläche unbrauchbar.

Das Projekt der Architekten Alfred und Heinrich Oeschger wurde als reifste und wirtschaftlichste Lösung vom Preisgericht mit dem ersten Preis bedacht und als geeignete Grundlage zur Weiterbearbeitung empfohlen.

Im Juni 1941 wurden die Architekten mit der Ausarbeitung eines Projektes im Maßstab 1:100 beauftragt. Am 19. Juli 1943 erhielten sie den Auftrag zur Erstellung des detaillierten Kostenvoranschlages, der im September 1944 abgeliefert wurde; er lautete auf Fr. 2 327 400.—. Mit Rücksicht auf den Krieg war an eine Ausführung des Objektes nicht zu denken. Später mußte die Verwirklichung mit Rücksicht auf die vom Bund geforderten vorsorglichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen immer wieder hinausgeschoben werden. Im Falle von Arbeitslosigkeit wäre die Ausführung im Rahmen des Gesetzes über die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen möglich gewesen. Die Überbeschäftigung im Gewerbe verhinderte praktisch die Anwendung des Gesetzes.

Zufolge der Teuerung stiegen die Baukosten für das geplante Bauvorhaben bis zum Jahre 1947 auf Fr. 3 168 000.—. In diesem Zeitpunkt erfolgte mit Rücksicht auf die höchste Dringlichkeit des Bauvorhabens die Vorlage an den Großen Rat.

In den Verhandlungen wurde die Kompetenz des Großen Rates in dieser Angelegenheit angefochten. Gestützt auf ein Rechtsgutachten beschloß der Große Rat, die Bewilligung des Kredites zusammen mit dem Kredit für die Erstellung der landwirtschaftlichen Schulbauten dem Volk zu unterbreiten.

In der neuen Vorlage vom 23. November 1951 an den Großen Rat über die Errichtung kantonaler Berufsschulen wurde die Gesamtkonzeption geändert. Die Räume für das Arbeitslehrerinnenseminar wurden aus dem Raumprogramm herausgenommen. Für die Unterbringung dieser Schule ist nun das bestehende Gebäude der Landwirtschaftlichen Schule in Brugg vorgesehen, das durch die Errichtung von drei landwirtschaftlichen Schulbauten frei wird. Gleichzeitig wird dort auch das neu zu gründende Kindergärtnerinnenseminar untergebracht.

Die Vorlage wurde am 14. Dezember 1952 vom Volk genehmigt.

Nur wer die vielen Umstellungen des Projektes, die Neu- und Umberechnungen des Voranschlages zu diesen Projekten und zur Anpassung an die Teuerung, die Wartezeit, bedingt durch den Krieg, durch die Überbeschäftigung des Gewerbes und durch die politisch bedingten Unterbrüche miterlebt hat, kann ermessen, daß der sich nun abzeichnende Baubeginn, zwölf Jahre nach der Ausschreibung des Ideenwettbewerbes, von den direkt Beteiligten als Befreiung empfunden wurde. Die Ausführungs- und Detailpläne konnten in Auftrag gegeben werden, und im Spätherbst 1953 war die Vergabe der Arbeiten soweit gediehen, daß mit der Erstellung der Baute begonnen werden konnte.

II. BAUBESCHRIEB

(teilweise Auszug aus der Baunummer der *Carauer Tageszeitungen*)

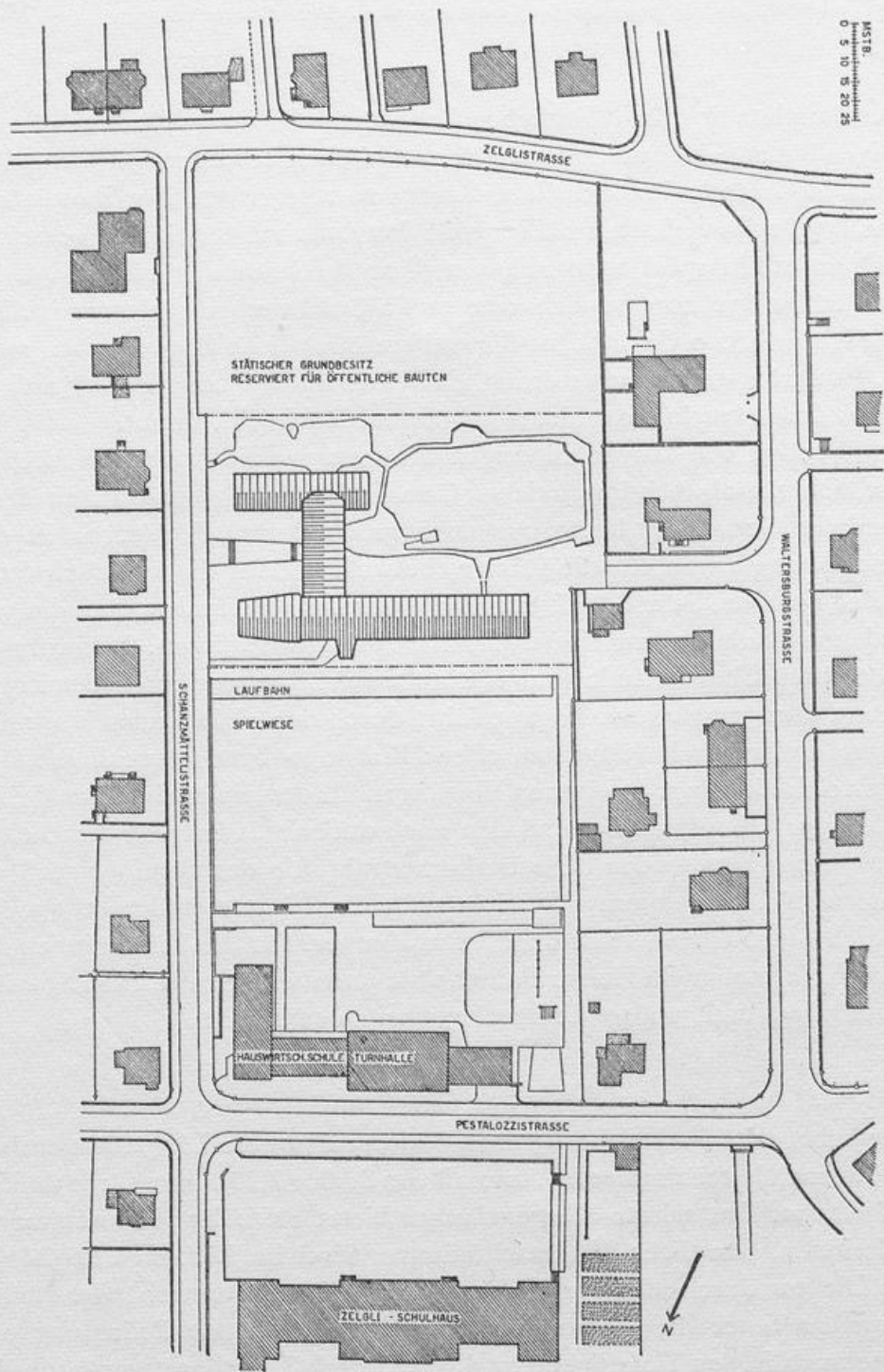
Situation

Der Bauplatz liegt im öffentlichen Grüngürtel der Stadt. Dank einer weit-sichtigen Bodenpolitik und Planung der städtischen Behörden war es möglich, das ideale Gelände für öffentliche Bauten zu reservieren. Der Bauplatz ist allerdings für das verhältnismäßig große Bauvorhaben eher knapp bemessen. Im Quartierbild spürt man indessen diese Beschränkung nicht, weil der neuen Bauanlage nordwestlich eine große Spielwiese vorgelagert ist. Das südöstlich gelegene Gelände ist für weitere öffentliche Bauvorhaben reserviert. Es darf angenommen werden, daß eine künftige Überbauung auf den Neubau des Lehrerinnenseminars gebührend Rücksicht nimmt.

Im Wechsel von kurzen niedrigen und von langen hohen Baukörpern ergibt sich ein abwechslungsreiches Gesamtbild der Baugruppe, zu deren vollendeter Gestaltung heute nur noch große Bäume fehlen. Es ist den Architekten gelungen, für die Primarschulstufe und für die Mittelschulstufe den richtigen baulichen Maßstab und Charakter zu finden und die verschiedenen Baukörper zu einem Ganzen zusammenzufassen. Lehrerinnen-seminar und Übungsschule sind von außen sichtbar und auch betrieblich getrennt. Der gemeinsame Zugang führt durch den einladenden Vorhof in eine geräumige, nach Südwesten offene Eingangs- bzw. Pausenhalle. Hier trennen sich die Wege zu eigenen Eingängen für den eingeschossigen Schul-pavillon der Übungsschüler und den nach außen mit fast vier Geschossen in Erscheinung tretenden Klassenzimmertrakt für das Seminar und die Töchterschule. Der separate Spielplatz für die Übungsschüler liegt außer dem Sicht- und Lärmbereich der Klassenzimmer. Für die Schülerinnen der Mittelschule genügt ein kleiner Pausenplatz und außerdem wurden Spazierwege angelegt und genügend Sitzgelegenheiten geschaffen.

Betriebliche Organisation

Der hohe, mit Hauptrichtung nach Südost orientierte Längstrakt enthält neun Normalklassenzimmer im Ausmaß von $8,60 \times 7,20$ Meter für je dreißig Schülerinnen. Das zehnte Klassenzimmer bietet Platz für vierundzwanzig Schülerinnen. Sämtliche Unterrichtszimmer sind im Lichten 3,20 Meter hoch. Die nur durch schmale Pfeiler unterbrochenen Fensterbänder stoßen unmittelbar unter die Decke, so daß eine ausreichende Belichtung der Räume auch in der Tiefe sichergestellt ist. Durch Lamellenstoren kann die Belichtung reguliert werden. Die Kästen sind an der Rückwand und neben



SITUATION

der Wandtafel eingebaut. Im gleichen Bau trakt befindet sich im zweiten Obergeschoß mit Nordwestlicht der Zeichensaal mit 88,0 m² Grundfläche.

Die vorzüglich eingerichteten, den Anforderungen einer Mittelschule entsprechenden Räume für die Naturwissenschaften, bestehend aus zwei Unterrichtszimmern für je dreißig Schülerinnen, zwei Vorbereitungszimmern und einem großen Sammlungs- und Praktikumsraum, liegen im ersten Obergeschoß über der offenen Eingangshalle, teilweise noch über der Übungsschule.

Die betrieblich vollständig abgetrennte erdgeschossig angelegte Übungsschule mit zwei Klassenzimmern von je 77,0 m² Grundfläche und zwei Übungszimmern von je 34,0 m² Grundfläche darf als ideal bezeichnet werden. Bei der Beurteilung der Klassenzimmergröße ist zu beachten, daß neben den Primarschülern auch Seminaristinnen am Unterricht teilnehmen.

Im erhöhten Erdgeschoß des Seminartraktes liegen die Räume für das Sekretariat, das Rektorat, das Lehrerzimmer, ein Arztzimmer, die Räume für den Musikunterricht, das Lesezimmer für die Schülerinnen und anschließend die Schülerbibliothek. An die große Eingangshalle ist die Aula mit 196 festen Sitzplätzen angeschlossen. Durch zusätzliche bewegliche Bestuhlung können weitere dreißig Plätze gewonnen werden.

Ein Podium für den Gesangschor erlaubt auch die Durchführung von kleineren Theater- und Tanzdarbietungen. Die Orgel kann zufolge Überlastung der Erstellerfirma leider erst im Laufe des Jahres 1956 geliefert werden.

Im gut belichteten Untergeschoß des Seminartraktes sind die Räume für die Hauswirtschaft, ein Labor und ein Aufenthaltsraum für die auswärtigen Schülerinnen untergebracht. Diesen steht im Korridor je ein Garderobekasten zur Verfügung. Im übrigen sind überall offene Garderoben in den Gängen angeordnet. Die im ursprünglichen Projekt vorgesehenen Einzelkästen für jede Schülerin mußten aus Ersparnisgründen schon aus dem ersten Voranschlag gestrichen werden.

Das Untergeschoß der Übungsschule und des Zwischentraktes ist mit Luftschutz- und Kantonnementsräumen belegt, die von außen durch einen eigenen Zugang erreicht werden können. Für den zusätzlichen Ausbau der Kantonnements hat die Stadt einen Beitrag von Fr. 40 000.— geleistet. Die Benützung ist vertraglich geregelt, außerdem ist einem dringenden Bedürfnis entsprechend eine Kochgelegenheit für auswärtige Schülerinnen eingebaut.

Baukonstruktion und technische Einrichtungen, Ausbau

Das Haus ist auf Fels gebaut. Er liegt im südwestlichen Teil des Geländes ca. 2,50 Meter unter Terrain. In der Richtung gegen die Schanzmätteli-

straße fällt er sehr rasch auf ca. 7 Meter unter das Terrain ab. Diese Verhältnisse wurden vor der Erstellung des Voranschlages durch Sondierlöcher sorgfältig ermittelt. Allerdings hoffte man zunächst, die Aula, den Verbindungsbau, die Übungsschule nicht auf den Fels abstellen zu müssen. Das dem Fels überlagerte Material erwies sich aber nicht tragfähig genug. Man war daher gezwungen, einzelne Pfeilerfundamente bis auf die Felskrone zu führen. Der hohe Längstrakt des Seminars dagegen wurde dem Felsverlauf entsprechend mit einem zweiten Untergeschoß unterkellert. Diese Lösung ergab wohl einen Mehrkostenbetrag von ca. Fr. 25 000.— gegenüber einer Pfeilerfundation, dafür konnten große Kellerräume gewonnen werden, die sich zur Vermietung sehr gut eignen. Die Mehrkosten können so innert kurzer Zeit amortisiert werden.

Die aufgehenden Mauern und die Decken sind wie das heute für einen Bau von dieser Größe üblich ist, in Massivkonstruktion, das heißt in Backstein und Eisenbeton ausgeführt. Die oberste Decke ist mit 30 mm Korkplatten isoliert. Darüber ist der Dachstuhl aus Holz aufgebaut und der ganze Bau mit einem Schindelunterzug und mit Pfannenziegeln gedeckt. Die Spenglerarbeiten sind durchwegs in Kupfer ausgeführt. Die Installationen für Heizung, Sanitär und Elektrisch spielen in einem modernen Bau eine bedeutende Rolle. Es boten sich für deren Unterbringung in den angestrebten eleganten Konstruktionen einige Schwierigkeiten. Die Heizrohre sind nach dem bewährten System «Critall» in den Decken einbetoniert. Für den eventuellen Ausbau bzw. für den Anschluß weiterer Bauten ist der Platz ausgespart. Ein Öltank von 30 000 Liter Inhalt speist die beiden automatischen Ölbrenner. Ein Reserveraum für Kohle ist aber trotzdem bereitgestellt. Drei vollautomatische Pumpen, davon eine als Reserve, sowie alle Verteilungsleitungen, Regulier-, Abstell- und Entleerungsventile sind in einem separaten Raum, übersichtlich geordnet, untergebracht. Die Unterrichtszimmer für Naturkunde, Geschichte, Geographie haben Dunkelstoren. Mit der Aula, den Labors und den Kantonnementen sind sie an die vollautomatisch gesteuerte Ventilationsanlage angeschlossen.

Die elektrischen Leitungen wurden ebenfalls einbetoniert. Das Haupttableau mit den Hauptsicherungen und den Zählerapparaten ist im Keller untergebracht. Die Normalklassenzimmer sind mit je vier Deckenlampen bestückt. Fluoreszenzlampen erhielten Schulküche, Labors, Bastelraum, Bibliothek sowie die Sammlungsräume für die Naturkunde mit den Vorbereitungszimmern. Mit der Uhrenanlage sind auch die verschiedenen Glockenzeichen für das Seminar und die Übungsschule kombiniert. An die Hochantenne für Schulfunk und Experimentierzwecke sind die Naturkunde-

zimmer, die Aula, das Lehrerzimmer und die Unterrichtszimmer für die Übungsschule angeschlossen.

Für die Normalklassenzimmer und für die Aula wurden Holzmosaikböden in erster Qualität, für die Gänge Kentile-Asphaltplatten in verschiedenen Farben gewählt. In der offenen Pausenhalle, in der Eingangshalle und im Treppenhaus ist der schöne und sehr preiswürdige Tessiner Cristallina-Marmor verlegt. Teilweise kamen auch Mosaikböden zur Anwendung.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß der Gesamtausbau wohl den neuen Anforderungen und den neuen technischen Möglichkeiten entsprechend vorgenommen ist, daß er sich aber im ganzen in einfachem Rahmen hält. Die Baukommission war immer bestrebt, sparsam, solid und zweckmäßig zu bauen und mit bescheidenen Mitteln dem Ganzen eine persönliche Note zu geben.

Für den Innenausbau wurden die Innenarchitekten Nauer und Vogel, Zürich-Kölliken, zugezogen.

Bautermine

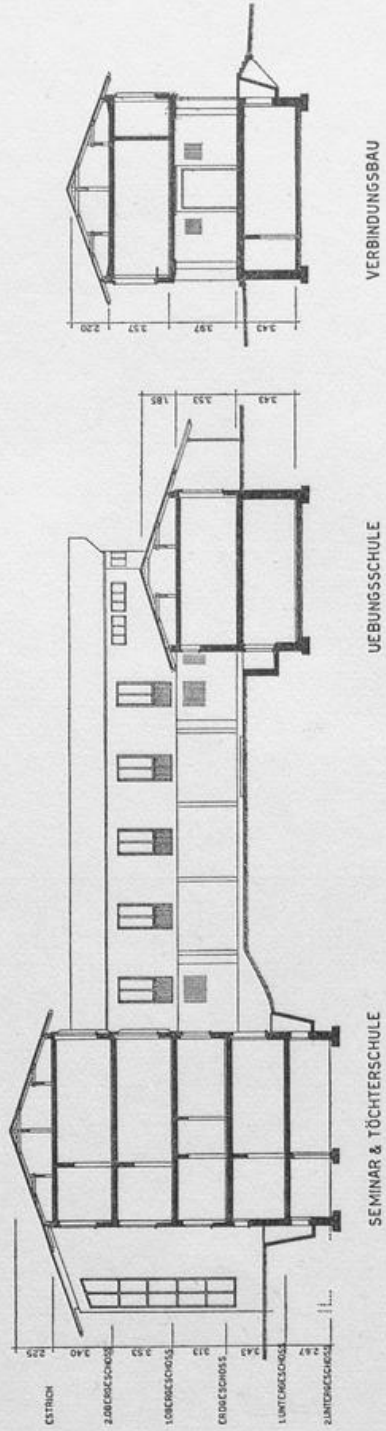
Am 7. Oktober 1953 begann der motorengewaltige Traxcavator den Humus abzuheben und zur späteren Wiederverwendung zu deponieren. Zunächst wurde der hohe Seminartrakt forciert. Am 26. November 1953 waren die Schwierigkeiten im Fundament überwunden und schon konnte die Decke über dem zweiten Untergeschoß betoniert werden. Die Decke über dem ersten Untergeschoß wurde ohne Schaden am 23. Dezember 1953 fertig erstellt. Es würde zu weit führen, die einzelnen Daten der Bauausführung aufzuzählen. Am 3. Mai 1954 erfolgte die Aufrichte des Seminartraktes, am 9. Juni 1954 kam die Aula an die Reihe und am 27. August 1954 schmückte der Aufrichtebaum den Hauptfirst als Zeichen der Fertigstellung der Rohbauten.

Die gesamte Anlage benötigte eine Bauzeit von 23 Monaten. Die Arbeiten konnten ohne nennenswerten Unfall beendet werden.

III. KOSTEN

Der vom Volk genehmigte Kredit lautete auf Fr. 2 486 000.— (ohne Land). Hiezu kam ein Beitrag der Stadt Aarau von Fr. 40 000.— für den Einbau einer Militärunterkunft im Untergeschoß des Zwischenbaues und der Übungsschule. Demnach standen total Fr. 2 526 000.— zur Verfügung. Das Grundstück erhielt der Staat von der Stadt Aarau geschenkt.

QUERSCHNITTE



In der Abrechnung stellten sich die Kosten wie folgt:

Gebäude, inkl. Militärunterkunft	Fr. 2 060 000.—
Umgebung	Fr. 87 600.—
Mobiliar (inkl. Orgel)	Fr. 265 500.—
Vorarbeiten	Fr. 12 050.—
Kosten der Gesamtanlagen (ohne Land) . .	<u>Fr. 2 425 150.—</u>

Die Totalkosten für die Ausführung stehen somit Fr. 100 850.— unter dem vom Volk genehmigten Kredit.

Die Kosten für den umbauten Raum stellten sich bei 18 836 m³ auf Fr. 109.40 per m³. Verglichen mit den Bauten für die Töchter Schulen in Zürich und Bern, die in den Jahren 1947 bis 1949 mit einem Kubikmeterpreis von Fr. 117.— erstellt wurden, dürfen die Kosten, abgesehen von der seither eingetretenen Teuerung, als günstig bezeichnet werden. Es ist bei diesem Vergleich ebenfalls zu beachten, daß das erste Untergeschoß intensiv ausgebaut ist, und die Fundationen erhebliche, über das gewöhnliche Maß hinausgehende Kosten verursachten.

Die Kosten für die Umgebungsarbeiten betragen ca. Fr. 13.— per m² Grundstücksfläche.

Für den künstlerischen Schmuck wurden Fr. 55 000.— aufgewendet, das heißt etwa 2,7% der Gebäudekosten.

Allen den vielen Mitarbeitern, die zum Gelingen des Werkes beigetragen haben, sei hiermit herzlich gedankt.

Aus der Baugeschichte

KARL BAESCHLIN

Im Frühjahr 1938 erhielt die Lehrerschaft von den Behörden den Auftrag, ein Raumprogramm für ein neues Schulhaus des Aargauischen Lehrerinnen-seminars und der Aargauischen Töchter Schule auszuarbeiten. Das Geschäft wurde als dringlich bezeichnet, und so sah sich der damalige Rektor, Herr Dr. Speidel, veranlaßt, mitten während der Frühlingsferien die erreichbaren Hauptlehrer zu einer Konferenz einzuberufen. Bereits am 19. April 1938 konnte das Raumprogramm der Erziehungs- und Baudirektion eingereicht

werden. Rückblickend – vom Jahre 1955 aus gesehen – wird man sich über diese damals sicher gerechtfertigte Dringlichkeit seine eigenen Gedanken machen.

Das Raumprogramm mußte kurz darauf, weil als zu umfangreich betrachtet, nochmals überarbeitet werden. Die Zahl der Lehrzimmer wurde reduziert, auf einen besonderen Raum für das biologische Praktikum und selbst auf eine Aula glaubte man verzichten zu können. Diese nochmalige Bearbeitung brachte gesamthaft eine Verminderung der Raumkubatur um 25%, und das Raumprogramm nahm damit ausgesprochen die Form eines Minimalprogrammes an. Da die städtischen Behörden sich bereit erklärten, gleichzeitig eine Turnhalle, welche auch Seminar und Töchterschule zur Verfügung stünden, zu erstellen, enthielt das Raumprogramm diesen Gebäudeteil nicht. Ebenso fehlte auf ausdrückliches Verlangen der Behörden eine Abwartwohnung. Der Verzicht auf eine Aula hätte für die Schule schwerwiegende Nachteile mit sich gebracht. Deshalb kam die Lehrerschaft auf ihren Beschluß zurück und erreichte, daß die Behörden die Aula wieder in das Raumprogramm aufnahmen. Damit war die Grundlage für einen Wettbewerb vorhanden. Am 16. Mai 1941 wurde unter 67 eingereichten Projekten dasjenige der Herren A. und H. Oeschger, Architekten in Zürich, mit dem ersten Preis und mit der Bauausführung ausgezeichnet. Man sagt diesem Projekt nach, daß es das verlangte Raumprogramm in einem wohl-durchdachten und gutgegliederten Baukörper bei einem Minimum an Kubikmetern Bauvolumen unterzubringen wußte.

Im Laufe des folgenden Jahrzehntes entstanden noch mannigfache Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung des Bauvorhabens hinderlich waren. So mußte in grundsätzlicher Hinsicht abgeklärt werden, ob der Große Rat für die Genehmigung des geplanten Baues zuständig sei oder ob das Volk in einer Abstimmung zu entscheiden hätte. Nachdem der Große Rat die Verantwortung nicht auf sich nehmen wollte, gelangten die Neubauten für Seminar mit Töchterschule und drei landwirtschaftliche Schulen, ferner der Umbau der landwirtschaftlichen Schule in Brugg für die Bedürfnisse eines Seminars für Arbeitslehrerinnen, Hauswirtschaftslehrerinnen und Kindergärtnerinnen in einer Gesamtvorlage zur Abstimmung. Am 14. Dezember 1952 erhielt die Vorlage mit 34 044 Ja gegen 31 505 Nein die Genehmigung des Volkes. Damit war der für Lehrer und Schülerinnen sehnlichst erwartete Zeitpunkt des Baubeginnes gekommen, und man konnte die eigentlichen Bauarbeiten in Angriff nehmen.

Das Projekt wurde allerdings nochmals abgeändert. Ursprünglich bestand die Absicht, auch das Kantonale Arbeitslehrerinnenseminar im neuen

Schulhaus unterzubringen. Nachdem aber die Behörden entschieden hatten, daß diese Schule, zusammen mit den bereits erwähnten, nach Brugg zu verlegen sei, verkürzte man den Haupttrakt des Seminars entgegen der Meinung der Lehrerschaft um je ein Lehrzimmer im ersten und zweiten Stock. Diese Verkürzung in den oberen Stockwerken brachte auch im Erd- und Untergeschoß mannigfache Umstellungen, und einzelne Räume bekamen diese Reduktion des Baukörpers sehr drastisch zu spüren. Bei dieser Gelegenheit verzichtete man auch auf ein zweites Treppenhaus im westlichen Gebäudeteil.

Die Raumnot unserer Schule im Zelglischulhaus war während der vergangenen Jahre drückend gewesen. Diese Einengung wurde häufig deshalb nicht mehr in der vollen Tragweite erfaßt, weil die Schule nicht unvermittelt in diesen noch verfügbaren Raum hineinversetzt wurde, sondern sich in einem langen Angewöhnungsprozeß an diese Verhältnisse anpassen konnte. Es bedurfte mannigfacher Erfahrung, um für die vorgeschriebenen Stunden- zahlen der einzelnen Fächer die notwendige Sitzgelegenheit zu schaffen. Wenn man sich die Raumverhältnisse im Zelglischulhaus mit dem Erd- geschoß als Zentralteil und den wenigen angegliederten Zimmern im ober- sten Stock und im Keller vergegenwärtigt und diesen Schulkörper in den inzwischen sichtbar gewordenen Neubau mit seinen ganz anderen Ausmaßen verlegt, so darf man sicher eine beträchtlich vergrößerte Bewegungsmöglich- keit für Klassen und Lehrer erwarten, und auch die ganze Atmosphäre der Schule, soweit sie vom Gebäude her bestimmt ist, wird eine andere sein. Die Unterschiede sind so augenfällig, daß häufig die Frage gestellt wird, welch andere Schule im Neubau noch unterzubringen sei. Dabei ist zu berück- sichtigen, daß das neue Haus für den momentanen Bedarf mit normaler Zimmerbelegung gebaut ist und Reservezimmer nur in geringer Zahl vor- handen sind.

Im Februar 1953 bestellte die Regierung die folgende Baukommission:

Herr H. Haller, Direktionssekretär, als Präsident
Herr O. Ammann, Brugg
Frau A. Gerster-Simonett, Aarau
Herr K. Kaufmann, Kantonsbaumeister, Aarau
Herr Dr. K. Baeschlin, Aarau

Der Baukommission beigeordnet war selbstverständlich Herr H. Oeschger, Architekt in Zürich. Herr A. Oeschger verstarb leider in der Zwischenzeit. An den Sitzungen nahmen ferner meist Herr H. Meili, Adjunkt des Hoch- bauamtes, und regelmäßig Herr A. Furter, Bauführer, teil. Die Kommission begann ihre Arbeit mit einer Sitzung vom 28. März 1953.

Das Arbeiten der Kommission während der ersten Monate ging dahin, die baureifen Grundrißpläne zu erhalten. Selbstverständlich durfte bei allen Umstellungen im Innern die äußere Form des geplanten Gebäudes nicht verändert werden. Die Neudisposition, welche fast alle Teile des Schulhauses tangierte, hatte für die Kommission die schwerwiegende Folge, daß der von Herrn Oeschger ausgearbeitete Voranschlag nicht mehr als sichere Grundlage dienen konnte und man bei den ersten Vergebungen sehr auf minimale Ausgabenbeträge achten mußte. Die Mitglieder der Kommission wollten die Verantwortung für eine Kostenüberschreitung nicht ohne Not auf sich nehmen. Erst zu einem späteren Zeitpunkt, als bereits ein großer Teil der Offerten und Vorofferten eingegangen war, ließ sich die finanzielle Situation überblicken und es konnte entsprechend etwas freier disponiert werden.

Aus der reichen Liste der Umstellungen und Änderungen seien die folgenden hervorgehoben:

1. Verbreiterung der normalen Klassenzimmer von 6,70 m auf 7,20 m auf Kosten der Gänge.
2. Ein Teil des Ganges im Erdgeschoß wurde mit dem Lesezimmer verschmolzen. Der Gang wird kürzer, was nur von Vorteil ist.
3. Die hauswirtschaftliche Abteilung soll als geschlossener Schulteil mit separatem Eingang gestaltet werden. Die Disposition der Räume wurde im Einverständnis mit der Hauswirtschaftslehrerin vorgenommen.
4. Das Modellzimmer des Zeichenlehrers mußte halbiert werden, damit auch der Geographielehrer einen kleinen Abstellraum für Karten und Modelle erhält. Ein entsprechender Raum war vor der Verkürzung des Baukörpers im Erdgeschoß vorhanden. Als weiteres Depotraum für den Zeichenunterricht wird der Dachraum, anstoßend an den Zeichensaal, ausgebaut.
5. Die Behörden haben Seminar und Töcherschule als luftschutzpflichtig erklärt. Dieser Beschluß brachte die Notwendigkeit, entsprechende Räume bereit zu halten. Nach eingehenden Beratungen wurden die Kellerräume unter der Übungshalle und der Pausenhalle dafür bestimmt. Alle diese Räume erhalten die gesetzlich vorgeschriebenen Mauern und Decken, spezielle Fenster mit Lichtschächten. Ein separater Ausgang für die ganze Abteilung erwies sich ebenfalls als notwendig. Die Stadt Aarau hat sich bereit erklärt, diese Räume auf ihre Kosten für die Unterbringung von Truppen auszubauen. Zur Hauptsache stehen die Räume der Schule zur Verfügung, und es ist vorläufig beabsichtigt, einen Bastelraum für den Werkunterricht und vor allem eine Kochgelegenheit für die auswärtigen Schülerinnen einzubauen.

Nach all diesen Vorarbeiten konnte das Projekt im Juli 1953 den Behörden zur Genehmigung eingereicht werden. Einige Anstößer an das Baugelände reichten Beschwerde ein und verlangten eine Reduktion des Baues um ein Stockwerk. Ein Entgegenkommen hätte eine ganz neue Planung nach sich gezogen, und der Bau wäre erneut um Jahre verzögert worden. Im übrigen war die Stadt Aarau nicht gewillt, die in diesem Falle notwendige größere Landfläche zur Verfügung zu stellen. Die Beschwerde mußte deshalb abgewiesen werden.

Am 7. Oktober 1953, unbemerkt von Lehrerschaft und Schülerinnen, riß ein Bagger mit seinen Greifern die ersten Brocken aus dem Gelände heraus, und als nach den Herbstferien die Schule ihre Arbeit wieder aufnahm, war die Baugrube bereits zu einem riesigen Loch erweitert worden.

Zu diesem Zeitpunkt sprach man auch von einer zusätzlichen Unterkellerung des Haupttraktes, weil inzwischen vorgenommene Bodensondierungen gezeigt hatten, daß mit einem ausnehmend schlechten und wenig tragfähigen Baugrund zu rechnen war. Das Baugelände besteht oberflächlich aus glazialen Ablagerungen, zum Teil verschwemmt und da und dort mit großen Hohlräumen durchsetzt. Diese Schichten sind unterlagert von den harten Kalken des Malms. Im Westen des Bauplatzes war der Kalk etwa 1,50 Meter unter Boden zu erwarten, während gegen Osten, nach der Schanzmätteli-straße zu, die Kalkoberfläche absinkt und bis maximal 6,80 mit eiszeitlichen Kiesen und Sanden überlagert ist. Das Hochbauamt ließ bei Herrn Dr. Jäckli, Geologe in Zürich, ein Gutachten über die Festigkeit des Baugrundes ausarbeiten. Dieser mußte auf Grund von Rammsondierungen und einer Bohrung dringend raten, den Bau nur auf den festen Kalk abzusetzen. Die glazialen Ablagerungen unmittelbar unter der Humusdecke bestanden zuoberst aus einem kalkfreien Lehm, dann folgten Kiese in lockerer Lagerung und ebenfalls völlig entkalkt, und den unteren Abschluß dieser Schichtfolge bildete ein Feinsand. Während normalerweise, wie Dr. Jäckli betonte, bei eiszeitlichen Schottern mit etwa 30% Kalk zu rechnen ist, kommt die vollständige Entkalkung der Schichten einem Substanzverlust von rund 30% gleich, was sich in einer Erhöhung der Porosität und in einer Auflockerung des Gefüges bemerkbar macht. Grundwasseransammlungen waren während der Bauzeit nicht wahrzunehmen, weil das Wasser leicht durch die lockeren Oberschichten in die Klüfte und Spalten des Malms einfließen konnte.

Die Baukommission entschied sich auf Grund von Beratungen mit Herrn Ing. Schießler, Baden, für die Erstellung von durchgehenden Wandfundierungen im Haupttrakt. Es wurde deshalb die Baugrube bis auf den Malmfels ausgehoben, auf diesen die Längs- und Querwände abgestellt, welche

ihrerseits eine Betondecke tragen. Auf dieser ruht der Haupttrakt des Seminars.

Die gleiche Frage der Foundation stellte sich auch bei Aula, Zwischenbau und Übungsschule. Hier wurden, weil die Kalkoberfläche 4,50 bis 6,80 Meter unter dem Boden lag, zahlreiche rechteckige Einzelträger bis auf den Kalk eingelassen und auf diese wiederum die Kellerböden der genannten Schulteile aufgesetzt. Das zweite Kellergeschoß des Hauptgebäudes enthält einzig den Säureraum mit den großen Säureflaschen, im übrigen wurde dieses Geschoß aber vorerst nicht ausgebaut. Alle diese zusätzlichen Maßnahmen mußten selbstverständlich die Genehmigung der Regierung erhalten, damit sich die Baukommission bei einer allfälligen Kostenüberschreitung darauf berufen konnte.

Bei dem trockenen Wetter, welches im Herbst und Frühjahr meist herrschte, war ein Nachrutschen der Baugrube nicht zu erwarten und es konnte auf besondere Absperrungen verzichtet werden. Zuerst wurde das Hauptgebäude erstellt, und erst später kamen Übungsschule, Aula und Verbindungsbau an die Reihe. Anfang September war der Rohbau unter Dach, und das Aufrichtefest im Neubau selbst am 21. September 1954 brachte zum erstenmal einen Teil der Schülerinnen in einen näheren Kontakt mit dem neuen Schulhaus.

Während des Erstellens des Rohbaues drängten sich nochmals einige Umstellungen im Innern des Gebäudes auf. So wurde der Garderoberraum im Untergeschoß als zweites Schülerinnenzimmer bestimmt, und die Garderobenschränke gelangten im Verbindungsgang vom Untergeschoß zur Übungsschule zur Aufstellung. Gleichzeitig wurde im Einverständnis mit der Lehrerschaft beschlossen, die Halle im ersten Stock zu einem weiteren Unterrichtszimmer auszubauen. Damit ging allerdings ein besonders attraktiver Teil des künftigen Schulhauses verloren und diejenigen Stimmen, welche diese Halle als etwas zu luxuriös empfanden, konnten sich befriedigt erklären. Der Ausbau kam auch der Mehrheit der Lehrerschaft entgegen, welche ein zusätzliches Unterrichtszimmer als dringend notwendig erachtete.

Einer Anregung, die Bibliothek in das inzwischen entstandene zweite Kellergeschoß zu verlegen, konnte die Lehrerschaft, nach reiflicher Überlegung nicht entsprechen. Sie beharrte darauf, daß die Bibliothek als ein wesentliches Glied mit dem Schulbetrieb eng in Verbindung bleiben müsse und man diese nicht in den untersten Keller abschieben dürfe.

Dafür zeichnete sich, allerdings erst in einer späteren Phase des Baugeschehens, eine andere Möglichkeit der Verwendung dieses Kellerteiles ab. Ganz zufällig brachte man in Erfahrung, daß der Kantonale Lehrmittel-

verlag weitere Lagerräume für seine Bücherbestände suchte. Nachdem entschieden war, daß sich die Räume für diesen Zweck durchaus eigneten, begann wieder das Planen und bald auch das Bauen. Die beiden großen Kellerteile erhielten den notwendigen Ausbau, und ein Warenlift erleichtert das Arbeiten mit den schweren Bücherkisten. Gleichzeitig erhielt die hauswirtschaftliche Abteilung einen Vorratskeller, die Schule einen weiteren Depotraum, und der Säureraum für die großen Säureflaschen konnte unter der Kellertreppe eingebaut werden.

Die Ausgestaltung der Aula brachte mancherlei Sorgen. Nach einem ersten Möblierungsplan hätte die Aula nur noch etwa 200 Sitzplätze enthalten, während die Lehrerschaft seinerzeit mit etwa 240 rechnete. Diese Zahl ist keineswegs übersetzt, wenn man berücksichtigt, daß die Schule gegenwärtig rund 190 Schülerinnen zählt und auch noch Lehrerinnen, Lehrer und eventuell Eltern in der Aula Platz finden sollten. Durch den Einbau von eng aneinander stoßenden Sitzen gelang es, die verlangte Zahl von Personen unterzubringen. Während der Beratungen über die Aula trat deren Bedeutung als Singzimmer mehr und mehr in den Vordergrund und die Bühne, welche ursprünglich als kleine Theaterbühne gedacht war, wurde langsam in ein Podium verwandelt. Die Aufführung einzelner Szenen als Ergänzung zum Deutschunterricht wird allerdings immer noch gut möglich sein, dagegen dürfte sich das Podium für größere Aufführungen und Tanzveranstaltungen nicht mehr eignen.

Viele Beratungen wurden auch über die Orgel geführt. Die Fachleute warnten davor, die alte Orgel im Zelglischulhaus abzubrechen und im neuen Haus wieder aufzustellen. Im Zelgli vermag diese Orgel noch für viele Jahre ihren Dienst zu leisten. Bei einem Abbruch aber wären bestimmte Alterungserscheinungen sichtbar geworden, und man hätte mit so großen Kosten für die Umarbeitung rechnen müssen, daß ein Umzug finanziell sehr unvorteilhaft gewesen wäre. Ein weiterer Grund, von einem Transport des Instrumentes ins neue Haus abzusehen, war die kompakte, mehr kubische Form des Pfeifenkastens. Es wäre undenkbar gewesen, den Kasten auf dem Podium aufzustellen, ohne diesem auch noch die letzte Verwendungsmöglichkeit zum Aufstellen von Chor, Orchester oder kleiner Theatergruppen zu nehmen. Auf Vorschlag der Lehrerschaft beschlossen die Behörden in verdankenswerter Weise, zu Lasten des Baukredites eine neue Orgel anzuschaffen. Wer geglaubt hatte, daß damit die Angelegenheit bereinigt sei, hatte sich geirrt. In langwierigen und lebhaften Konferenzen wurde die Frage diskutiert: Pfeifenorgel oder Elektronenorgel. Auch die Art der Traktur, mechanisch oder elektrisch, gab zu Diskussionen Anlaß. Heute ist die Sache entschieden.

Im kommenden Schuljahr wird eine Pfeifenorgel mit neun klingenden Registern und mechanischer Traktur an der Aulawand gegen die Schanzmättelstraße zu montiert. Nach dem Plan dürften die Pfeifen fast die ganze Wandfläche bedecken, dagegen wenig in den Raum vorspringen. Der Spieltisch kommt unter die Tragfläche für die Pfeifen zu stehen und weist ebenfalls ein Minimum an Tiefe auf.

Im Budget für das reduzierte Raumprogramm war ein Kredit für Schulmobiliar und Sammlungsschränke nicht mehr enthalten, und man dachte allen Ernstes daran, das alte Mobiliar zu zügeln. Die Mitglieder der Baukommission mußten bald einsehen, daß dies ein unmögliches Verlangen war. Nachdem sich die Kommission einen Überblick über die finanzielle Situation des ganzen Baues verschafft hatte, war es ihr ein Anliegen, die Anschaffung von neuem Mobiliar einzukalkulieren. Es erwies sich, daß besonders bei den Gartenarbeiten mit einem kleineren Betrag auszukommen war, als Herr Oeschger vorsichtshalber im Voranschlag eingesetzt hatte. Das bedeutet nun allerdings nicht, daß auf alles alte Mobiliar verzichtet wurde. Was an Sammlungsschränken, Tischen, Stühlen und Kasten Platz hatte, wurde ins neue Haus gezügelt. Dieses Mobiliar bildet heute in den Räumen unter der Aula eine wertvolle, zum Teil bereits ausgenützte Reserve an Aufbewahrungsmöglichkeiten.

Mit dem Abschluß des Rohbaues und mit dem Beginn der Arbeiten für den Innenausbau stimmte die Regierung einem Vorschlag der Baukommission, die Herren Nauer und Vogel, Innenarchitekten in Zürich und Kölliken, beizuziehen, zu. Die beiden Herren waren für diese zweite Phase des Baues die entscheidenden Berater der Baukommission.

Für alle Fragen der Farbgebung ließ sich die Kommission durch die Herren Felix Hoffmann, Maler, und Dr. Maurer, Kantonaler Denkmalpfleger, beraten. Gerade in diesen Fragen sind einheitliche und übereinstimmende Meinungen schwer zu erreichen, und das bekannte Sprichwort, daß es nicht leicht hält, es allen Leuten recht zu machen, drängt sich hier auf. Baukommission und Farbberater waren sich von Anfang an einig, daß das neue Schulhaus ein farbiges Haus werden soll. Die für die Außenfassade gewählte Farbe, ein zu Blau tendierendes Silbergrau, variiert je nach der Beleuchtung sehr stark in der Farbwirkung und bringt damit das gewünschte Farbenspiel. Ausgesprochen farbig ist die offene Pausenhalle gehalten. In Gängen und Hallen im Innern überwiegt ein neutrales «Hell», in welches als Abschluß eines Korridors, als Bodenbelag oder im Treppenhaus deutliche Farbakzente gesetzt sind. Die normalen Lehrzimmer im ersten und zweiten Stock haben ihre Fenster gegen Süden und empfangen daher sehr viel Licht.

Um der Gefahr der Ermüdung der Augen entgegenzuwirken, sind die Tafelwände farbig und relativ dunkel bemalt worden. Lebhaftere und aktivere Farben dagegen wurden für die Kastenfüllungen in den Lehrzimmern und für die Rückwand im einen Naturkundezimmer gewählt.

In diesem Zusammenhang soll einiger Baudetails gedacht werden. Alle Fenster, welche von der Sonne beschienen werden, erhielten Lamellenstoren. So können die Lichtverhältnisse in den Zimmern auf mannigfache Weise variiert werden. Für den Radioempfang wurde eine Antenne gebaut, welche alle Arten des Radioempfanges gestattet und eventuell später auch für Fernsehempfang herangezogen werden kann. Auch die Art der Fenster gab zu lebhaften Diskussionen Anlaß. Man wählte einen Fenstertypus mit einem großen, festen Mittelteil und zwei seitlichen Lüftungsflügeln. Als Bodenbeläge gelangten die verschiedensten Materialien zur Anwendung, wie Holzparkett, Klinker, Linoleum, AT-Platten, Granit und andere. Eingangshalle und Treppen wurden bevorzugt und bekamen einen Marmorbelag von Peccia, einem neuerschlossenen Marmorwerk eines engen Seitentales des hintersten Maggigebietes. Für den Pausenplatz der Übungsschule haben die Jura-Zementfabriken Aarau/Wildegg einen großen Findling aus den eiszeitlichen Deckschichten ihres Steinbruches in Wildegg in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt. Er dient gleichzeitig als Brunnen.

Als letzte Räume, erst nach dem Einzug ins neue Haus, wurden im Untergeschoß ein Schülerinnenzimmer und ein Kochraum erstellt. Durch den Ausbau der im ersten Stock ursprünglich vorgesehenen Halle in ein Lehrzimmer ging ein Aufenthaltsraum für die auswärtigen Schülerinnen verloren. Um hierfür Ersatz zu erhalten, ergab es sich fast selbstverständlich, daß man den Garderoberaum im Untergeschoß unter Vergrößerung um eine Fensterbreite auf Kosten der Waschküche in ein Schülerinnenzimmer umwandelte und die Garderobekasten im Verbindungsgang zum Keller unter der Übungsschule aufstellte.

Ein weiterer Aufenthaltsort für Schülerinnen konnte durch den Ausbau eines Kellerraumes in einen Kochraum gewonnen werden. Aus dem Baukredit wurden sechs Ein-Platten-Rechauds, Boiler, Schüttstein, Geschirrschrank mit Geschirr für etwa 40 Schülerinnen, alles verschließbar bei militärischer Einquartierung, angeschafft. Als Mobiliar dienen Tische und Stühle aus dem Zelglischulhaus, alle neu gestrichen. Damit haben die Schülerinnen die Möglichkeit erhalten, selber einfache Gerichte zu kochen. Der Kochraum ist meist stark frequentiert, besonders an Tagen mit durchgehendem Nachmittagsunterricht.

Baukommission und Farbberater setzten sich dafür ein, daß der künstle-

rische Schmuck im neuen Hause nicht vernachlässigt wurde. Der Regierungsrat hat in großzügiger Weise die entsprechenden Kredite zur Verfügung gestellt. 36 Künstler erhielten die Einladung, sich an einem Wettbewerb für Tafelbilder zu beteiligen. Eine Jury, der unter anderen als Maler die Herren S. Brignoni, Bern, und O. Staiger, Zürich, angehörten, hatten die Aufgabe, aus 48 eingegangenen Werken 12 zum Ankauf auszuwählen. Die Jury achtete neben der Beurteilung hinsichtlich der Qualität auch darauf, daß unter den Werken die verschiedenen künstlerischen Richtungen vertreten waren. Die Schülerinnen sollen damit zur Teilnahme an der Diskussion über die verschiedenen Strömungen innerhalb der Malerei angeregt werden. Die angekauften Bilder schmücken heute Lehrzimmer und Gänge und sind noch durch Geschenke der Stadt Aarau, der Aargauischen Kantonschule, des Aargauischen Lehrerseminars, von Frau Prof. Weibel und der Lehrerschaft der Schule selber vermehrt worden.

Im ersten Stock zieren fünf Wandplastiken, entworfen und ausgeführt von Fräulein Verena Müller, Erlinsbach, den langen Gang. Sie bilden ein Geschenk des Aargauischen Lehrerinnenvereins an unsere Schule. Für die Eingangshalle der Übungsschule hat die Stiftung Pro Argovia eine Keramik von W. Schmid (Bré) «Die vier Elemente», ebenfalls aus einem Wettbewerb hervorgegangen, zum Geschenk gemacht. Das Kunstwerk wird vermutlich in absehbarer Zeit aufgestellt werden. Die Eingangshalle wird ihre geschlossene Form erhalten, wenn einmal am Nordfenster das große Glasgemälde von Max Hunziker (Zürich) eingebaut sein wird. Der Entwurf hiefür liegt vor, die Ausführung aber dürfte noch etwas auf sich warten lassen. Die Pläne für ein Wandgemälde im Lesesaal und einen Wandteppich in der Eingangshalle konnten vorläufig noch nicht verwirklicht werden.

Auch nach der «Züglete» zeigten sich Baukommission und Behörden noch geneigt, weitere, sich erst beim Wohnen im neuen Hause aufdrängende Anschaffungen und Ergänzungen zu genehmigen. Die Erfüllung solcher Wünsche brachte wenigstens in finanzieller Hinsicht kein Kopfzerbrechen, sagten doch Bauführer und Rechnungsführer des Hochbauamtes immer noch einen ansehnlichen Überschuß an Geldmitteln voraus. So bekamen die Schultische in den Lehrzimmern Stellschrauben, um Unebenheiten des Bodens überbrücken zu können. An allen Stühlen wurde eine Filzunterlage befestigt, um den Lärm beim Verschieben der Stühle zu vermindern. In das gleiche Kapitel «Lärmbekämpfung» gehört auch das Verkleiden der offenen Teile der Übungsklaviere in den Musikkojen mit Pavatex und Filz. Die Klaviere wirkten besonders in den kleinen Räumen viel zu laut, und die Betonwände und -decken erwiesen sich als ideale Überträger für alle

auf tretenden Frequenzen in weite Teile des Schulhauses. Bouclé-Teppiche sollen auch die Ableitung des Schalles via Boden herabsetzen. Das Lehrerzimmer erhielt für die zahlreichen Zeitschriften ein Gestell. Die Garderobe in der Eingangshalle mußte auf Grund der Erfahrungen bei den ersten Konzertveranstaltungen praktischer ausgebaut werden.

Die Behörden stellten auch die Geldmittel für die Anschaffung spezieller Unterrichtsgegenstände, welche nicht eigentlich zum Bau gehörten, zur Verfügung. So konnten ein Occasion-Flügel und ein neues Klavier angeschafft werden. Epidiaskope, Tonbandgerät, einige Kursmikroskope, Ergänzungen zur Fachbibliothek und anderes seien aus dieser reichen Liste genannt. Auch die hauswirtschaftliche Abteilung durfte ihr Inventar merklich ergänzen. Zur Erweiterung der Handbibliothek im Lesesaal trugen auch Geschenke der Aargauischen Frauenzentrale, des Aargauischen Lehrervereins und Privater bei.

Die Baukommission und vor allem deren Präsident haben während ihrer Amtszeit in ständig zunehmendem Maße Verantwortung für Entscheide zum Bau auf sich nehmen müssen. Die Kommission hat sich aller Probleme, auch der kleinsten, angenommen und die Abklärung in offener Aussprache unter Mitwirkung aller gesucht. Die gute Zusammenarbeit innerhalb dieses Gremiums und die Bereitschaft, sich nach gelegentlich auftretenden Meinungsverschiedenheiten doch wieder zu finden, wirkte sich für ihre Tätigkeit günstig aus. Sie durfte sich durch die zeitweise üppig in Erscheinung tretende und nicht immer gerechte Kritik nicht irritieren lassen. Die Mitglieder der Kommission sind sich durchaus bewußt, daß auch unser Neubau seine Mängel besitzt. Diese Feststellung darf allerdings nicht so ausgelegt werden, daß man der Kommission alles und jedes, was nicht nach Wunsch geraten ist, ankreiden darf. Wer die Zusammenhänge kennt, weiß, daß diese vielschichtig und kompliziert sind.

Den Arbeiten der Kommission waren selbstverständlich durch das aus einem Wettbewerb hervorgegangene Projekt bestimmte Grenzen gesetzt. In der Gestaltung der Details dagegen war sie frei. Ein abschließendes Urteil über die getroffenen Lösungen hinsichtlich Zweckmäßigkeit, Form und Farbe zu fällen, wäre für ein Mitglied der Baukommission fehl am Platze. Dieses Urteil haben andere abzugeben.

Mit Ergänzungen und Umarbeitungen
aus dem letzten Jahresbericht übernommen.

Donnerstag, den 15. September 1956, holte die Schule in einer kurzen, aber eindrucksvollen Feier die Grundsteinlegung nach. Herr Dr. Tschopp wandte sich an Lehrerschaft und Schülerinnen und erläuterte den Sinn dieser Handlung. Er legte die in der folgenden Rede genannten Dokumente in eine bereitstehende Kassette aus Kupfer, welche nachher ihren Platz unter einer Platte der Pausenhalle erhielt.

Ansprache anläßlich der Grundsteinlegung

CHARLES TSCHOPP

Werte Kollegen, liebe Schülerinnen,

Sie sind zu einer wohl für die meisten sehr ungewohnten feierlichen Handlung eingeladen worden. Soll ein großes öffentliches Gebäude entstehen, wird gewöhnlich bei Baubeginn ein Grundstein gesetzt. In eine Höhlung in oder unter dem Grundstein legt man dabei nach altem Brauch Urkunden über den Bau, Exemplare von Zeitungen und dergleichen. Der Bauherr und die Bauleute schlagen je dreimal mit dem Hammer auf den Stein und begleiten die Schläge mit einem Spruch; vielleicht so:

Dieser erste Schlag verjage
langer Jahre wahre Klage.
Dieser zweite Schlag soll künden,
daß sich Wunsch und Plan verbünden.
Dieser dritte Schlag verheißt
neue Wohnung neuem Geist.

Statt zu Baubeginn kann man auch zum Schluß etwa in einem vergoldeten Turmknopf ähnliche Urkunden einschließen. Dieser Aufenthaltsort ist allerdings mehr gefährdet. Es ist vorgekommen, daß ein Nachbar und fleißiger Schütze solch einen Knopf als hervorragendes Ziel erwählte; und als man die Kugel einmal herabnahm, war sie durchlöchert wie ein Räuchergefäß, und die Dokumente darin waren verkohlt.

Unsere Grundsteinlegung ist etwas eigenartig, denn sie wird wie die Turmknopfzeremonie erst am Schlusse gefeiert. Aber da es sich um einen symbolischen Akt handelt und nicht um eine Grundsteinlegung im nüchternsten, bautechnischen Sinn, soll es uns nicht stören.

Werte Kollegen, liebe Schülerinnen, als wir in dieses, in *unser* Schulhaus einzogen, dachte ich unwillkürlich an den Jubelruf Walthers von der Vogelweide, als er nach einem unsteten Leben ohne eigenem Heim und Boden endlich ein Lehen erhalten hatte:

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen!
Nû enfürhte ich nicht den hornunc an die zêhen!
(Ich habe mein Lehen, alle Welt, ich habe mein Lehen!
Jetzt fürchte ich den Februarfrost nicht mehr an den Zehen!)

Und so könnten wir singen: «Wir haben unser Schulhaus, alle Welt, wir haben unser Schulhaus!» Allerdings müßten wir unser Glück anders begründen als Walther von der Vogelweide. Oder vielmehr, wir brauchen es nicht zu begründen; denn jedermann weiß, wie wichtig für die Schule als Institution die Schule, als Gebäude verstanden ist. In verwirlichem, doch bezeichnendem Durcheinander wird das Wort «Schule» ja bald in diesem, bald in jenem Sinn verstanden, was für uns seinen klassischen, aber durchaus nicht korrekten Ausdruck beim Kantonsschulgebäude gefunden hat. Dort steht nämlich hoch und groß über der Front:

«Kantonsschule Aarau, gegründet 1802, erbaut 1896».

Was ist das für ein sonderbares Ding, das 1802 gegründet und erst 1896 erbaut worden ist?!

Es ist sehr lang gegangen, bis unsere Raumnot und unsere andern Nöte durch diesen Bau behoben worden sind. Doch dürfen wir uns mit andern Leuten trösten. Die Professoren der Kantonsschule zum Beispiel, die schon jahrzehntelang unter allerlei Mängeln ihres Gebäudes gelitten hatten, wurden 1861 endlich aufgefordert, über diese Mängel offiziell zu berichten, damit man Beschlüsse über Aufbau oder Neubau fassen könnte. 1868 meldete der Regierungsrat zuversichtlich, die Stadt Aarau wolle ein neues Schulhaus errichten... Aber erst 1896, 35 Jahre nach der Vernehmlassung, zogen Schüler und Professoren in das fertige Gebäude ein.

Vergessen wir auch nicht: Die kleinsten Fortschritte setzen meist ungeheure Bemühungen voraus. Es ist im Staat oft wie bei einer Uhr: Damit der große Zeiger und erst recht damit der kleine Zeiger kaum merkbar vorwärts rücken, müssen sich im Werk drin die Rädchen eifrig drehen, muß es ticken und tacken, müssen Unruhe oder Pendel ständig, unermüdlich schwingen. Wir schulden allen, die sich um das Haus bemüht haben, tiefen Dank! Aber Dank verdient auch unser Volk, wiewohl es nur mit einiger Mühe dazu gebracht werden konnte, zur Vorlage über die Berufsschulen ja zu sagen. Es auferlegt sich mit solchen Bauten immerhin bedeutende Ausgaben. Rund 2½ Millionen hat dieses Haus gekostet. Das entspricht ohne Abwärtsbesoldung, Licht, Heizung, Wasser usw. einer täglichen Ausgabe von weit über 500 Franken. Man darf mit Fug und Recht

aus Gottfried Kellers Kantate zur 50-Jahrsfeier der Universität Zürich zitieren:

«Kein fürstlicher Reichtum,
kein Erbe der Väter
erhält uns die Schule;
auf schwankem Gesetze,
sie steht in dem Äther
des täglichen Willens,
des täglichen Opfers
des Volkes gebaut!»

Bei aller Freude, liebe Schülerinnen, werte Kollegen, wollen wir aber den früheren Wohnstätten unserer Schule und der Stadt Aarau gegenüber nicht ungerecht sein:

Mit welcher unglaublicher Freude zügelten 1896 Seminar und Töchterinstitut in die für sie bereitgestellte alte Kantonsschule. Wir lesen im Jahresbericht für 1896/97:

«In den ersten Tagen des Juli begann in der obersten Etage des städtischen Schulhauses auf dem Westflügel, wo wir damals noch hausten, eine eigentümliche Bewegung. Es war, als sollte eine Revolution ausbrechen, denn was bis dahin fest gestanden oder niet- und nagelfest gehalten hatte, wurde weggerückt, herunter genommen, die Schränke geleert. Aber bald kam Ordnung in die Geschichte, und in Prozessionen sah man die Töchter mit unsern Siebensachen: den Gipsmodellen, physikalischen Apparaten, Glasflaschen usw. nach der ‚alten‘, aber für uns gar schmuck restaurierten Kantonsschule wallen. Zum Transport der Bibliothekbücher spannten sich die Jüngsten an einen Handwagen und führten die gesamte Wissenschaft korbweise in das neue Heim. Nachdem dann auch die schwere Bagage: die Kisten und Kasten von Schreibern transportiert worden waren, halfen die flinken Schülerinnen Ordnung in das Chaos hineinbringen, und in wenig Tagen war eine Arbeit vollendet, der wir schon seit geraumer Zeit mit heimlichem Grauen entgegengesehen hatten.

Der förmliche und feierliche Einzug fand aber nach den Sommerferien . . . statt.»

Man könnte glauben, unser Einzug und unsere Freude werde geschildert! Und der Rektor bezog damals mit herzlichem Dank gegenüber der Stadt und dem Stadtrat die neuen Räume, froh daß die Irrfahrten der Schule nun zu Ende seien.

ich

ber
en-

ter-
im

äd-
ten,

aus-
ge-

nke
nen

ysi-
gar

lio-
ten

ann
ans-

das
der

hen
ner-

chil-
der

der



Gesamtansicht



Haupteingang



Aula



se
19
H
de
sp
ja
un
au
tra
ew

Ka

Be
Re
2
win
3
ha
4
sch
Wa
fäll
dar
sein
wol
gan
ha
wir
der
gess

V
den
weis
Bleid
und

Allerdings schauten wenige Jahre später Lehrer und Schülerinnen sehnsüchtig zum Zelgli hinauf und schwärmten, wie es im Jahresbericht 1911/12 heißt, «vom Ausblick nach dem gelobten Land, dem von stolzer Höhe winkenden Zelglischulhaus».

Daran und noch an vieles anderes wollen wir bei einer Grundsteinlegung denken. Die Dokumente, die wir der Kasette anvertrauen, sollen ja in spätern Zeiten, bei einem Umbau des Schulhauses, bei einer Erweiterung, ja vielleicht sogar beim Abreißen wieder gelesen werden. Und indem unsere Gedanken zu jenem Zeitpunkt vorrücken, werden sie unwillkürlich auch den heutigen Augenblick einigermaßen sub specie aeternitatis betrachten, nicht als einen Schlußpunkt, sondern als einen Augenblick im ewig wechselnden, ewig unwertenden Geschehen.

Nun, was werden unsere Nachfahren in 50, in 500 Jahren u. a. in dieser Kasette finden, die wir versenken?

1. Den Großratsbeschluß über die Errichtung und den Bau kantonaler Berufsschulen (darunter als erstes dieses Gebäude) und den Bericht des Regierungsrates zum Entwurf für diesen Großratsbeschluß.

2. Den «Staatskalender», der späteren Geschlechtern Auskunft geben wird über alle heute im öffentlichen Leben mitwirkenden Leute.

3. Verschiedene Jahresberichte unserer Schule, in welchen die Schulhausfrage erörtert wird.

4. Elf ganz zufällig ausgewählte Nummern der bedeutendsten aargauischen Tageszeitungen aller Gegenden und aller politischen Richtungen. Was enthalten sie? Wahrscheinlich Wichtiges und Unwichtiges; ganz Zufälliges, aber auch unerhört Kennzeichnendes. Wir können heute nicht darüber entscheiden. Für die Spätern würde das meiste nicht wichtig sein, was wir ihnen mit Absicht und großem geistigem Aufwand mitteilen wollten; vielbedeutend aber, was wir ihnen unabsichtlich verraten. Vergangenes Jahr öffnete man den vergoldeten Knopf auf dem Aarauer Rathaus. Er enthielt Dokumente von 1822, 1855 und 1880. Von 1822 lesen wir: «Ein warmes Frühjahr verspricht reichen Segen an allen Früchten der Erde. Am 20. Mai hat man Brod aus neugeschnittener Gerste gegessen.» Reifes Getreide im Mai! Brot aus Gerste?!

Von 1855 melden sie: «Demnächst wird das Tracé einer zu erstellenden Eisenbahn von Olten bis Aarau festgestellt und dieselbe möglicherweise mittels eines Tunnels zwischen der Schanze und der Saxer'schen Bleichematte auf diese geführt werden.» Wie öffnen solche Mitteilungen, und zwar wesentlich nicht im beabsichtigten Sinn, Blicke auf die Ver-

gangenheit. Das Bahnhofgebiet, ein sozusagen absolutes Eisenbahngelände, war also noch private Bleichematte. Man denkt an Rückerts Chidher:
«Da fand ich einen waldigen Raum
und einen Mann in der Siedelei

Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich desselbigen Wegs gefahren.
Da fand ich eine Stadt, und laut
erschallte der Markt vom Volksgeschrei . . .»

«Möglicherweise mittels eines Tunnels» heißt es. Sollte es nicht heißen «selbstverständlicherweise»? Nein! Mögliches mag selbstverständlich werden, aber auch unmöglich. Unwahrscheinliches mag unvermeidbar werden, scheinbar Unvermeidbares dagegen kann wie ein Traum sich verflüchtigen. Was wissen wir!?

Im Inseratenteil einer Zeitung von 1855 erfahren wir, daß ein ambulantes «photographisches Atelier» im Rößli allhier sich einquartiert hat: «Während meinem kurzen Aufenthalt in hiesiger Stadt empfiehlt sich Unterzeichneter einem ehrenwürdigen Publikum für Verfertigung photographischer Portraits, welche in *zehn* Sekunden gefertigt werden. Für sprechende Ähnlichkeit wird garantiert . . .».

Diese Beispiele sollen zeigen, wie vermeintlich Belangloses, Zufälliges für spätere Leser und Betrachter bedeutungsvoll werden kann; sie sollen Erklärung und Entschuldigung zugleich sein für gewisse Dinge, die wir in diese Kasette legen und die einigen Schülerinnen, die davon hörten, unwesentlich, ja unbegreiflich schienen.

Ein Umschlag enthält 5. Blätter aus den Schulheften, Schönschriftproben, Präparationen für Lektionen an der Übungsschule usw. Ich bin gewiß, daß diese Blätter der unbekanntenen Schülerinnen aus der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts einst durch Wesenszüge reizvoll wirken werden, die uns jetzt gleichgültig sind; daß aber die imponierende Wissenschaftlichkeit eines Blattes aus dem Physik- und, genauer gesprochen, aus dem Optikunterricht ein Lächeln erwecken wird.

Photographien vom allmählichen Werden unseres Hauses sind 6. dabei; auch eine Photographie der Lehrerschaft. Alle entstammen der bewährten Hand unseres Direktors. Ich besitze Photographien früherer Schulklassen zu Großvaters Zeiten, Bilder auch von Kollegien, denen mein Vater vor langen Jahren angehörte. Ich kann es nicht verhehlen: Jedesmal bin ich beim Betrachten tiefbewegt. Mögen die Photographierten stolz oder bescheiden, klug oder stumpf drein schauen, sie sagen mir vor allem das

eine: Wir *leben!* Wir herrschen sogar; denn wir sind die Lehrer, wir sind die Schüler dieser oder jener Schule; wir sind die, welche sich vergnügen, sich photographieren lassen. Und jeder einzelne sagt noch in aller Bescheidenheit oder mit Stolz: Ich bin ich. Dabei sind sie alle tot und alle in den gleichen Rang der Namenlosen zurückgetreten, und nur ihr totes Bild lebt in einem gewissen Sinne noch. Wenn man das bedenkt, braucht es fast Mut, sich photographieren zu lassen.

In dieser Schachtel sind 7. die Haarlockenopfer von 4 Seminaristinnen. Man weiß, daß in früheren Zeiten Menschen in die Mauern bedeutungsvoller Bauwerke lebendig eingeschlossen wurden, damit ihr Opfer die dem Bau ungnädig gestimmten Dämonen versöhne oder verscheuche. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß mein Vorschlag, eine Seminaristin oder Töchtereschülerin einzumauern, einstimmig abgewiesen wurde. In spätern, zivilisierteren Zeiten schloß man nur noch Andeutungen solcher Opfer ein, etwa tönerner Nachbildungen oder – nach dem auch in der Sprache so beliebten Grundsatz des *pars pro toto* – bloß den Zopf oder schließlich auch nur eine Locke; von einer Jungfrau allerdings mußte sie stammen, und die Spenderinnen der Locken haben in dieser Hinsicht eine gewisse Verantwortung übernommen.

Haare sind also letzte Erinnerung an Menschenopfer. Aber erschrecken Sie nicht! Längst hat sich der erwähnte Aberglaube an die Notwendigkeit wirklicher oder andeutungsweiser Menschenopfer in das reinere Gefühl einer bloßen Symbolhandlung gewandelt, wie wir sie heute vornehmen, und in die Erkenntnis, daß Haare außerordentlich suggestiv wirken: Deshalb bewahrt der Liebende eine Locke von ihr, der Sohn von der Mutter, die Mutter vom verstorbenen Kind. Die Haare sind sozusagen Reliquien, Reliquien weltlicher Art.

Und 8., zu guter Letzt, kommt als wichtiges Dokument diese von Herrn Erziehungsdirektor Schwarz unterschriebene Pergamenturkunde in die Kasette. Ich werde den Inhalt dieser Rolle zum Abschluß vorlesen, will sie Ihnen aber vorher zeigen, damit Sie einen Blick auf die herrliche Schrift werfen, die unser Schreiblehrer Herr Eugen Kuhn ihr geschenkt hat.

Ihr Inhalt ist aber folgender:

«In der Volksabstimmung vom 14. Dezember 1952 wurde dem Großratsbeschluß über die Errichtung und den Bau kantonaler Berufsschulen vom 11. März mit 34 044 Ja gegen 31 505 Nein zugestimmt. Es wurde damit ein Gesamtkredit von Fr. 8 600 000.— bewilligt, von dem Fr. 5 885 000.— für den Bau von landwirtschaftlichen Schulen in Liebegg, Muri und Frick, Fr. 2 486 000.— für den Neubau des Lehrerinnensemi-

nars und Fr. 229 000.— für den Umbau der frei werdenden bisherigen landwirtschaftlichen Schule in Brugg zu einer Frauenberufsschule und für Unvorhergesehenes bestimmt sind. In einer ersten Bauetappe ist der Neubau für das Lehrerinnenseminar ausgeführt worden.

Die Aargauische Regierung freut sich, mit dem Bau dieses Schulhauses für das Lehrerinnenseminar und die Töchterschule einen Wunsch und Auftrag des Volkes erfüllt zu haben.

Das Lehrerinnenseminar und das der erst 1935 gegründeten Töchterschule vorangegangene Töchterinstitut waren vom Gründungsjahr des Seminars an während zwei Jahren (1873–75) in einer ehemaligen Fabrik beim Balänenweg einquartiert. 1875 fanden sie neben den städtischen Schulen im neugebauten Pestalozzischulhaus Platz, 1896 zügelten sie in die von der Kantonsschule verlassene ‚alte Kantonsschule‘, die heute als Amtshaus der Bezirksverwaltung dient. 1911 endlich durften sie, zusammen mit der Bezirksschule Aarau, in das neue Zelglischulhaus einziehen, wo ihnen das ganze Erdgeschoß zugewiesen wurde.

Als Seminar und Töchterinstitut 1896 in die ‚zahlreichen, weiten, lichten Räume‘ der alten Kantonsschule einzogen, wollten – wie der Jahresbericht meldet – ‚Alt und Jung erst den Augen nicht trauen, als sie die mit Grün und Blumen aufs Sinnigste geschmückten Treppen zu den von der Stadt renovierten und dem Töchterinstitut und Lehrerinnenseminar angewiesenen beiden obern Stockwerke hinaufstiegen‘. 1911 sprachen die Lehrer vor dem Zügeln vom ‚Ausblick nach dem gelobten Land, dem von stolzer Höhe winkenden Zelglischulhaus‘, ja sie schwärmten sogar in den höchsten Tönen von der ‚Akropolis‘ im Zelgli.

Von heute an gehört ein eigenes Haus dem Lehrerinnenseminar und der Töchterschule. Wir hoffen, daß Schülerinnen und Lehrer, auch wenn sie nicht mit so überschwenglichen Worten davon Besitz ergreifen sollten, doch für längere Zeit und mit tieferer Befriedigung hier wohnen und im vollsten Sinne des Wortes sich zu Hause fühlen werden. Sie sind jetzt aus der drangvollen Enge im Zelglischulhaus befreit und unabhängig vom ganz andersartigen Rhythmus der Bezirksschule.

Die Römer verehrten am Hausherd die Penaten. Über alle besonders, vergänglichen Anschauungen hinaus verriet sich im Glauben an diese Penaten die Überzeugung, daß ein Haus nicht bloß eine an sich tote äußerliche Hülle sei, sondern ein Gebilde erfüllt von einem eigenen Geist. Wir sind gewiß, daß dieser Geist mit der Schule einziehen und in diesem Haus sich entfalten wird.

Zur Erinnerung an die Einweihung des Schulhauses legen wir neben

dieses Schriftstück noch die auf einem besondern Blatt vermerkten Dokumente in die Kasette unter dem Grundstein. Damit sich zu diesen Dokumenten ein lebendiges Symbol der Erinnerung geselle, wird zugleich eine Linde südlich der Übungsschule gepflanzt.

Gott beschütze dieses Haus. Er gebe, daß eine hohe Auffassung von ihrem Beruf Lehrer und Schülerinnen vereine und daß ihr gemeinsames Bemühen unserm Volke zum Segen gereiche.»

Der 16. September 1956 – ein Freitag – war als offizieller Tag der Einweihung bestimmt. Musiklehrer und Schülerinnen hatten ein festliches Programm mit Gesang und Instrumentalmusik vorbereitet. Die Herren Baudirektor Dr. K. Kim, Erziehungsdirektor E. Schwarz und Dr. K. Baeschlin wandten sich in Ansprachen an die Festgemeinde. Der Schulleiter kam im zweiten Teil seiner Rede auf Erziehungs- und Bildungsfragen zu sprechen. Dieser Abschnitt sei in der Folge wiedergegeben.

Aus der Ansprache anlässlich der offiziellen Einweihungsfeier

KARL BAESCHLIN

... Die Entgegennahme eines eigenen Hauses aus der Hand der Behörden bringt nicht nur die Verpflichtung der Verwaltung. Unsere Schule hat von Volk und Behörden die schöne und verantwortungsvolle Aufgabe übernommen, für den Kanton Aargau fähige und pflichtbewußte Lehrerinnen auszubilden und in der Töchterschule die Grundlage für die verschiedensten Frauenberufe zu schaffen. Es ist mir deshalb ein Anliegen, am heutigen Tage auch einige Gedanken über unsere Arbeit darzulegen. Sie werden es mir nicht verübeln, wenn dies unter den gegebenen Umständen nur stichwortartig und im Überblick geschehen kann.

Unser Wirken in diesem Hause fußt auf den beiden Wurzeln Bildung und Erziehung. Sie alle kennen die Sorge der Väter und Mütter um eine gute Bildung und Erziehung ihrer Kinder. Das zeitlich begrenzte Einzelwesen sucht dabei über sich hinaus zu greifen und durch seine Kinder ein Stück Zukunft fest in die Hand zu bekommen. Aus der Erfahrung aber wissen wir,

daß der sorgfältigst erzogene Sohn mißraten kann, und daß wir mit all unserer Arbeit doch kein ganz sicheres Pfand erhalten. Unserem Tun haftet viel Ungewißheit an, und wir sind leider nicht bei jeder unserer Absolventinnen überzeugt, daß sie später ihr Amt in unserem Geiste und Sinne ausübe. Die gleiche Bemerkung ist selbstverständlich gegenüber jedem Berufe anzubringen. Neben dem Lehrerberuf sind aber nur noch wenige andere Berufsarten in diesem hohen Maße mit der Öffentlichkeit verknüpft. Das Wirken des Lehrers wird in der Familie besprochen, seine Fähigkeiten als Wissensübermittler und seine Eignung als Erzieherpersönlichkeit erhalten eine kritische Beurteilung. Die Öffentlichkeit erwartet vom Lehrer auch, daß er sich um eine unseren allgemein geltenden Ansichten entsprechende Lebenshaltung bemühe. Mag der Einzelne dies auch als eine Einschränkung seiner persönlichen Freiheit empfinden, so besteht diese Forderung doch zu Recht.

Es wird heute der Schule allgemein vorgeworfen, daß sie die Vermittlung von Wissensgut zu stark in den Vordergrund rücke und es an der Erziehungsarbeit mangeln lasse. Der Schüler habe nicht mehr Zeit, all das Gelernte zu assimilieren und zu erleben; es bleibe alles auf der Stufe des reinen Wissensgutes stehen, und nur ein kleiner Teil davon könne zu wahren Bildungsgut vertieft werden. Leider erhält gerade diese Art der Unterrichtsführung durch Radio, Film und die Flut von Zeitungen und Zeitschriften eine deutliche Förderung. Sie alle wissen, daß dieser Betrieb der bloßen, meist oberflächlichen Wissensübermittlung keinem Idealzustand entspricht, besonders wenn man berücksichtigt, daß der Umfang unseres Wissens von Generation zu Generation zunimmt. Es muß deshalb unsere dringlichste Aufgabe sein, eine gut überlegte Auswahl des Unterrichtsstoffes zu treffen und diese, so weit die Schüler zu folgen vermögen, in die Tiefe zu verankern. Es geht, um ein Beispiel aus meinem Unterrichtsgebiet zu geben, nicht an, den Assimilationsprozeß bei den Pflanzen nur durch einige chemische Formeln zu charakterisieren. Unser Bestreben muß sein, den Schülern diesen Prozeß als einen ganz entscheidenden biologischen Vorgang auf unserer Erde nahezubringen, seine Bedeutung als Spender der Nahrung und als Erneuerer der Atemluft für alle tierischen Organismen, auch für uns Menschen, herauszuarbeiten, und damit die Arbeit der Pflanze als Grundlage für jedes tierische Leben erkennen zu lassen.

Gestatten Sie mir noch einige Hinweise zum zweiten Pfeiler unserer Arbeit, der Erziehung. Das Verlangen nach Charakterbildung und Erziehung im allgemeinen Sinne wird heute häufig an die Schule gestellt, wobei gelegentlich nur sehr vage Vorstellungen über den Inhalt dieser Begriffe bestehen. Was ist denn nun Erziehung eigentlich? Sicher eine schwere Kunst,

welche einerseits für jede Altersstufe, andererseits für jede Wesensschicht des werdenden Menschen eine besondere Gestalt annehmen muß.

Wenn ich versuche, dazu einige Gedanken zu äußern, so muß ich als Naturwissenschaftler feststellen, daß Erziehungsarbeit zu einem Teil durch biologische Erscheinungen bedingt und geleitet wird. Ich denke hier an die Auswirkungen der Vererbungsgesetze, an die Gesetzmäßigkeiten der Lebensalter und die Erscheinungen der Fortpflanzung. Wir müssen diese Vorgänge als gegebene, vom Organismus her bestimmte Tatsachen für unsere Arbeit hinnehmen. Auch unsere Schülerinnen haben ihre Entwicklung noch nicht abgeschlossen. Sie machen gerade mit 17 bis 18 Jahren im allgemeinen deutlich erkennbare Wandlungen durch, und es gilt, dies für unser Tun auszunützen.

Ein anderes Glied, welches die Erziehungsarbeit leitet, hat sich die Menschheit selber geschaffen. Durch die Arbeit von Generationen sind wir zu einem bestimmten Kulturbesitz gelangt, sei es innerhalb einer Familie, eines Volkes oder einer ganzen Völkergruppe. Ein Hineingießen von Kenntnissen in ein seelenloses Gefäß gibt es nicht. Wir erwarten vom jungen Menschen eine innere Aktivität und Aufgeschlossenheit gegenüber dem Kulturbesitz zum Beispiel des Abendlandes, herausgeformt aus seinen vier Wurzeln, dem Erbe der klassischen Antike, aus dem Beitrag des frühmittelalterlichen Germanentums, aus der Innerlichkeit des Christentums und schließlich aus der mächtigen Entwicklung der Naturwissenschaften seit dem 18. Jahrhundert. Dieses Kulturgut zu bewahren, zu pflegen und unverfälscht weiterzugeben, erfordert heute wieder unausgesetzte Anspannung, wenn man bedenkt, daß wenig weit von unseren Grenzen weg unser Gedankengut zertrümmert wird und an dessen Stelle eine vom Politiker geschaffene Ideologie unter Anwendung der modernen Hilfsmittel, wie Massenversammlungen, Radio, Film, Presse, ja Terror getreten ist. Die Auswirkungen dieser systemgebundenen Ideologien sind auch bei uns spürbar und der eiserne Vorhang bietet keinen unbedingten Schutz.

Damit ist aber das Dritte und zugleich Schwerste angedeutet. Der Mensch besitzt gegenüber dem Tiere den Vorzug, daß er über Dinge, welche ihn umgeben, nachdenken kann. Erstaunlicher ist es, daß er auch über sich selber nachzusinnen vermag und seine Innenwelt, seine Innerlichkeit im Sinne von Portmann, entdeckt. Mit diesem Spaltungsvorgang erwacht eigentlich erst der Mensch im Menschen. Es gilt für den Erzieher, diese Innerlichkeit zu pflegen. Der junge Mensch soll an bestimmten Bildungsgütern zu einer reicheren und höheren Gestalt seines Innern gelangen und sein Wollen und Können selbst in die Hand nehmen. Dabei müssen sich

langsam innere Einstellungen herausbilden, wie Gesinnung, Bindungen an die Idee des Schönen, Guten und Wahren, kurz: Es soll ein verwandelter und veredelter Mensch hervorgehen. Dringt die Erziehung nicht bis in diese Tiefen, so ist sie keine eigentliche Erziehung, sondern bestenfalls eine Unter-richtung. Es gibt keinen Zauberstab, mit dem man das Innerste der Seele berühren könnte. Der Prozeß bleibt an einer Entwicklung in kleinen und kleinsten Portionen gebunden, und wer ihn an sich erfährt, merkt in der Jugend eigentlich kaum, was mit ihm vorgeht.

Alle unsere Arbeit, sei es Bildung oder Erziehung, ist auf ein gewisses Maß von Unterstützung durch das Elternhaus angewiesen. Wenn Einwirkungen des Elternhauses und der Schule allzu stark divergieren, so ist der junge Mensch der Leidtragende, und wir spüren gelegentlich an unseren Schülerinnen die dabei auftretenden Spannungen.

Meine Damen und Herren,

Es war mir ein Bedürfnis, Ihnen beim Anlasse der Einweihung unseres Schulhauses einige Probleme allgemeiner Art über unser Wirken darzulegen. Wenn die Lehrerschaft einer Schule um diese Dinge weiß, dann kann sich für diese Schule eine bestimmte Geisteshaltung und ein Eigenleben herausbilden. Ich habe Ihnen nichts über die Methoden gesagt, mit denen wir Bildung an unsere Schülerinnen herantragen und Erziehung zu erreichen versuchen. Ich darf über diesen Mangel hinwegsehen, wenn ich Ihnen den Leitsatz eines jüngst erschienenen Buches von Dottrens, Weber und Lustenberger zitiere: «Der Geist, der in einer Schule herrscht und ihren Wert bestimmt, ist zweifellos erzieherisch bedeutsamer als die Methoden, die zur Anwendung kommen.»

Wenn ich heute die große Ehre habe, unser neues Schulhaus aus der Hand der Behörden entgegenzunehmen, so ist es mein und sicher auch meiner Kollegen Wunsch, daß ein guter Geist im neuen Hause walten möge. Es liegt dies nicht allein in unserer Hand, wir können nur mit allem unserem guten Wollen und bestem Können versuchen, das unsrige dazu zu tun.

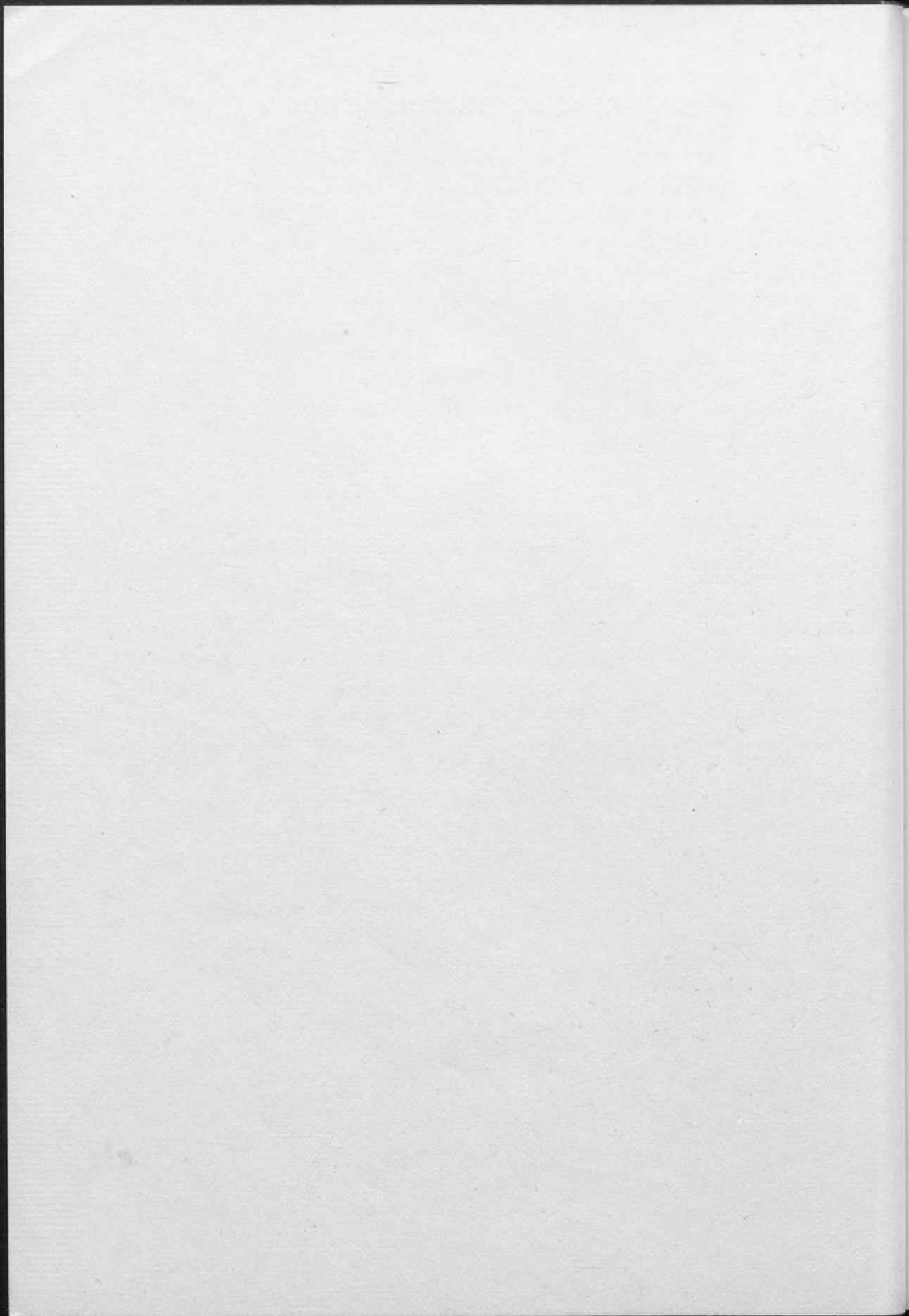
AUS DEM LEBEN DER SCHULE

an
alter
iese
ter-
eele
und
der

esses
wir-
der
eren

eres
gen.
sich
aus-
wir
hen
den
ten-
Wert
zur

and
iner
. Es
rem



V
l
e
k
n
n
t
s
t
z
F
v
n
s
z
n
z
F
E
a
t
a
s
C
v
c
z
n
S
S
E

Die Schule im Lichte einiger Zahlen

CHARLES TSCHOPP

Unsere Schule lebt und kümmert sich dabei wenig um statistische Belange. Wohl gibt es Jahresberichte, Personalbögen, allerlei Register; aber sie sind lückenhaft, und bei der Kleinheit der Verhältnisse spielen Zufälligkeiten oft eine zu große Rolle. Die vielen Tabellen, die ich zusammengestellt habe, kann ich hier nicht ausbreiten, ihre Wenn und Aber nicht erläutern. Man muß mir bei manchem Schluß Vertrauen schenken; und ich muß mich bemühen, dieses Vertrauen zu verdienen.

1873 wurde das schon längst bestehende, von Aarauern begründete Töchterinstitut durch Vertrag mit der Erziehungsdirektion zum Lehrerinnen-seminar erweitert. Institutsschülerinnen, die nach allgemeiner Bildung strebten, und zukünftige Lehrerinnen saßen hinfort in den gleichen Klassen zusammen. Die Schule blieb aber rechtlich eine unabhängige Privatanstalt; praktisch war sie eine Angelegenheit der Stadt Aarau. Erst 1911 wurde sie verstaatlicht. Doch stellte Aarau noch bis in das vergangene Jahr hinein die nötigen Räume unentgeltlich zur Verfügung und sorgte für deren Unterhalt.

Die Schule wohnt heute im fünften Schulhaus: 1873 bezog sie eine «provisorische Lokalität» in den Oehler'schen Gebäuden beim Balänenweg. 1875 zügelte sie in das eben erbaute Pestalozzischulhaus, das zugleich der Gemeinde- und der Bezirksschule diente. Von Anfang an lebte sie dort eng zusammengepfercht. 1892/93 konnte sie sich allerdings ein Zimmer in der Feer'schen Villa (dem heutigen katholischen Pfarrhaus) sichern. Aber die Belastung des Bodens durch ein Dutzend schwerer Tische und durch mehr als zwei Dutzend Schülerinnen war zu groß: Bald zeigten sich in der prächtigen Stuckdecke des Salons darunter verdächtige Sprünge. Es blieb nichts anderes übrig, als das Sammlungszimmer, das eigentlich nur ein unterschlagener Gangteil war, auszuräumen und zu benutzen. 1895/96 hätte Chemie erteilt werden sollen; doch da kein geeigneter Raum vorhanden war, mußte die Chemie in Mathematik verwandelt werden, eine auch für dieses Fach beispiellose Verwandlung.

1896 konnten Töchterinstitut und Seminar in die alte Kantonsschule umziehen. Lehrerschaft und Schülerinnen waren zufrieden. Nur fehlte eine richtige Turnhalle; denn die alte an der Kasernenstraße war nach jeder Stunde staubdurchschwängert wie eine Manege. Man erbat und erhielt vom Stadtrat die Erlaubnis, im Saalbau zu turnen, wo man aber nach fröhlichen Festen um Bierlachen herum den Reigen führen mußte.

Die Schule wuchs, die Zimmer wurden zu klein. Ein Lichtblick in jedem Sinne war es, als 1899/1900 in zweien die elektrische Beleuchtung eingeführt wurde. In überfüllten Räumen baute man Ventilatoren ein. Die Übungs- klaviere stellte man in die Lehrzimmer für Mathematik, moderne Sprachen und Zeichnen. Kurz, die Verhältnisse wurden «unleidlich».

Da kam das Jahr 1911 und damit der Umzug in das unterste Geschoß des neuen Bezirksschulhauses im Zelgli. Doch auch hier wuchsen die Bedürfnisse. Das Seminar vergrößerte sich um die Übungsschule, die Bezirksschule forderte immer mehr Raum. 1928 wurde schon lebhaft vom Ausbau der höhern Mittelschule für Mädchen geredet. «Einsicht und guter Wille sind vorhanden, aber alle, auch die bescheidensten Reformen, scheitern an der Enge des Raumes...». Trotzdem reifte der Plan für eine Töchterschule. «Da nun die Raum- und Finanzfrage im Vordergrund stehen», heißt es im Jahresbericht 1933/34, «seien an dieser Stelle einige Hinweise gegeben... Das jährliche Budget der neuen Anstalt käme dadurch auf zirka Fr. 20 000.— zu stehen. Sollte später einmal Parallelführung der beiden Klassen notwendig werden, so müßten nach gemachten Erhebungen und Berechnungen noch 1–2 Unterrichtszimmer gewonnen werden... So wie die Dinge heute liegen, besteht aber hiefür eine bestimmte Aussicht, so daß nachdrücklich betont werden darf, die Aargauische Töchterschule kann ohne Neubau und mit verhältnismäßig geringen Kosten ins Leben gerufen werden.»

Die Töchterschule wurde 1935 tatsächlich ins Leben gerufen. Doch sehr bald war der Optimismus des Jahresberichtes verflogen. 1938 stieg der Jammer über den Platzmangel schon hoch, 1940 wurde der Planwettbewerb für ein eigenes Schulhaus ausgeschrieben. Am 16. Mai entschied das Preisgericht, und...

1955 zog die Schule stolz in ihr neues Heim.

In diese wandernde und sich vielfach wandelnde Schule sind von 1873 bis 1955 ziemlich genau 1800 Seminaristinnen eingetreten; von 1873–1935 600 Institutsschülerinnen; von 1935–1955 wiederum merkwürdig genau 500 Töchterschülerinnen.

Für die nähere Untersuchung unterscheide ich vier Perioden: Zuerst war die Seminausbildung nur dreijährig. 1891 wurden zum ersten und lange Zeit einzigen Mal zwei Klassen aufgenommen. Die Seminaristinnen der einen Klasse wurden noch in drei Jahren zum Patent geführt, die andern in vier. Von 1895 an gab es demgemäß keine «dreijährigen» Seminaristinnen mehr. Da aber 1896 der Umzug in die alte Kantonsschule stattfand und

damit ein fühlbarer Umschwung und Aufschwung verbunden war, rechne ich die erste Periode gewöhnlich bis Frühling 1896. Die zweite Periode läuft bis Ende des Schuljahres 1910/11. Die dritte Periode beginnt mit dem Umzug von der alten Kantonsschule ins Zelglischulhaus; zugleich wurde 1911 die Schule verstaatlicht. 1936 war praktisch die Institutszeit abgelaufen und die Töchterschule, die man 1935 mit einer Klasse eröffnet hatte, zweiklassig geworden. Mit Frühling 1936 beginne ich die vierte Periode, die bis zum Bezug des neuen Schulhauses reicht.

Rund 1200 Seminaristinnen traten zur «Institutszeit», also in den ersten drei Perioden ein, rund 600 zur «Töchterschulzeit». In der ersten Periode kamen auf nicht ganz 300 eintretende Seminaristinnen 290 Institutschülerinnen; in der zweiten Periode auf etwas über 300 Seminaristinnen etwas weniger als 190 Institutschülerinnen; in der dritten auf 600 nur noch 120. Diese Zahlen bezeugen den «Zusammenbruch» des Töchterinstitutes. Sie geben aber trotzdem noch eine übertriebene Vorstellung von dessen Bedeutung: Die Institutschülerinnen traten nämlich wohl in ziemlich großer Zahl ein, waren aber außerordentlich wenig seßhaft. Die meisten schnupperten nur ein bißchen an der allgemeinen Bildung und gingen wieder. Deswegen spielten sie im Klassenbild eine weitaus geringere Rolle, als die Zahl der Eintritte vermuten ließe.

Woher kommen unsere Schülerinnen? Bis zu einem gewissen Grade hängt damit die kantonale Geltung von Seminar und Töchterschule zusammen. Sind sie Schulen für den Kanton oder bloß, wie scharfe Zungen behaupten, für die Hauptstadt und deren Umgebung?

Hie und da schicken Aargauer, die im Ausland wohnen, ihre Tochter zu uns; aber deren Zahl ist in jeder Periode mühelos an den Fingern einer Hand abzuzählen. Nur im Institut des letzten und ganz am Anfang dieses Jahrhunderts gab es echte Ausländerinnen, die gelegentlich einer Klasse einen leichtesten fremden Hauch schenkten.

Bemerkenswerter ist die Zahl der Schülerinnen, deren Eltern in andern Kantonen wohnten: Von den 600 Institutsschülerinnen waren es gute 10%; zwei Drittel davon kamen allein und zu ungefähr gleichen Teilen aus den Kantonen Solothurn, Neuenburg und Waadt. Für den Kanton Solothurn ist das weiter nicht erstaunlich. Immer fanden Schülerinnen, ob Aargauerinnen oder Nichtaargauerinnen der Heimatzugehörigkeit nach, ihren Weg von Schönenwerd und gelegentlich auch von Olten nach Aarau. Die Schülerinnen aus dem Waadtland dagegen, die vor allem in der ersten Periode kamen, waren meistens auch Waadtländerinnen; die aus Neuenburg, welche die

zweite Periode bevorzugten, fast ausschließlich Neuenburgerinnen. Bei ihrem Besuch handelte es sich um ein schwächer ausgebildetes Gegenstück zu unserer Mode, die Töchter ins Welschland zu schicken.

In der Töchterschule gibt und gab es nur recht wenige mit außerkantonalen Wohnorten, nämlich 28 von 500 Eingetretenen; und davon kamen 21 aus dem Solothurnischen, das heißt fast alle von Schönenwerd.

Auffälliger ist, daß unter den insgesamt 1800 Seminaristinnen 165 von Eltern mit außerkantonaalem Wohnort stammten. Manche dieser Eltern waren Aargauer, die ihre Tochter hier wieder heimisch und beruflich ansässig machen wollten; hie und da lockten sie auch die Stipendien. Anders sind die besonders hohen Zahlen für den Thurgau und zum Teil für Solothurn zu erklären: Von den 165 Schülerinnen, deren Eltern in andern Kantonen wohnten, kamen 79 allein aus dem Solothurnischen. Auch die Zahl 17 für den Thurgau ist verhältnismäßig bedeutend, wenn man bedenkt, daß 11 aus dem Kanton Zürich, 10 aus Bern und nur vereinzelt aus weitem Kantonen kamen. 14 der 17 waren nämlich auch Thurgauerinnen, 53 der aus dem Solothurnischen kommenden auch Solothurnerinnen, die nicht nur in Schönenwerd und Olten, sondern vereinzelt auch in andern Ortschaften wohnten. Die Thurgauerinnen und ein großer Teil der Solothurnerinnen wurden Lehrerinnen in ihrem Kanton.

Dies alles spielte sich zur Hauptsache vor dem Ersten Weltkrieg ab. Frl. Flühmann, die hochverehrte Seminarlehrerin, zitierte 1888 mit lebhafter Zustimmung aus einem Artikel über die Kantonsschule: Wenn eine höhere Bildungsanstalt keine Anziehungskraft mehr über die Kantons Grenzen hinaus besitze, werde sie auch den Ansprüchen des eigenen Kantons nicht mehr lange genügen. Unter der Schülerschaft des Seminars und der Kantonsschule tummelte sich damals eine kleine, aber bunte Schar von Außerkantonalen, sogar von Welschen, und von Ausländischen. Heute sind überall Schulen entstanden. Die Eltern brauchen ihre Kinder nicht mehr aus dem Kanton oder gar außer Landes zu schicken. Und wenn sie es noch wollten, würden sie bald feststellen, daß man heute für ein Land nur noch in diesem Land ausgebildet werden kann. Es ist zu befürchten, daß wenn überall Lehramtsschulen für Sekundarlehrer, Seminarien für Haushaltungslehrerinnen und Kindergärtnerinnen, Hochschulen für bestimmte Ausweise usw. entstehen, für ein bestimmtes politisches Gebiet nur noch die Schulen dieses Gebietes gut genug sein werden, als ob es eine besondere seldgauische Pädagogik, eine seldgauische Mathematik, ein seldgauisches Französisch gäbe, das man nur in der Hauptstadt des Seldgaus, in Seldwil, lehre und lerne.

Woher kommen und kamen nun die Schülerinnen, deren Eltern im Aar-

gau wohnen? Über das Töchterinstitut kann man sich kurz fassen: Es war eine Aarauer Gründung und diente auch in erster Linie der Stadt. Aus Aarau allein kamen in der ersten Periode (1873–1896) 80,5%, in der zweiten Periode (1896–1911) 69%, in der dritten Periode (1911–1936) 65,5%; im Durchschnitt 72,4%, also gegen drei Viertel aller Schülerinnen. Nicht einmal die Umgebung von Aarau hatte starken Anteil an der Schule, eher noch die leicht erreichbaren Städte wie Lenzburg, Brugg und Zofingen.

Da in einem gewissen Maße die Töcherschule Nachfolgerin des Institutes ist, wird es lehrreich sein, die Verhältnisse an dieser Schule zu erfahren: Die 469 Eingetretenen, deren Eltern im Aargau wohnen, verteilen sich folgendermaßen auf die 11 Bezirke:

Aarau	152	(60)
Stadt Aarau allein	102	(22,4)
Suhr	16	(5,2)
Buchs	12	(5,6)
Übrige 10 Gemeinden	22	(22,4)
Baden	53	(80)
Bremgarten	18	(42)
Brugg	42	(36)
Kulm	44	(42)
Laufenburg	8	(26)
Lenzburg	86	(42)
Muri	9	(27)
Rheinfelden	2	(25)
Zofingen	50	(62)
Zurzach	5	(27)
	<hr/>	
	469	(469)

oder 1 Schülerin pro 577 Personen der Wohnbevölkerung von 1941. In Klammern beigelegt sind die Zahlen, die sich ergäben, wenn die Eintritte proportional zur Bevölkerungszahl von 1941 geschehen wären (die Zahlen würden etwas anders lauten, wenn man die Volkszählung von 1950 berücksichtigte oder die von 1930 und 1920, also jener Zeiten, da die zukünftigen Schülerinnen geboren wurden).

Immer noch ist die Agglomeration Aarau und ganz besonders Aarau übervertreten (der übrige Bezirk ist zu schwach vertreten!); stark übervertreten ist auch Lenzburg, schwächer Brugg und Kulm. Etwas zu schwach vertreten sind Zofingen und Baden. Dann folgen in abfallender Reihe Bremgarten, Muri, Laufenburg, Zurzach und Rheinfelden. Es ist klar, daß von Brugg an

die Anziehungskraft der Zürcher Schulen, im Fricktal und besonders im Bezirk Rheinfelden die der Basler Schulen sich bemerkbar macht. Die Bewohner des Freiamtes und überhaupt aller katholischen Gebiete berücksichtigen gern katholische, meist innerschweizerische Schulen, besonders dann, wenn sie die Tochter sowieso – ob in Aarau oder in der Innerschweiz – in Pension geben müssen. Die reformierte Bevölkerung ist bedeutend weniger gewohnt, Entsprechendes zu tun. Aarau, Lenzburg, Kulm, Zofingen sind wirklich und in erster Linie auf die Aargauischen Schulen angewiesen.

Wichtig ist auch die Struktur der Bevölkerung: Töchter von Bauern und Fabrikarbeitern sind schwach, die Töchter von Eltern mit «gehobenen» Berufen aber stark vertreten. Die Zahlen haben sich übrigens in den letzten zehn Jahren verschoben, die Unterschiede gemildert: Der Bezirk Aarau war in den ersten elf Jahren fast dreifach übervertreten (gegenüber der rein mechanisch nach der Bevölkerung errechneten Zahl), jetzt nur noch knapp zweifach. Bremgarten schickte etwa einen Drittel, jetzt über die Hälfte «seiner» Zahl; Laufenburg früher einen Achtel bis einen Siebentel, jetzt mehr als die Hälfte; Muri früher nur einen Achtel, jetzt bedeutend mehr als die Hälfte. Schulpolitisch, aber auch in andern Beziehungen wäre erwünscht, wenn diese Entwicklung anhielte.

Die Zahl der Eintritte ins Seminar betrug in der vierten Periode (1936 bis 1955) 572. Sie sei hier etwas näher beleuchtet:

Bezirk Aarau	163	(73,26; 163:73,26 = 2,23)
„ Baden	105	(97,76; 1,07)
„ Bremgarten	26	(51,02; 0,51)
„ Brugg	32	(44,22; 0,73)
„ Kulm	45	(50,62; 0,89)
„ Laufenburg	23	(31,30; 0,74)
„ Lenzburg	56	(51,19; 1,09)
„ Muri	15	(32,96; 0,46)
„ Rheinfelden	15	(30,83; 0,49)
„ Zofingen	76	(75,95; 1)
„ Zurzach	16	(32,89; 0,49)
	572	(572,00)

oder eine Schülerin auf 473 Einwohner. Wiederum sind in Klammer die Zahlen beigefügt, die sich ergäben, wenn die Eintritte proportional zur Bevölkerungszahl von 1941 gewesen wären. Die dritte Zahl gibt das Verhältnis der wirklichen Eintritte zu den errechneten, ist also ein Maß für die Über- und Untervertretung der Bezirke (die Ausdrücke «Übervertretung», «Un-

tervertretung» usw. beziehen sich nur auf dieses Zahlenverhältnis und bedeuten an sich gar kein weiteres Urteil).

Man sieht: Aarau ist stark, Lenzburg und Baden schwach übervertreten; Zofingen ist «richtig», Kulm, Laufenburg und Brugg sind etwas untervertreten; Bremgarten, Zurzach, Rheinfelden und Muri erreichen ungefähr die Hälfte der errechneten Zahl.

Bemerkenswert ist wiederum, daß im Bezirk Aarau vor allem die Stadt Aarau übervertreten ist. Aus den übrigen Gemeinden dieses Bezirkes kamen 54 Schülerinnen an Stelle von proportionsgemäß 46, eine schwache Übervertretung, wenn man bedenkt, daß dabei die durchaus städtischen Vororte Buchs, Suhr, große Teile von Küttigen, Rohr usw. und schließlich die bedeutende und nahe Ortschaft Gränichen mit eigener Bezirksschule mitgerechnet sind. Tatsächlich sind in der vierten Periode aus Biberstein, Hirschtal, Rohr gar keine, aus Unterentfelden und Densbüren je nur eine Schülerin ins Seminar eingetreten! Von der Stadt Baden kamen 35 an Stelle von proportionsgemäß 22; von der Stadt Zofingen 31 an Stelle von proportionsgemäß 14 (dagegen sind aus Rothrist und Oftringen mit vorwiegender Industriebevölkerung 10 an Stelle von 18 gekommen, obwohl Eisenbahn- und Bezirksschulverhältnisse sehr günstig sind; Strengelbach schickte sogar keine und Safenwil nur eine). Von der Stadt Lenzburg kamen 19 statt 9, usw. Im ganzen sieht man, daß es sehr stark auf die Struktur der Bevölkerung ankommt; daneben auch auf die Bequemlichkeit der Verkehrsverbindung und auf die Möglichkeit, außerkantonale Schulen zu besuchen. Doch sind im einzelnen Ursache und Wirkung kaum auseinander zu halten. Schickt manches entfernte Dorf dieser Entfernung wegen keine Schülerin, oder verhält es sich wie Biberstein, Hirschtal, Rohr und Strengelbach? Schicken gewisse Gegenden wenig, weil sie durch Bezirksschulen schlecht erschlossen sind; oder sind sie schlecht erschlossen, weil der Drang zur Weiterbildung sowieso irgendwie gehemmt ist? Ist nicht manches katholische Dorf, wo man noch gewisse Vorbehalte gegen «Aarau» haben mag, zugleich stark bäuerlich und verhält sich schon deswegen nicht viel anders, als manches echte Bauerndorf im Bezirk Brugg?

Wenn man die Zahl der Bezirksschülerinnen in den Jahren 1935/36, 1940/41, 1944/45, 1949/50 und 1953/54 für die Bezirksschulen ausrechnet und für jeden Bezirk zusammenzählt, erkennt man sofort, daß diese Zahlen im Verhältnis zur Bevölkerungsgröße von 1941 sehr verschieden sind: Setzt man für den Bezirk Rheinfelden die Verhältniszahl 100, so lauten die entsprechenden Zahlen für die andern Bezirke: Aarau 183, Baden 140, Bremgarten 123, Brugg 150, Kulm 163, Laufenburg 107, Lenzburg 183, Muri 137,

Zofingen 177, Zurzach 153. M. a. W.: Die gleiche Bevölkerungszahl, die im Bezirk Rheinfelden in einer bestimmten Zeit 100 Schülerinnen in die Bezirksschule schickt, würde zum Beispiel im Bezirk Brugg in derselben Zeit 150 schicken, in Zofingen 177 usw. (Die Berücksichtigung der Tatsache, daß Bezirk und Einzugsgebiet der Bezirksschulen eines Bezirkes sich nicht genau decken, würde die Unterschiede meistens nur verschärfen.) Wenn es nun auf die Zahl der Bezirksschülerinnen ankäme, würde die proportionale Verteilung der Eintritte ins Seminar wieder ganz neue Zahlen ergeben. Es zeigte sich beim Vergleich mit den wirklichen Eintritten, daß die Übervertretung des Bezirks Aarau stark gemildert würde; die Untervertretung von Zurzach bliebe zwar, die von Muri würde nur wenig, die von Bremgarten ziemlich viel, die von Rheinfelden sehr viel gemildert und die von Laufenburg sogar in eine Übervertretung verwandelt. Übervertreten wäre neben Aarau und Laufenburg nur noch Baden.

Nach der Statistik der Erziehungsdirektion sind in den Jahren 1935/36, 1939/40, 1944/45, 1949/50 und 1953/54 von den Bezirksschulen 1134 Schüler und Schülerinnen an kantonale, 962 an außerkantonale Lehranstalten übergetreten ($1134:962 = 1,18$). Die von mir errechneten entsprechenden Zahlen für einzelne Bezirksschulen lauten:

Aarau	287 und 48	($287:48 = 5,98$)
Baden	106 und 188	(0,56)
Bremgarten	13 und 54	(0,24)
Wohlen	19 und 70	(0,27)
Brugg	63 und 49	(1,29)
Laufenburg	23 und 25	(0,92)
Lenzburg	95 und 43	(2,21)
Muri	40 und 40	(1)
Rheinfelden	35 und 88	(0,40)
Zofingen	56 und 69	(0,81)
Zurzach	23 und 13	(1,77)

Diese Zusammenstellung wirkt überraschend, und es lohnt sich, nicht nur die absoluten Zahlen, sondern auch die in Klammer beigefügten Verhältniszahlen anzuschauen. Obwohl verschiedene der außerkantonalen Lehranstalten weder Gymnasien noch Seminarien sind (Verkehrsschulen, Technika usw.), gehen die Aarauer mit überwiegendem Mehr an die kantonalen Schulen über. In ihrer Gemeinschaft, aber bei weitem nicht so ausgeprägt, sind Lenzburg, Zurzach (aber mit kleinen absoluten Zahlen) und Brugg.

Dagegen fallen in umgekehrter Richtung auf: Rheinfelden, Wohlen und Bremgarten.

Zu den Patentprüfungen kommen neben unsern Schülerinnen sozusagen ausnahmslos nur Schülerinnen aus katholischen Instituten, und zwar waren es in der vierten Periode 59, welche die Prüfung bestanden: 10 Bürgerinnen anderer, meist innerschweizerischer Kantone, 5 Bürgerinnen einer Gemeinde im Bezirk Baden, 10 im Bezirk Bremgarten, 7 in Laufenburg, 10 in Muri und 17 (!) in Zurzach. In bezug auf die Zahl der Patentierten findet dadurch – was hier nicht näher bewiesen werden soll – eine ganz beträchtliche Verbesserung der Untervertretungen statt, die für Laufenburg und Zurzach geradezu einen Ausgleich schafft.

Zum Schlusse dieses Abschnittes, der nur Andeutungen und Anregungen geben will und kann, noch eine kleine Bemerkung: Ziemlich oft wurde mir bei Wanderungen über Land entgegengehalten: «Die höhern Mittelschulen sind nur für die Städter da; von unserm Dorf kommt nie oder selten jemand hin.» Nun entfällt von 1936 bis heute durchschnittlich erst auf 473 Personen der Wohnbevölkerung 1941 eine Seminaristin und von 1935 bis heute auf 577 Personen eine Töchtereschülerin; oder zusammengerechnet auf 260 Personen eine Schülerin. Man darf sich also nicht wundern, wenn von Gemeinden wie Eggenwil (268 Einwohner), Hilfikon (177), Mettau (286), Geltwil (148) usw. keine Schülerinnen kamen. Wenn anderseits eine Gemeinde wie Unterehrendingen (373) eine Seminaristin schickte, hat sie in dieser Hinsicht ihre «Pflicht» schon erfüllt. Gemeinden wie Holziken (445) mit einer Seminaristin und einer Töchtereschülerin, Münchwilen (270) mit einer Töchtereschülerin, Gebenstorf (432) mit 3 Seminaristinnen, Etzgen (290) mit 2 Seminaristinnen haben ihr «Plansoll», gemessen am kantonalen Durchschnitt, schon «übererfüllt». Muri schickte 7 Seminaristinnen und 4 Töchtereschülerinnen, insgesamt 11 auf eine Bevölkerung von 3339; dem Durchschnitt entsprächen 12 bis 13. Brittnau (2791) 6 Seminaristinnen und 3 Töchtereschülerinnen, zusammen 9 statt 12 bis 13. Zurzach (2401) 7 Seminaristinnen und 1 Töchtereschülerin, zusammen 8, statt 9 bis 10. Kirchleerau (495) 3 Seminaristinnen und Mooslerau (459) 3 Töchtereschülerinnen, zusammen 6 statt 3 bis 4. Dagegen waren Oftringen (4837) mit 5 Seminaristinnen und 3 Töchtereschülerinnen und Strengelbach (2111) mit 1 Töchtereschülerin sehr schlecht vertreten; dem kantonalen Durchschnitt hätten nämlich bei jener Ortschaft 18 bis 19, bei dieser 8 bis 9 entsprochen.

Man ersieht daraus, daß eine kleinere Ortschaft auf die Länge durchaus dem kantonalen Durchschnitt entsprechen mag, trotzdem sie während 20 und mehr Jahren keine einzige Schülerin schickt. Von Ammerswil (312) zum

Beispiel kam niemand in der vierten Periode; in der dritten dagegen (1911 bis 1936) waren drei Seminaristinnen dort zu Hause, was für jene Periode eine dreifache Übervertretung bedeutete.

Wie verhält es sich mit der Konfession unserer Schülerinnen? 1873 bis 1895 (soweit es sich feststellen ließ) waren:

reformiert	761 Promille	(545 Promille)
katholisch	223 „	(446 „)

(Konfessionslose, Israeliten usw. werden hier nicht aufgeführt. Ihre Anzahl beträgt jeweilen nur wenige Promille.) In Klammer beigefügt ist der Durchschnitt der Promille-Zahlen für die Gesamtbevölkerung des Aargaus in den Zählungen 1870, 1880 und 1888.

1895–1911:

reformiert	778 Promille	(555 Promille)
katholisch	172 „	} (438,5 „)
christkatholisch	47 „	

In Klammer: Durchschnitt der Zählungen 1900 und 1910. Katholische und Christkatholische wurden bis 1920 in der kantonalen Statistik nicht auseinandergehalten.

1911–1935:

reformiert	777 Promille	(571,5 Promille)
katholisch	185 „	} (420,5 „)
christkatholisch	31 „	

In Klammer: Durchschnitt der Zählungen 1920 und 1930.

1935–1956:

reformiert	798 Promille	(573,5 Promille)
katholisch	191 „	(401 „)
christkatholisch	7 „	(18 „)

Wie zu erwarten war, ist die katholische Bevölkerung zu schwach vertreten. In den letzten fünf Jahren hat sich allerdings das Verhältnis von Reformierten zu Katholiken deutlich verschoben:

reformiert	739,6 Promille
katholisch	253,7 „
christkatholisch	5,6 „

Es gibt Klassen, besonders im Seminar, die auf eine früher ungewohnte Art große katholische Minderheiten aufweisen. Woher diese Veränderung kommt, ist schwer zu sagen. Die stärkere konfessionelle Durchmischung der Bevölkerung wird eine Rolle spielen; die Verstärkung manches katholi-

schen Dorfes, das früher, nicht etwa bloß weil es katholisch, sondern weil es bäuerlich war, wenig Schülerinnen schickte; vielleicht auch, daß gewisse Vorbehalte gegen die «Aarauer Schule» aufgegeben wurden, was sehr schön wäre. Um einigermaßen sichere Schlüsse zu ziehen, müßte man hier, wie übrigens noch an verschiedenen Stellen, die Statistik mindestens über alle kantonalen Mittelschulen ausdehnen.

Eine statistisch schwer feststellbare und vergleichbare und doch den Lehrern auffallende Tatsache ist es, daß in vielen Familien, wo die Mutter unsere Schule besucht hat, auch die Tochter geschickt wird; oder daß mehrere Schwestern einander folgen. So kam eine Emma von 1935–1939 in das Seminar, die Schwester Lydia besuchte von 1937–1939 die Töchterschule, die Schwester Dora von 1944–1948 das Seminar, die Schwester Edith von 1947–1952 Töchterschule und Seminar. Aus einer andern Familie kamen: Annemarie 1933–1937, Ruth 1937–1941, Alma 1940–1942, die Cousine Herta 1941–1942, die Cousine Hadwig 1944–1946 und von einem andern Onkel die Cousine Sabina 1948–1952. Aus einer dritten Familie stammten: Lotte 1926–1930, Elisabeth 1931–1935, Marianne 1941–1945, Magdalena 1945–1949, die Tochter der erstgenannten Lotte 1951–1955; andere der zweiten Generation sind schon angekündigt!

Gewisse Familien gehören zum Bestand der Schule fast wie die Lehrer. Die Tatsache, daß man die Mütter zukünftiger Schülerinnen, die Töchter, Schwestern, Nichten früherer unterrichtet, ist nicht der geringste Grund, warum an unserer Schule entschieden ein familiärer, menschlicher Ton herrscht.

Seit 1912 liegen die Zeugnisrödel der ausgetretenen Schülerinnen vor, auf welchen der Beruf des Vaters angegeben ist. Aber das Material enthält Fehler und Nachlässigkeiten, daß eine eigentliche Berufsstatistik unmöglich wird. Besonders häufig werden Titel statt Berufe angegeben. Ein Dr. phil. war in einem bestimmbar Falle Bezirkslehrer, ein anderer aber freier Schriftsteller. Ein Dr. jur. kann Richter, Fürsprecher oder Beamter sein. Gar nicht selten sind «Friedensrichter» oder «alt Friedensrichter» angegeben (so sogar im Telephonbuch). Meistens handelt es sich um Landwirte.

Unter den 1880 seit 1912 -ausgetretenen oder heute noch in der Schule befindlichen Schülerinnen gaben außerordentlich viele als Beruf des Vaters Lehrer an, nämlich 281. 15% unserer Schülerinnen sind Lehrerstöchter oder eine auf 6,7. Zur Tatsache, daß man zukünftige Kolleginnen zu bilden hat, kommt hinzu, daß nicht selten ein Viertel bis ein Drittel einer Klasse

Lehrerskinder sind, was Einfluß auf Ton und Art des Unterrichtes hat. Offenbar waren die Verhältnisse vor 1912 kaum anders, wie man aus gelegentlichen Bemerkungen erfährt. Im Jahresbericht 1882/83 steht: «Interessant ist die Tatsache, daß von den Lehramtskandidatinnen der beiden obern Klassen die größere Hälfte ihrer Abkunft nach bereits dem Lehrerstand angehört.»

Wie die allgemeinen Erfahrungen und einige Stichproben beweisen, sind gerade die Lehrerskinder in einem weit über den Zufall hinausgehendem Maße zugleich Kinder ehemaliger Seminaristinnen (übrigens sind von den zehn Hauptlehrern unserer Schule fünf mit ausgebildeten Lehrerinnen verheiratet).

Alle andern Berufe und Berufsgruppen sind schwächer vertreten. Der Beruf eines Pfarrers wird 36mal, der eines Predigers 9mal angegeben, Zahlen, die an sich klein sind, aber immerhin weit über eine proportionale Vertretung hinausgehen. 54mal ist der Vater Arzt, 5mal Tierarzt, 10mal Zahnarzt, 9mal Apotheker; Direktoren von Spitälern, von Königsfelden, Kantonsärzte usw. sind darunter. 65mal tritt der Beruf des Fabrikanten auf, besonders häufig in früherer Zeit. 49 Vätern mit dem gesetzlich allerdings nicht geschützten Titel Ingenieur treten 40 Techniker gegenüber, die aber früher verhältnismäßig selten waren. 194 sogenannte Kaufleute umfassen ein buntes Muster von offenbar einfachsten Angestellten bis hinauf zu den recht häufig angeführten Bürochefs, Geschäftsleitern, Chefbuchhaltern, Prokuristen (19) und Direktoren (17). Ansehnliche Gruppen bilden die Bank-, Post- und Bahnangestellten; ebenso die Angestellten und Beamten der Gemeinden und des Kantons. Schwer auseinander zu halten sind die selbständigen Handwerker von den Angestellten eines Handwerkers oder von handwerklich in einer Fabrik beschäftigten. Nur ausnahmsweise kommt es vor, daß ein Vater schlechtweg Fabrikarbeiter oder nur Arbeiter genannt wird.

Bei allen Schwierigkeiten der Feststellung ist eines klar: Die gehobenen Stellungen sind stark vertreten, obwohl die Schule durchaus nicht den Eindruck macht, eine Schule für Reiche zu sein und obwohl die vielen Stipendienbezügerinnen nicht gerade auf glänzende Verhältnisse hinweisen (allerdings auch ziemlich selten auf wirklich bedrängte!).

Als letzte, leicht erfaßbare, geschlossene Gruppe und daher mit scheinbar hohen Zahlen treten die 160 Landwirte auf. Unter den Erwerbsklassen bei der Volkszählung 1910 machten die Landwirte über einen Drittel aus; ihr Anteil sank aber bis 1950 auf kaum einen Fünftel. Der Anteil dieser immerhin besonders kinderreichen Erwerbsklasse betrug aber unter den Schülerin-

nen nur 8,5%, also durchschnittlich eher weniger als ein Drittel der Zahl, die bei proportionaler Vertretung zu erwarten wäre.

Leider wurde in den besonders früher gar nicht seltenen Fällen, da der Vater gestorben war, der Beruf des Verstorbenen meist nicht angegeben, so daß die geistige und zum Teil auch die soziale Umgebung der Schüler nicht erfaßt werden kann. Vor der Majestät der Tatsache, daß der Vater tot war, verblaßte das Detail seines Berufes. In den Jahren 1912–1919 war von 11 Vätern unserer Schülerinnen einer schon gestorben, 1920–1939 einer von 14, 1939–1945 einer von 16 und seither nur einer von 20, so daß man auch hier, an unerwarteter Stelle, einen kleinen Einblick in die Tatsache erhält, daß die Lebensdauer in den letzten Jahrzehnten sich fast sprunghaft verlängert hat.

Bei der Besprechung der Zusammensetzung unserer Schülerinnenschaft erklingt gelegentlich ein Mißton. Es wird nämlich behauptet, die Schülerinnen kleiner Bezirksschulen seien bei den Aufnahmeprüfungen benachteiligt (ja sogar: werden benachteiligt!). Deswegen habe ich die letzten 19 Aufnahmeprüfungen ans Seminar, für die das Material bequem bereit lag, untersucht und die Bezirksschulen nach der Gesamtzahl ihrer Schülerinnen in den Jahren 1935/36, 1944/45 und 1953/54 von 1 bis 32 numeriert.

Von 590 zur Prüfung erschienenen Bezirksschülerinnen sind 127 durchgefallen, oder 21,5%. Die entsprechende Prozentzahl für die erste

Bezirksschule (Aarau) lautet	17,5 %
für die zweite (Baden)	17,4 %
„ „ 3. bis 7.	29,6 %
„ „ 8. „ 12.	16,7 %
„ „ 13. „ 17.	17,0 %
„ „ 18. „ 22.	21,6 %
„ „ 23. „ 27.	30,3 %
„ „ 28. „ 32.	25 %

Die Zusammenfassung ist ziemlich willkürlich und wurde einer gewissen Diskretion wegen gewählt. Man sieht auf den ersten Blick, daß der oben erwähnte, oft behauptete Zusammenhang zwischen Größe der Schule und Examenerfolg nicht vorhanden ist, besonders wenn man bedenkt, daß bei der letzten Gruppe der Prozentsatz auf 21,4% gefallen wäre, wenn nur eine einzige Schülerin mehr unter den angemeldeten bestanden hätte; bei der zweitletzten Gruppe immerhin auf 27,3%. Bei den andern Gruppen sind die Zahlen größer, die Zufälle weniger bedeutungsvoll.

Fünf Bezirksschulen, die selbstverständlich zu den kleineren gehören, haben in dieser Zeit jede Schülerin durchgebracht. Ausgezeichnet steht eine Bezirksschule gegen Ende des zweiten Drittels da und fast ebenso gut eine gegen Ende des ersten Drittels. Eine ziemlich nahe dem Anfang hat sehr wenig Glück gehabt, und eine ungefähr gleich weit vom Ende ebenso. Es läßt sich keine Gesetzmäßigkeit irgendwelcher Art feststellen.

Es zeigt sich, daß auch bei großen Schulen mit vielen Anmeldungen das Schlachtenglück außerordentlich launisch ist. Von Aarau kamen in einem Jahr 11 und wurden alle aufgenommen. In einem andern Fall flogen von 10 ihrer 6 durch, wobei aber die Prüfung, von den Aarauerinnen abgesehen, eher besser bestanden wurde. Wenn die einzige angemeldete Schülerin versagt und der Mißerfolg sozusagen hundertprozentig ist; wenn zudem diese Schülerin der einzige Schüler der 4. Bezirksschulklasse gewesen ist, was vorkommt, dann ist natürlich das Jammern und Klagen groß. (Unter «Schüler» versteht man laut Schulgesetz sowohl Schüler als Schülerinnen.)

Woher die unleugbar bestehenden Unterschiede im Examenerfolg der verschiedenen Schulen rühren, soll hier nicht erörtert werden und wäre übrigens kaum mit Sicherheit zu entscheiden.

Die durchschnittliche Schülerinnenzahl von 73 bis 95 betrug 58,2; davon waren 36,4 Seminaristinnen, 21,8 Institutsschülerinnen. Diese Periode beginnt mit ziemlich hohen Zahlen. Bald waren es über 70. Doch machte die Schule in den achtziger Jahren eine gewisse Krisis durch, die Frequenz sank 1885/86 auf bloß 38, eine winzige Zahl für eine dreiklassige Schule, besonders wenn man bedenkt, daß nur 28 Seminaristinnen alle obligatorischen Fächer besuchten.

1895 bis 1911 stieg die durchschnittliche Schülerinnenzahl auf 91,1; davon waren 65,6 Seminaristinnen, 25,5 Institutsschülerinnen. Auch in dieser Zeit stieg und sank die Frequenz, was bei einer so kleinen Schule nicht weiter erstaunt. 1895/96 waren es 61, 1910/11 125 Schülerinnen, wobei aber beide Zahlen etwas aus der Folge herausfallen.

In der dritten Periode, 1911–1935, betrug die durchschnittliche Schülerinnenzahl 95,5; davon waren 84,8 Seminaristinnen und nur noch 10,7 Institutsschülerinnen. Die Gesamtzahl lag etwas höher als in der vorangegangenen Periode. Beim niedrigsten Stand ging die Zahl nur auf 71 hinunter, beim höchsten nur auf 111 hinauf. Zwei Wellentäler verraten die Konjunkturverhältnisse: Von 1917 auf 1921 sank die Zahl von 101 auf 71 hinunter (die der Seminaristinnen allein von 92 auf 62) infolge der Klagen über mangelnde Beschäftigung. Und 1927–1932 sank sie nochmals (Seminar: 107 auf 64).

Diese Veränderungen hinkten selbstverständlich der Konjunktur nach; sowohl 1921 als 1932 hatten sich die Verhältnisse schon wieder etwas gebessert.

In dieser Periode sank nicht nur der relative Anteil der Institutsschülerinnen, sondern auch deren absolute Zahl. Statt die eigentliche «Stammkundschaft» wie am Anfang, waren sie bloß noch geduldete, einflußlose Gelegenheitskunden. Sie waren immer das leichtere Volk gewesen, ohne Sitzleder und mit merkwürdiger Scheu vor schwierigeren Fächern wie die Mathematik. Andererseits kamen sie häufig aus guten oder reichen (oder beides!) Familien, was besonders in der ältern Zeit gar nicht gleichgültig war. Sie wirkten nicht so verkrämpt und unfrei, wie die meist ebenso ehrgeizigen als weltunerfahrenen Seminaristinnen.

Von 1935 bis heute betrug die durchschnittliche Schülerinnenzahl 147,3; 103,6 Seminaristinnen und 43,7 Töchter Schülerinnen. Die Entwicklung in dieser Periode ist einfach zu schildern: 1936/37 waren es 164. Dann sank die Zahl allmählich bis auf 113 im Jahre 1946/47 und stieg wieder bis auf die heutigen 190. Das Minimum erreichte das Seminar 1946/47 mit 69 Schülerinnen in vier Klassen; die Töcherschule 1948/49 mit sogar nur 23 in zwei Klassen. Die Töcherschule machte in diesen Jahren eine gewisse Krisis durch. Im Seminar wäre die Schülerinnenzahl vor dem Weltkriege trotz trüber Berufsaussichten noch viel höher gewesen, wenn man sie nicht mit dem Numerus clausus künstlich gedrosselt hätte. Viele Eltern, die gerade wegen der allgemeinen Beschäftigungskrise in Verlegenheit waren, was sie mit der sechzehnjährigen Tochter anfangen sollten, fanden es vernünftig, sie noch weitere vier Jahre in die Schule zu schicken und so, wenigstens vorläufig, die Beschäftigungsfrage zu lösen.

Der Aargau stellte 1954 mit 6428 Lebendgeborenen einen Rekord für manches vergangene Jahrzehnt auf. Aber es gab vor hundert Jahren noch mehr Geburten: 1839 zum Beispiel waren es 6479. Obwohl die früher viel größere Zahl der noch vor dem Seminaralter verstorbenen Kinder zu berücksichtigen ist, darf man behaupten: Der absolute Gipfelpunkt der Frequenz in den letzten Jahren fällt zusammen mit dem absoluten Tiefpunkt der entsprechenden Jahrgänge. Die durchschnittliche Anzahl der Schülerinnen von 1950 bis 1956 betrug 175. Sie gehören Jahrgängen mit durchschnittlich 4685 Lebendgeborenen an. Andererseits entsprach jene geringe Frequenz von 1918 bis 1921 mit durchschnittlich nur 80 Schülerinnen einem Wellenberg der Zahl Lebendgeborener nach der Jahrhundertwende (durchschnittlich 6063,7). Man ersieht daraus die Macht der Konjunktur.

Wenn man bedenkt, daß die seit einigen Jahren anhaltende hohe Frequenz unserer Schule und besonders des Seminars durchschnittlichen Jahrgängen

von weniger als 4700 entspricht, möchte es einem fast Angst vor den Jahren ab 1960 machen. Da gelangen nämlich rund um einen Drittel größere Jahrgänge in das Alter für die höheren Mittelschulen.

Beim Stichwort «alte Zeit» denkt man an große, überfüllte Klassen, wogegen man für die neuere Zeit kleinere Bestände erwartet oder doch wenigstens ein besonders geschärftes Gefühl unter den Kollegen für die Notwendigkeit kleiner Klassen. Beides stimmt nur mit einigen Vorbehalten. Aus ältern Zeiten wird allerdings oft von Riesenklassen berichtet; anderseits waren aber gerade an den höhern Schulen die zu unterrichtenden Gruppen und Grüpplein sehr klein und das Empfinden ausgeprägt, daß eigentlich nicht Klassen, sondern einzelne oder doch nur Gruppen unterrichtet werden sollten.

Das Schulgesetz des Kantons Aargau vom Jahre 1865 bestimmte: «Wenn in einer Gemeinde die Zahl der schulpflichtigen Kinder vier Jahre nacheinander auf 80 steigt, so muß eine zweite Schule errichtet werden. Bei jeder weitern Vermehrung der schulpflichtigen Kinder einer Gemeinde um 80 ist jedesmal eine neue Schule zu errichten...» So kam es, daß in einer Ortschaft ein Lehrer jahrzehntelang die Gesamtschule mit gelegentlich gegen 80 Schülern führte. Als der Lehrer ein alter Mann wurde und zurücktrat, war die Schülerzahl fast auf die Hälfte zusammengeschrumpft. Als Nachfolger wählte man aber – zwei junge Lehrkräfte und teilte die Schule!

Für die Klassengröße an den höhern Mittelschulen gab es im letzten Jahrhundert keine Bestimmungen. Zur Zeit des dreiklassigen Seminars waren die Verhältnisse recht idyllisch. Die erste Klasse zählte durchschnittlich 20,7 Schülerinnen am Schlusse des Schuljahres, die zweite 15,5, die dritte 12,1. Besonders gemütliche Zahlen finden wir in den Jahren 1882/83 mit 16, 10 und 7; 1883/84 mit 14, 7 und 11; 1885/86 mit 10, 14 und 8; 1887/88 mit 18, 11 und 5 Schülerinnen gegen Ende des Jahres (das heißt über den größten Teil des Jahres). Zehn einzelne Klassen erreichten keine 10 Schülerinnen. Dazu kommt, daß nicht nur in Fakultativfächern wie Englisch und Italienisch (in denen zwar hie und da Klassen zusammengelegt wurden), sondern in allen Fächern die angegebenen Klassengrößen praktisch gar nicht erreicht wurden, weil die verhältnismäßig noch zahlreichen Institutsschülerinnen zu keinem einzigen Fach ausnahmslos sich verpflichten mußten. Deutsch und Französisch besuchten sie allerdings fast regelmäßig, wogegen die Zahl der Schülerinnen des Mathematiklehrers gewöhnlich gleich der Zahl der Seminaristinnen war. Im Jahre 1879/80 zum Beispiel, da die erste Klasse gegen Ende 21 Schülerinnen zählte, war die durchschnittliche Zahl der wirklich verpflichteten und sich verpflichtenden Schülerinnen 17,4; bei

der 2. Klasse mit 13 Schülerinnen 10,5; bei der 3. Klasse mit 19 Schülerinnen 12,8; die durchschnittliche Besetzung der Stunden betrug 77% der angegebenen Klassenstärke. Für 1882/83 lauten die entsprechenden Zahlen: Für die 1. Klasse 16 und 9,8; für die 2. Klasse 10 und 8,4; für die 3. Klasse 7 und 6,9; und die durchschnittliche Besetzung war ungefähr gleich groß, nämlich 76%. Kein Wunder, daß wenn in diesem Zeitraum die Klassen einmal stark anschwellen, die Lehrerschaft empfindlich darauf antwortete. Es war im Schuljahr 1891/92, als die 1. Klasse mit 29 Schülerinnen anfang, einmal 30 erreichte, ziemlich schnell aber auf 26 abfiel: «Es ist das» – heißt es im Jahresbericht – «auf einer Stufe, wo an die Stelle des katechisierenden Unterrichtes mehr und mehr der sokratisierende treten muß und an Stelle der sinnlichen Anschauung vielfach abstrakte Verstandestätigkeit, fast eine zu große Zahl. Mit einem bis zwei Dutzend, hat einmal ein Schulmann gemeint, sei in diesem Lebensalter der schönste und ersprießlichste Unterricht möglich, und gewiß er hat recht. Man sollte in jeder Stunde nicht nur ein, sondern mehrere Male zu jeder Schülerin kommen und den Lehrstoff dialogisch durcharbeiten.»

Von 1895 an war das Seminar durchwegs vierklassig. Die Zahl der Aufgenommenen hing nur von der Zahl der Anmeldungen und der Güte der Vorbildung ab, bis im Jahre 1928/29 der Numerus clausus eingeführt und die Klassenstärke auf 24 beschränkt wurde. Auch in diesem Zeitraum von 1895 bis 1928 gab es gelegentlich eine Fortsetzung der alten, idyllischen Verhältnisse. Aber sehr rasch wuchsen die Klassen an. Der Durchschnitt für die 33 Jahrgänge lautet: 1. Klasse am Ende des Schuljahres (das heißt über den größten Teil des Schuljahres) 25,9; 2. Klasse 23,8; 3. Klasse 20,6; 4. Klasse 20,4; Durchschnitt 22,7.

Diese Zahlen sind an sich durchaus nicht sensationell; immerhin umfaßten von den 132 Jahresklassen 28 am Anfang des Jahres 30 und mehr Schülerinnen, 22 auch noch am Ende. Es waren naturgemäß fast immer erste Klassen, die gewöhnlich auch am meisten Institutsschülerinnen enthielten, mithin in den meisten Stunden nicht vollzählig antraten.

Am 16. April 1947, also nach der Aufnahmeprüfung, wurde der Numerus clausus wieder aufgehoben. Es drängt sich daher eine Dreiteilung der Untersuchung auf: für das Seminar von 1929 bis 1947/48; dann von 1948 bis heute; und schließlich für die Töcherschule.

Seminar 1929 bis 1947/48: 1. Klasse am Ende des Schuljahres durchschnittlich 22,05; 2. Klasse 21,55; 3. Klasse 21,45; 4. Klasse 21,6; Durchschnitt 21,7. Trotz Numerus clausus stiegen die Zahlen für eine Klasse gelegentlich über 24.

Seminar 1948/49 bis heute: 1. Klasse 19,6; 2. Klasse 21,2; 3. Klasse 20,75; 4. Klasse 21,1. Wegen den Jahreskursteilnehmerinnen müßte man durchschnittlich 3,6 bei der 4. Klasse zuzählen. Das wäre aber, wenigstens zum Teil, sinnlos, weil einmal ein Jahreskurs mit 8 Schülerinnen besonders geführt wurde und weil in zwei anderen Malen bei sonst schon großen Klassen gerade diese zusätzlichen Schülerinnen bewirkten, daß die Klassen in den berufsbildenden Fächern (und in einigen darüber hinaus!) geteilt wurden. In sprachlichen Fächern teilte man größere Klassen wenigstens teilweise auch sonst. Die dreizehn 1. Klassen überschritten nur einmal mit 27 Schülerinnen die Zahl 24, welche die Lehrerschaft gern als Richt- und Grenzzahl sähe; die zwölf 2. Klassen dagegen dreimal mit 28,26 und 29 Schülerinnen; die zwölf 3. Klassen zweimal; die elf 4. Klassen zweimal (30 und 26; aber auf diese Klassen treffen die obigen Bemerkungen zu).

Für die Töcherschule gelten folgende Zahlen: 1. Klasse am Anfang 24,1, am Ende des Schuljahres 23,8; 2. Klasse am Anfang 20,85, am Ende des Schuljahres 19,8. Hier ist auffällig, daß Anfang und Ende des Schuljahres verschieden sind und zwar bloß wegen freiwilligen Austritten. Am meisten treten aber beim Wechsel von der ersten in die zweite Klasse aus; häufig, indem sie ins «Leben» hinausgehen, früher fast so häufig durch Übertritt an das Seminar. Die 2. Klasse fängt mit durchschnittlich 3 weniger an, als die 1. aufhörte. Im ganzen beenden von 24,1 Eingetretenen 4,3 nicht die 2. Klasse.

Die Schwankungen der Klassengrößen sind bei der Töcherschule sehr groß. Während es Klassen mit 32, 32, 32, 30, 30, 29, 28, 27, 27, und 27 Schülerinnen gab unter insgesamt 41 Jahreskursen, gab es auch solche mit 14, 12, 13, 11 und 10, die alle auf die Zeit nach dem Kriege fallen, als die Töcherschule eine gewisse Krisis durchmachte. Die großen Zahlen dürfen aber nicht allzu kritisch betrachtet werden: Gewöhnlich nahm die Schülerinnenzahl nach kurzer Zeit und auf alle Fälle bei Beginn der 2. Klasse ab. Zudem sind die Klassen oft geteilt (naturwissenschaftliches Praktikum, Hauswirtschaft) oder nehmen nicht in der vollen Stärke an den doch häufigen Fakultativfächern teil, was übrigens in etwas geringerem Maße auch für das Seminar gilt.

Wo wohnen unsere Schülerinnen? In den achtziger Jahren fing die Schulleitung an, im Jahresbericht mitzuteilen, welche bei den Eltern in Aarau, welche in Aarau in Pension lebten und welche mit den Eisenbahnzügen jeden Tag von auswärts kamen. Bei aller Lückenhaftigkeit und bei allen Mängeln der Erhebung ist doch die Entwicklung klar erkennbar und in gewisser Hinsicht merkwürdig bestimmt:

Von 1884 bis 1906 ist die Gruppe der Eisenbahnfahrerinnen am kleinsten, von 1906 bis 1930 aber die Gruppe jener, die in Aarau bei den Eltern wohnten. Von 1930 an bis heute endlich sind fast ausnahmslos die Schülerinnen in Minderzahl, die in der Agglomeration Aarau in einer Pension leben.

In den neunziger Jahren und anfangs des Jahrhunderts, als das Töchterinstitut noch blühte, bildeten die Aarauerinnen die größte Gruppe; von 1904 an die Töchter, die hier in Pension lebten (1905 bis 1907 bildeten sie sogar die absolute Mehrheit!). In den zwanziger Jahren wurde aber die Herrschaft der hier in Pension Lebenden durch die Auswärtigen, die mit der Bahn kamen, gelegentlich und schließlich (seit 1933) endgültig erschüttert. Diese Auswärtigen stellen seit der Gründung der Töchterschule sogar die absolute Mehrheit dar. Die Töchterschülerinnen haben nämlich noch vielmehr als unsere Seminaristinnen die Gewohnheit mit den Mitteln des Verkehrs die Schule zu besuchen. Wenn eine Seminaristin und eine Töchterschülerin aus derselben entfernten Ortschaft kommen (vielleicht sogar aus derselben Familie), ist es mit viel größerer Wahrscheinlichkeit die Seminaristin, die hier in Pension lebt. In Zahlen: Seit 1935 ist die durchschnittliche Schülerinnenzahl in den Jahren, in welchen die notwendigen Erhebungen zu Handen des Jahresberichtes gemacht wurden, 141,7. Bei den Eltern in der Agglomeration Aarau lebten 40,8, in Pension waren 27,3 und 73,6 kamen täglich von auswärts.

Die ganze Entwicklung spiegelt die Verwandlung einer Aarauer Schule in eine aargauische Schule und ist auch ein Zeugnis für die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse. Zuerst besaßen die Aarauerinnen zwar nicht die absolute Mehrheit, waren aber doch in verhältnismäßig großer Zahl. Die Auswärtigen mußten meistens in Pension leben, da die Zugverbindungen fehlten oder unbequem waren. Besonders die Wynental- und die Aarau-Schöftland-Bahn vermißte man anfänglich; diese wurde 1901, jene 1904 dem Verkehr übergeben. Allmählich wurden die Zugverbindungen besser. Obgleich die Auswärtigen einen immer größeren Prozentsatz der Schülerinnen stellten, fiel daher die Zahl der in Pension Lebenden verhältnismäßig und ist seit 1931 sogar niedriger als die der Aarauerinnen.

Die Schulleitung ist sich bewußt, daß die Frage der Zugsanschlüsse große Wichtigkeit besitzt. Bis zur Grenze des Zumutbaren geht diese Berücksichtigung, daß man behaupten kann: Der Stundenplan richtet sich nach dem Fahrplan. Weiter können wir nicht gehen; nicht nur der Schule, sondern auch der Schülerinnen wegen, die durch allzugroßes Entgegenkommen dazu verführt werden, mit der Eisenbahn unsinnige Zeit zu verreisen und Nervenkraft zu verbrauchen. Es kommen oder kamen schon Schülerinnen jeden

Tag von Spreitenbach, Eggenwil, Merenschwand, Sins, Beinwil am See, Menziken, Brittnau, Murgenthal, Münchwilen bei Stein, Oberfrick, Klingnau, Zurzach und sogar von Laufenburg. Man überdenke diesen letzten Fall: Einsteigen in Laufenburg, umsteigen in Koblenz, umsteigen in Turgi und, so wie die Verhältnisse liegen, gewöhnlich auch umsteigen in Brugg, aussteigen in Aarau, Marsch zum Schulhaus!

Die Züge kommen in der Schweiz ziemlich pünktlich an – wenigstens in der Endstation. Aarau als Zwischenstation der Zürich–Olten-Linie kann auf diese Pünktlichkeit nicht so genau zählen. Die reisenden Schülerinnen sind oft verspätet. Das ist ein altes Übel. Gelegentlich hat man schon die Früherlegung gewisser Kurse angestrebt: «Man kann sich denken», schrieb der Rektor 1914, «wie der Unterricht, der eben frisch eingesetzt hat, dadurch gestört wird. Aber obschon sich der Stadtrat von Brugg für die jungen Mitbürgerinnen verwendete und der Regierungsrat ihn unterstützte, das eiserne Herz der SBB ließ sich nicht erweichen.»

In diesem Zusammenhang wird es wichtig sein, etwas über die Stipendien zu erfahren: Das Schulgesetz vom 1. Brachmonat 1865 widmet ein beträchtliches Kapitel den Stipendien auf allen Schul- und Ausbildungsstufen. Für die zukünftigen Lehrerinnen aber galten besonders folgende Bestimmungen: Par. 189. «Für diejenigen Kantonsbürgerinnen, welche sich auf die gesetzlich vorgeschriebene Weise zum wissenschaftlichen Lehramte auszubilden wünschen, aber die nötigen Hilfsmittel nicht besitzen, wird aus dem Schulgute des Kantons eine jährliche Summe von 3000 Franken zu Stipendien bestimmt.»

Und Par. 192. «Jede Stipendiatin ist verpflichtet, sich sofort nach der Vollendung ihres Bildungskurses der gesetzlichen Wahlfähigkeitsprüfung zu unterziehen und nach erhaltener Wahlfähigkeit wenigstens für die Dauer von vier Jahren in einer öffentlichen Schule des Kantons zu lehren, wenn ihr dazu Anlaß geboten wird.»

Die Stipendien wurden bis 1942 mit wenigen Ausnahmen nur an Aargauerinnen ausbezahlt. Erst das Schulgesetz vom 20. November 1940 stellte das Stipendienwesen auf eine breitere Grundlage. § 14 bestimmt: «Der Kanton fördert die wissenschaftliche und berufliche Ausbildung der Kinder von Kantonsbürgern und im Kanton niedergelassenen Schweizerbürgern durch die Ausrichtung von Stipendien...» Und seither sind etwa 22% der Stipendiatinnen Nichtaargauerinnen. Man bedenke in diesem Zusammenhang: 1880, also am Anfang unserer Untersuchungsperiode, waren 906 Promille der Einwohner Aargauer, 1950 dagegen nur noch 653.

Im ganzen wurden bis heute 1721 Jahresstipendien an 500 bis 550 Stipendiatinnen ausbezahlt. Die überwiegende Mehrheit der Schülerinnen bezog die Stipendien jeweilen während der ganzen Schulzeit.

Wie viele Prozent der Aargauerinnen bis 1942, wie viele Prozent der Schülerinnen überhaupt von 1942 an haben die Stipendien bezogen? Von 1873 an bis 1899 waren es meist über 50%, in 12 Jahren darunter 60% und mehr. 1896/97, 1897/98 und 1898/99 waren es 67, 67,5 und 68,5%. Grob gesprochen: Von drei Aargauerinnen bezogen zwei staatliche Stipendien... und das waren nicht die einzigen Stipendien, die bezogen wurden!

Im neuen Jahrhundert nahmen die Prozentsätze etwas ab, sanken aber bis 1911/12 nie auf 40%. Die Zahlen schwanken um 48%, also bezog immer eine von zwei Aargauerinnen Stipendien. Bis 1917 lag die Zahl etwas über 33%, also war 1 von 3 noch Stipendiatin. 1917 bis 1921 war es gut 1 von 5. Vorübergehend zog dann die Zahl wieder an bis auf 1 von 3. Dann sank sie wieder und erreichte 1928/29 den vorläufig tiefsten Punkt: 16,4% (1 auf 6). Die hineinbrechende Krise bewirkte ein letztes, aber nicht bedeutsames Steigen. Erst in den Jahren 1937 bis 1940 stieg der Prozentsatz wieder auf fast 30% und zwar «dank» einer einzigen Seminarklasse (1937/1941), die tatsächlich einen etwas proletarischen Eindruck machte. Sie durfte aber nicht als kennzeichnender Ausdruck der Krisenzeit gelten; denn vor und nach ihr traten Klassen mit ganz anderem Spektrum der materiellen Verhältnisse ein. Dann fielen die Zahlen auf 20 und weniger als 20%. In den letzten sieben, materiell gesprochen «guten» Jahren bezog 1 auf eher mehr als 6 ein Stipendium, ja 1951/52 war es nur 1 von 7.

In den ersten Jahren standen, wie schon erwähnt, 3000 Franken bereit. 1895/96 gab es zum ersten Mal eine vierte Klasse des Seminars, und im Jahre darauf, als die Schule vom Pestalozzischulhaus ins alte Kantonsschulhaus zog, wurde bereitwillig die Stipendiumsumme auf 4000 Franken erhöht. Dabei blieb es bis 1929/30, da die Summe auf 5000 Franken festgesetzt wurde. 1935 kam die erste Töchterschulklasse, und dem entsprechend wuchs im Jahre 1936 die Summe auf 6000 Franken. 1942/43, als die Stipendienberechtigung auch auf nichtaargauische Schweizerbürgerinnen ausgedehnt wurde (deren Eltern aber immerhin Wohnsitz im Aargau haben müssen), blieb es bei der Festsetzung. Erst 1947/48 wurden 8000 Franken ins Budget eingesetzt. Es handelte sich um eine schwächlich nachhinkende Anpassung an die Geldentwertung. Seither ist die Frequenz der Schule ganz beträchtlich gewachsen, so daß 1952/53 eine erneute Anpassung, nämlich eine Erhöhung auf 10000 Franken vorgenommen wurde. In den siebziger Jahren und wiederum 1931 bis 1935 kam es vor, daß die Lehrerschaft in den Stipendien-

vorschlägen nicht die ganze budgetierte Summe ausnutzte. Meistens aber hatte der Kollege, der die Stipendiovorschläge vorerst zu Händen der Lehrerschaft ausarbeitete, den scheinbaren Beweis zu leisten, daß zwischen der budgetierten Summe und der Stipendienbedürftigkeit eine prästabilisierte Harmonie herrsche.

In den siebziger Jahren schwankten die Stipendienbeträge pro Schülerin und Jahr zwischen 130 und 290 Franken. Die Schwankungen hatten nicht viel zu bedeuten, da bei der kleinen Schar Aargauerinnen Zufälligkeiten eine allzugroße Rolle spielten. In den achtziger Jahren waren die Stipendienbeträge ordentlich hoch um 260 Franken, sanken aber gegen Ende ab und blieben dann bis in den ersten Weltkrieg hinein zwar schwankend, aber ziemlich tief, durchschnittlich um 150 Franken. Gegen Ende des Krieges und in der ersten Nachkriegszeit (bis 1921) nahm die Zahl der Stipendiatinnen stark ab, die Stipendienbeträge wuchsen dementsprechend bis zum Höhepunkt von durchschnittlich 444,5 Franken 1920/21. Es war das ein gutes Gegengewicht gegen die bedeutende Geldentwertung. Trotz der hohen Beträge war die Kaufkraft der Stipendien kaum höher als in den Jahrzehnten vorher.

Ein plötzliches Anwachsen der Zahl der Stipendiatinnen 1921/22 bewirkte ein gehöriges Sinken der Beiträge bis zum Tiefpunkt 1924/25 mit 160 immer noch sehr entwerteten Nachkriegsfranken. Der vorerst langsame Anstieg wurde 1929/30 dadurch beschleunigt, daß statt 4000 Franken 5000 als Stipendiumssumme ausgesetzt wurden, wobei gleichzeitig die Schülerinnenzahl sank, so daß 1929/30 bis 1933/34 durchschnittlich 440 Franken pro Schülerin und Jahr ausgezahlt wurden, darunter der absolute Höhepunkt von 489 Franken 1933/34. Seit fünf Jahren schwanken die durchschnittlichen Beträge zwischen 300 und 400 Franken, sind also kaufkraftmäßig von der Höhe wie in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg.

Eine Kurve, die alle Beträge auf den Frankenwert von 1914 bezieht, sieht viel gleichmäßiger aus: Verhältnismäßig hoch sind die ersten drei Jahre; fünf Jahre in den achtziger Jahren; drei Jahre rund um 1920; fünf Jahre anfangs der dreißiger Jahre. Ziemlich tief dagegen etwa 4 Jahre rund um 1926 herum.

Noch ein Letztes ist zu bedenken: Auch der durchschnittliche Betrag der Stipendien sagt nicht allzuviel über das von der einzelnen Schülerin bezogene Stipendium aus. Unter den Bewerberinnen gab es immer neben Fällen von verhältnismäßiger Bedürftigkeit, Fälle, da wirklich noch nicht von einer Notlage gesprochen werden konnte und das Stipendium bloß die elterliche Aufgabe erleichterte. Ja es gab nicht wenige Fälle, wo die Stipendien nur

eine mehr oder weniger verdiente Annehmlichkeit bedeuteten. Seit jeher hat die Lehrerschaft als vorschlagende Behörde Wert darauf gelegt, wirklich Bedürftigen annehmbare Summen zuzuhalten. Und wenn die Bewerberinnenzahl verhältnismäßig groß war, wurden die Schülerinnen der zweiten und dritten Art eng gehalten, wogegen in Zeiten, da man freigebig sein konnte, man auch diese mit netten Beträgen bedachte. Eine Statistik der Höchst- und Mindestbeträge ergibt folgendes Bild: In den «schlechten» Zeiten wurden die geringsten Stipendien besonders niedrig gehalten, so daß die höchsten, also die für die Bedürftigsten, verhältnismäßig wenig absanken. In den schlimmen neunziger Jahren lauteten die geringsten Beträge auf 20 und 30 Franken, 1902/03 auf 25 Franken. 1937/38, 1938/39 und 1939/40 versuchte man mit geringsten Beträgen von 35, 30 und 30 Franken das Sinken der höchsten Beträge abzufangen, und zwar mit Erfolg. Andererseits zahlte man 1933/34, als der Durchschnitt auf die nie wieder erreichte Höhe von 489 Franken stieg, noch der letzten Stipendiatin wenigstens 400 Franken aus.

Unter den Stipendienbezügerinnen spielen Töchter aus kinderreichen Familien eine besonders große Rolle. Meistens kommen sie aus einfachen, ländlichen Verhältnissen. Von 1919 bis 1953/54 gab es 27 Stipendiatinnen aus Familien mit sieben und mehr Kindern (eine Familie mit 15 Kindern, zwei mit je 12, eine mit 11, vier mit 10, sechs mit 9, sechs mit 8, sieben mit 7). 135 der insgesamt 241 Kinder gehörten 15 (meist katholischen) Landwirten, die in dieser Statistik also eine bedeutend größere Rolle als in der Berufsstatistik spielen.

Erwähnenswert ist noch folgende Tatsache: Von 1935 bis 1953/54 wurden 131 000 Franken Stipendien ausbezahlt. Davon erhielten die Seminaristinnen 118 435 Franken, die Töchterschülerinnen nur 12 565 Franken, obwohl eine Töchterschülerin der 1. Klasse bei gleicher Bedürftigkeit genau dasselbe Stipendium kriegt wie eine Seminaristin der 1. Klasse. Es treten eben etwas weniger Töchterschülerinnen als Seminaristinnen ein, und eine Stipendiatin der Töchterschule beansprucht die Stipendien nur während zwei statt vier Jahren. In der 3. und 4. Klasse des Seminars werden zudem die Stipendien ganz gehörig erhöht, so daß eine Viertkläßlerin im allgemeinen etwa doppelt so viel wie eine Erstkläßlerin erhält. Damit ist aber der gewaltige Unterschied in der ausbezahlten Stipendiumssumme noch nicht ganz erklärt: Die Eltern der Töchterschülerinnen, die durchschnittlich durchaus nicht wohlhabender als die der Seminaristinnen sind, pflegen die Stipendien seltener zu beanspruchen und zu denken: zwei Jahre halten wir schon durch!

Die Stipendien bedeuten selbstverständlich nur einen kleinen Teil der Ausgaben des Kantons für die Schule, vielleicht abgesehen von den ersten Jahren.

1872 schloß die Erziehungsdirektion mit der Direktion des Töchterinstitutes Aarau folgenden Vertrag: «Die E.D. des Kantons Aargau . . . in Betracht: daß der Staat Aargau gegenwärtig nicht im Falle sei, eine eigene Bildungsanstalt für Lehrerinnen zu gründen, und daß daher der Anschluß an eine schon bestehende Anstalt, namentlich an das Töchterinstitut in Aarau, für ihn wünschbar sei . . . haben folgende Vereinbarungen getroffen . . .

Art. 2. Es werden zu diesem Behuf statt der bisherigen zwei nunmehr drei successive Unterrichtsklassen eingerichtet . . .

Die E.D. verpflichtet sich:

Art. 13 an die Kosten der Anstalt einen jährlichen Beitrag von 5000 Franken zu leisten.»

Obwohl die 5000⁷ Franken nicht alle Ausgaben des Kantons umfaßten, stutzt und staunt man. Die auswärtigen Schülerinnen mußten damals in Aarau für die Jahrespension 450 bis sogar 1000 Franken rechnen. Es wurden dementsprechend 1873/74 auch Stipendien bis zum Betrag von 450 Franken ausbezahlt, was sogar in heutigem Geld als kein schlechtes Stipendium gälte. Auch in den billigsten Preisen ausgedrückt, gab also der Staat an die Schule kaum mehr als den elffachen Betrag einer Jahrespension. Andererseits zahlte er damals für die Hauptlehrer am Seminar Wettingen nur 2000 bis 2500 Franken, für die Professoren der Kantonsschule 2600 bis 3200 Franken. Es waren das auch bei der Berücksichtigung des ganz andern Geldwertes bescheidene Besoldungen, erträglich nur, weil das Leben allgemein einen bescheideneren Zuschnitt hatte. Mit 5000 Franken konnte also die Direktion mindestens zwei Hauptlehrer besolden. Kein Wunder, daß Pfarrer E. Zschokke, der Präsident der Schuldirektion, die 5000 Franken des Staates in der Eröffnungsrede eine «namhafte Hilfeleistung» nannte.

Frühere Geldsummen sind außerordentlich schwer, ja unmöglich in heutiges Geld umzurechnen. Jeder Mensch und jedes Zeitalter trägt in sich verschiedenste Wertsysteme: Es ist so, als ob wir gewisse Franken mit dem Vergrößerungsglas, andere mit dem umgekehrten Feldstecher betrachteten. Was mancher Mann für sich ausgibt, mißt er ganz anders, als was die Frau für die Familie braucht. Nun sind wir gerade hinsichtlich der Staatsausgaben (nicht aller!), trotz vieler Kritik, zehnmal großzügiger als just die damalige Zeit.

Immerhin waren die 5000 Franken, so oder so betrachtet, wenig. Es wurden neidische Vergleiche mit dem Aargauischen Lehrerseminar gezogen:

Pro patentierten Lehrer errechneten sie 1877 eine staatliche Ausgabe von 2731.54 Franken; pro patentierte Lehrerin aber nur von 666.67 Franken.

Für 1890/91 zahlte der Staat schon 9500 Franken an die Anstalt. Das war zur Zeit, da gemäß Beschluß von 1885 die minimale Besoldung an der Gemeindeschule für die Lehrerin 1200 Franken betragen mußte und auch sehr häufig betrug.

1894/95 versprach die Stadt Aarau, die beiden oberen Stockwerke der alten Kantonsschule Institut und Seminar zu überlassen, und die Gemeindeversammlung beschloß für die Renovation «über 4000 Franken auszuwerfen»! Die Seminarlehrerschaft fand diesen Beschluß recht großzügig, sie, die wenige Jahre darauf Besoldungen von 3200 bis 3700 Franken für männliche Lehrkräfte, 2700 bis 3200 Franken für weibliche erhielt. Die Zahlen beweisen die ganz andere Art der Bewertung in jener Zeit. Damals wurde also etwas mehr als die Jahresbesoldung eines Lehrers (und die war immer noch bescheiden!) für eine Renovation beschlossen und großzügig befunden, während heute dieselbe Stadt bei ihren Schulhäusern leichthin das Hundertfache dafür ausgibt.

Ich brauche nicht zu betonen, daß die Kosten des Schulbetriebes seither nicht nur in Franken ausgedrückt, sondern in Wirklichkeit gewaltig gestiegen sind. Im Jahre 1951 betragen zum Beispiel die Ausgaben pro Schüler und Jahr über 2000 Franken für den Kanton. Dabei war ein nicht geringer Teil der Auslagen noch gar nicht mitgerechnet; die Unfallversicherung für Lehrer und Schülerinnen zum Beispiel, ein angemessener Teil der allgemeinen Kosten der Erziehungsdirektion usw. Dazu stellte zu dieser Zeit die Stadt Aarau immer noch ihr Schulhaus zur Verfügung, sorgte für Beleuchtung, Heizung usw. Man wird daran erschließen können, wie hoch die Ausgaben des Staates im neuen, eigenen Schulhaus sein werden.

In früheren Zeiten wird sehr häufig über die schlechten Gesundheitsverhältnisse geklagt. Von 1873 bis 1896 starben sieben Schülerinnen während der Schulzeit und sieben so kurz danach, daß ihr Tod in den Jahresberichten mit bewegten Worten mitgeteilt wird. 1896 bis 1911 war die Schule im alten Kantonsschulgebäude. Während dieser 15 Jahre starben noch drei und zwei werden als frühverstorbene Ehemalige beklagt. Die Wahrscheinlichkeiten für eine Schülerin während eines Schuljahres auf den Tod zu erkranken, verhielten sich in den vier Perioden (1873 bis 1896; 1896 bis 1911; 1911 bis 1935; 1935 bis heute) wie 100:41:8:6. Dabei darf allerdings wegen der schmalen Grundlage dieser Statistik und ihrer Abhängigkeit von Zufällen auf die einzelne Zahl nicht allzuviel Gewicht gelegt werden.

Das Bild ist noch unvollständig: Schon im Jahresbericht 1873/74 heißt es, daß zwei Schülerinnen «wegen andauernder Krankheit» austreten mußten. Ein andermal hat sich eine wegen Krankheit nicht richtig auf die Prüfung vorbereiten können. Im Schuljahr 1892/93 erhielten «zwei Schülerinnen des Seminars den Rat, in Anbetracht ihrer körperlichen Schwäche für einige Zeit von der Schule fern zu bleiben»; die eine war «nervös», die andere zeigte eine beginnende «Phtisis», also eine Schwindsucht oder Auszehrung, wie sie im Verlauf von chronischen Krankheiten auftreten kann und sich durch äußere Anzeichen wie Abmagerung, Blässe der Haut usw. verrät. Meist – und wahrscheinlich auch in diesem Fall – wird darunter die Lungenschwindsucht gemeint sein. Andererseits waren im Jahre 1918/19, da man der allgemeinen Grippe wegen unter anderem die Sommerferien auf 8 Wochen hatte verlängern müssen, zwar sehr viele an der Grippe erkrankt; aber obwohl damals diese Krankheit außerordentlich gefährlich auftrat und gerade junge Menschen dahinraffte, trug keine irgendwelchen merkbaren Schaden davon. «Grippe-» oder wie man sie früher nannte: «Influenza»-Perioden hatte es einige Male gegeben. So im Winter 1889/90: «Nahezu alle mußten ihren Tribut zahlen, nur daß uns die Vergünstigung gewährt wurde, ihn während der Weihnachtsferien zu entrichten. Ferienlose Ferien!»

Woran vor allem litten und starben früher die Schülerinnen? Oft wird die Krankheit mit jener Schamhaftigkeit verschwiegen, wie sie für die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts kennzeichnend ist; oft handelt es sich um die Tuberkulose. Manche mußte deswegen die Schule verlassen. Dazu kam eine Krankheit, die wir kaum mehr kennen: Die Bleichsucht oder Chlorose, jene nur beim weiblichen Geschlecht besonders in der Pubertätszeit vorkommende Form von Blutarmut unbekannter Herkunft, die eine selbständige Krankheit darstellt und auf einem zu geringen Hämoglobingehalt der in ihrer Anzahl nur sehr wenig herabgesetzten roten Blutkörperchen beruht. Der Jahresbericht von 1887/88 klagt – nicht zum ersten Mal! – über das ewige Sitzen und Studieren: «Hier ist zweifelsohne der Hauptgrund der so häufigen Chlorose und Myopie zu suchen.» Und 1897/98 wird von den vielen Krankheiten unter Lehrern und Schülerschaft berichtet und geschlossen: «Auch sind seit langem nicht mehr so viele Fälle von Bleichsucht vorgekommen, wie in dem nun gottlob! zu Ende gehenden abnormen Winter.»

Das ganze Bild der Gesundheitsverhältnisse im 19. und zum Teil im Anfang des 20. Jahrhunderts mahnt einen häufig an die geheimnisvolle Krankheit und an das Sterben Annas im «Grünen Heinrich». Auch eine wenngleich leichteste Spur von dichterischer Verklärung fehlt nicht in den sonst doch trockenen Jahresberichten; etwa wenn es von einer am 10. Juni 1894

verstorbenen Schülerin heißt, sie habe noch mit Klopstock «Des Maies Er-
wachen» empfunden, «wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
und zu dem Hügel herauf rötlich er kommt.»

Natürlich hat sich die Lehrerschaft mit den mißlichen Gesundheitsver-
hältnissen nicht einfach als einer Tatsache abgefunden: Sie klagte darüber,
daß die Mädchen in den Pensionen am Sonntagmorgen bloß im Bett liegen,
am Nachmittag aber lesen wollen. Sie mußte zwar zugeben, daß es die
Mädchen schwerer als die Knaben haben: «...Kann es auf eigene Hand,
gleich den Knaben, hinauf in die Felsen und Wälder oder hinab in die
Aarenwerder auf Robinson-Abenteuer ausziehen? Nein, davon hält es eine
begreifliche Scheu und Zaghaftigkeit ab» (1890/91). «Ich bewundere die
schweizerische Erziehung», hatte einmal ein Engländer dem damaligen
Rektor gesagt, «nur ist sie zu sehr ans Zimmer gebunden».

Man führte freiwilliges Turnen, Spielen, Wandern ein, später auch den
«Februar-Urlaub», sozusagen ein großes Weekend anfangs Februar (Sams-
tag, Sonntag, Montag frei). Einen wichtigen Schlüssel für die Gesundheit
glaubte die Lehrerschaft im Winter 1896/97 gefunden zu haben: «Während
des Winters wurde eine Einrichtung getroffen, die sich als rechtsegenreich
erwiesen hat. Um 10 Uhr nämlich wird den Schülerinnen, welche es wün-
schen, eine Tasse heißer Milch zum Preis von 5 cts. abgegeben. Wer für die
ganze Woche abonniert, hat nur 25 cts. zu bezahlen.»

Diese mit ziemlich großen Worten eingeführte Einrichtung verschwand
aber bald. Doch 1912/13 heißt es wieder: «Für das leibliche Wohlbefinden
ist auf Anraten des Herrn Dr. Schenker hin auch durch Abgabe von gekoch-
ter Milch gesorgt worden. Seit Mitte September trinken in der großen Vor-
mittagspause täglich 40 bis 50 Schülerinnen ihr Dreideziliter.»

Und wiederum starb diese Einrichtung irgendwann ab. Aber im Januar
1933 wurde ein drittes Mal mit dem täglichen Milchausschank begonnen.
usw. ...

Er ist ein Beispiel für die vielen Einrichtungen, die jeweilen als aufregende
Neuentdeckungen eingeführt und wieder fallen gelassen werden. Man könnte
eine boshafte Statistik darüber aufstellen, wie oft ein nigelnagelneuer Ge-
danke aufgekomen und wie lange er jedesmal in Kraft und Ansehen ge-
blieben ist.

Die menschlichen Beziehungen kennen verschiedenste Abstufungen, die
sich auch im rein äußerlichen Sprachgebrauch bemerkbar machen: vom
gegenseitigen Siezen und der Verwendung aller Titel zum eher freundschaft-
lichen Siezen, das auf die übrigen Förmlichkeiten verzichtet; zum einseitigen

oder beidseitigen Duzen unter Verwendung des Geschlechtsnamens oder des Vornamens oder schließlich der Kose- und Kurzform des Vornamens. Hierzulande werden gewisse Möglichkeiten selten verwendet; zum Beispiel die gegenseitige Benennung mit dem Vornamen und gleichzeitiges Siezen, eine Feinheit, die der Welsche sehr schätzt. Ihr verwandt ist die Art, wie wir Lehrer die Schülerinnen, die uns selbstverständlich siezen, zwar mit dem Vornamen, aber sonst mit «Sie» ansprechen. Eine Beziehung kommt darin zum Ausdruck, die in glücklicher Weise Zurückhaltung und menschliche Anteilnahme verbindet.

Ein Blick auf die Schülerinnenliste im Jahre 1873/74 und auf die Listen seither zeigt erstaunliche Änderungen in der Vornamengebung. Allerdings ist eine Untersuchung und statistische Auswertung von Schwierigkeiten begleitet: Manche gaben nicht eigentlich ihren Taufnamen an, sondern irgendeine seiner Kurz- oder Koseformen. Gelegentlich änderten sie sogar von einer Klasse zur andern diese Form (die übrigens nicht immer die in der Familie oder in der bisherigen Schule übliche war). Eine Lisbeth wurde zur Elsbeth, die sich aber schließlich im Patentzeugnis zum wahren Taufnamen Elisabeth bekannte. Eine andere nannte sich Cilli. Zilli oder Cilli gilt als Koseform für Caecilia; nur durch Zufall kam heraus, daß die Schülerin eigentlich Ciglia getauft war. Eine dritte ließ sich in die Zeugnisrödel und Jahresverzeichnisse als Nelly eintragen. Nelly gilt gewöhnlich als Ableitung von der Koseform Nel für Helen oder Ellen. Die Schülerin hieß aber in Wirklichkeit Cornelia. Und eine vierte, die sich offiziell ebenso als Nelly aufschreiben läßt, ist eigentlich eine Petronella.

Früher und in gewissen Verhältnissen heute noch gab es ziemlich feste Regeln für die Vornamengebung. In Bosco-Gurin zum Beispiel wird der erste Sohn nach dem Großvater väterlicherseits und die erste Tochter nach der Großmutter mütterlicherseits benannt; der zweite Sohn nach dem Großvater mütterlicherseits, die zweite Tochter nach der Großmutter väterlicherseits. Der dritte Sohn und die dritte Tochter erhalten die Namen der Eltern. Verstorbene Vorfahren haben aber immer den Vorrang.

Bei unsern Schülerinnen ist von irgendwelchen festen Überlieferungen in der Namengebung, von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht mehr die Rede: Da freuten sich die Eltern an einem hübschen Buch und nannten die Tochter Sabine nach einer lebenswerten Figur darin (Wiesebuch von Waggerl). Dort las die Mutter der kranken Großmutter aus einer Geschichte vor, worin eine Armella vorkam. Und so mußte nachher die Tochter heißen. «Nora» oder das «Puppenheim» hieß das Drama Ibsens, das 1879 herauskam und außerordentlich lebhaft besprochen wurde. 17 und 18 Jahre später

traten unsere einzigen Noras in die Schule. Eine Mutter hieß Rosa, die Großmutter aber Marie, und da beide Namen gleicherweise gefielen, taufte man die Tochter Rosmarie. Eine andere Mutter hieß Maria, wollte aber, im Gegensatz zum Vater, ihr Kind nicht so nennen, worauf man sich zum Kompromiß entschloß und die Tochter Marianne taufte. Ein Vater, der lange in England geweilt und dort die Geschichte Elisabeths der ersten studiert hatte, war von dieser Königin so beeindruckt, daß er eine «Elisabeth» als Tochter wünschte. Sonja Henje, die große Schlittschuhläuferin, ist wahrscheinlich schuld an den Sonjas, die wir seit einigen Jahren aufnehmen. Man braucht dabei nicht unmittelbare Benennung nach der Schlittschuhkünstlerin anzunehmen; denn es wurde durch deren Erfolge der Vorname «Sonja» eben üblich.

Nun welches sind die häufigsten Vornamen von 1873 an bis heute?: Elisabeth (218 mal unter den 2619 untersuchten Vornamen auftretend), Margrit (153), Marie (135), Gertrud (109), Anna (100), Bertha (87), Hanna (76), Ruth (75), Lina (75), Martha (71), Hedwig (69), Dora (65), Ida (64), Frieda (64), Emma (59), Helene (56), Rosa (51), Alice (46), Erika (44), Klara (44), Heidi (41), Mathilde (35), Verena (35), Annemarie (31).

Schon diese Zahlen zeigen, daß verhältnismäßig wenig Vornamen sehr vielen Mädchen zukommen. Von den insgesamt 288 Vornamen treten die 24 eben aufgezählten 1802 mal auf, die restlichen 228 zusammen nur 817 mal. 131 Namen kommen nur einmal vor, viele nur zweimal usw. Man kann also die Behauptung aufstellen: Die seltenen Vornamen sind häufig!

Paul Oettli (Sprachliche Entdeckerfahrten, St. Gallen 1922) hat gemäß dem St. Galler Bürgerbuch die Mädchennamen nach der Häufigkeit geordnet: Marie, Elisabeth oder Elise, Anna, Berta, Klara, Luise, Emma, Martha, Margarete, Helene, Hedwig, Alice. Eine andere, damit nicht ganz übereinstimmende Ordnung ergab das St. Galler Adreßbuch. Die im Adreßbuch damals häufigen «Barbara» und «Josefa» waren offenbar unter Katholiken beliebt. Stichproben bei unsern Schülerinnen ergeben, daß katholische Eltern spürbar anders benennen als reformierte. Eine Zählung wie die Oettlis hat aber noch andere Nachteile: Die Namengebung wechselt nämlich mit den Jahren ganz erheblich. In seiner und auch in meiner Zählung werden die verschiedensten Jahrgänge ineinander gemischt. Nur an einem Beispiel sei gezeigt, wie sehr sich eine die Zeit des Auftretens berücksichtigende Untersuchung lohnt: Es handelt sich um die zusammengesetzten Vornamen und Doppelvornamen Annemarie, Annalies(e), Anna Margrit, Anna Margareta, Annagret, Annarös, Annarösli, Evmarie, Hannelore, Liselotte, Marie-Theresa, Marie-Madeleine, Marie-Elisabeth, Marianne, Marie-

louiſe, Marielene, Marieroſe, Marlies, Marlis, Marlene und Roſmarie. Vor 1926 trat nur Annemarie einmal auf. 1926 bis und mit 1935 zähle ich 9 ſolcher Vornamen, im nächſten Jahrzehnt 50 und im letzten 78. Die Doppelnamen haben ſich alſo faſt explosionsartig verbreitet, beſonders Annemarie und Roſmarie ſind beliebt geworden. Von den 20 erwähnten Vornamen enthalten 8 «Anna» und 12 «Marie».

Natürlich findet man unter den ſeltenen Vornamen manche, die weniger zeitgebunden, alſ von Zufälligkeiten oder auch von Willkürlichkeiten der Eltern abhängig ſind. Daneben gibt es aber viele, die ihrer Seltenheit zum Trotz wenigſtens in ihrer Geſamtheit alſ durchaus kennzeichnend für ihre Zeit empfunden werden. Sie geben dieſer ein feiſtes Gepräge, wie die chemiſch kaum nachweiſbaren Spurenelemente dem Boden, die Bukettſtoffe dem Wein.

An einem Feſt der Kantonſſchule tanzten die Schüler im letzten Jahrhundert ziemlich häufig mit einer Anna, Bertha, Emma, Eliſa oder Eliſe, Frieda, Fanny, Ida, Lina, Luise, Marie, Sophie; daneben aber auch mit Alphonsine, Adèle, Auguſta, Alwina, Albertina, Amalie, Bernhardine, Blandina, Clementina, Conſtanza, Corinna, Camila, Didy, Eugenie, Euphemia, Emilie, Emmeline, Friederika, Hortenſe, Joſefina, Julie oder Julia, Jenny, Leonie, Mina oder Minna, Ottilie, Paulina, Philippine, Philomena, Roſalie und Roſina.

Heute wiegen ſie in ihren Armen die ziemlich häufigen Annemarie, Annalies, Dora, Eliſabeth oder Liſbeth oder Elsbeth, Erika, Heidi(y), Liſelotte, Margrit, Ruth, Roſmarie, Silvia, Suſanna oder Suſi, Theſe(e), Verena. Und daneben ſchwärmen ſie für die je ziemlich ſeltenen, zuſammen aber doch eine ſtattliche Phalanx der Seltenen ausmachenden Antoinette, Annagret, Anita, Brigitte, Charlotte, Dorothea, Doris, Erna, Eſther, Edith, Eva, Herta, Käthi, Leni, Lotti, Lilli, Marie-Therèſe, Marie-Madeleine, Marianne, Marie oder Maria, Marieluis, Marlis, Marlene, Nelly, Rita, Regina, Renate, Sonja, Toni, Trudi, Uruſula, Veronika, Yolanda oder Jolanda oder Yolante, Yvonne.

In der mittleren Zeit fehlten an keinem Kantonſſchülerabend die Gertrud, Hedwig, Klara oder Clara, Margrit oder Margarete, Martha, Roſa. Seltener waren Irma und Mathilde dabei. Schon drängten ſich Dora und beſonders kräftig Erika dazu, und immer noch tanzten recht gerne Anna, Bertha, Emma, Ida. Nie häufig, aber auch nie fehlend, doch in der mittleren Zeit am häufigſten waren die Olgas.

Wer wird nicht bei dieſen Namenliſten, die bei aller äußerlichen Trockenheit doch eine merkwürdig weckende Kraft beſitzen an literariſche Werke

der neueren und der vergangenen Zeiten denken! Etwa an Busch mit seiner Julia, Monika, Lina, (fromme) Helene, Julchen, Adele, Jette und Elise. Daß die Vornamen der Mode unterworfen sind, gilt schon für die alte Zeit. Man denke etwa an den im späten Mittelalter sehr beliebten Namen Hans: Als 1449 die «Mordbande» unter *Hans* von Falkenstein und *Hans* von Rechberg die Umgebung von Aarau brandschatzte, setzten die Aarauer ihnen nach, gerieten aber bei Wölflinswil in einen Hinterhalt. 19 Aarauer blieben liegen, 8 davon hießen Hans.

Seit 1873 hat unsere Schule viele Lehrer gebraucht und zum Teil verbraucht. Auf einer großen Tafel habe ich je mit einer mehr oder weniger langen Strecke die Jahre angedeutet, während welcher eine Lehrkraft wirkte. Sie erinnert mich an jene Zeittafeln, auf welchen Paläontologen das Auftreten der Tier- und Pflanzenstämme in den verschiedenen geologischen Zeiten und ihr Wiederverschwinden graphisch darstellen. Nur ein wesentlicher Unterschied besteht darin, daß die Paläontologen die Striche anschwellen und dünner werden lassen je nach der Häufigkeit und Bedeutung der entsprechenden Lebewesen. Auch in meiner Darstellung sollten die Linien verschieden stark gezogen sein, um ein wirkliches Bild von der Bedeutung des einzelnen Lehrers innerhalb der Schulgemeinschaft zu geben und um erkennen zu lassen, ob er im Guten oder Bösen das geistige Gesicht der Schule bestimmte. Es ist nur ein unzulänglicher Behelf, daß die Amtszeiten der Direktoren oder Direktoren rot ausgezogen sind, den Hilfslehrern aber bloß gestrichelte Linien gelten. – Man entschuldige obigen Vergleich einem, der mit etwelcher Betroffenheit feststellen muß, daß er zwar nicht als Lehrer, doch als Mensch schon aus dem Tertiär der Vorkriegszeiten stammt und zwar die Eiszeiten der zwei Weltkriege überstanden, aber allmählich das Ansehen eines lebenden Fossils erhalten hat.

Wenn man von den kurzen, aber sehr zahlreichen Stellvertretungen und von den Hilfslehrern, die nicht einmal ein Jahr amtierten, absieht, dann sind an unserer Schule seit 1873 tätig gewesen oder immer noch tätig: 31 Hauptlehrer und 75 Hilfslehrer oder längere Zeit wirkende Vikare. Vier dieser 75 sind während ihrer Amtszeit in den Stand der Hauptlehrer übergetreten (sie sind unter den 31 nicht mitgezählt): Zwei besaßen vorher ein kleines Pensum an unserer Schule und wurden auf eine gewöhnliche Ausschreibung hin gewählt und so für ihre ausgezeichneten Dienste belohnt. Der spätere Rektor Samuel Zimmerli zum Beispiel hatte schon 9½ Jahre lang eine Deutschklasse geführt, bis seine Verlobung mit der Schule zur Heirat wurde. In den beiden andern Fällen waren Umfang und Bedeutung des Pensums

so gewachsen, daß die Verleihung des Hauptlehrertitels schließlich nur noch die Legalisierung einer tatsächlich schon längst bestehenden Ehe bedeutete.

Zu den oben gezählten Lehrern muß man seit 1950 sechs Gemeindeschullehrer als Übungsklassenlehrer hinzurechnen und seit einigen Jahrzehnten die offiziell nicht zur Schule gehörenden, von den Landeskirchen gestellten Lehrer für den konfessionellen Religionsunterricht.

Die Lehrerschaft einer Schule gleicht einer Stadt wie Aarau, wo gegen ein Drittel der Bevölkerung alljährlich wechselt und deswegen gewöhnlich zu keiner Bedeutung im Organismus der Gemeinde gelangen kann. Wenn man bei der Zählung alle Lehrkräfte ausschaut, die nicht länger als drei Jahre an der Schule gewirkt haben, dann verkleinern sich die Zahlen gehörig auf: 26 Hauptlehrer und 40 andere, unter ihnen immer noch die vier oben erwähnten, die zu Hauptlehrern wurden.

Die Schule ist von 1873 bis heute stark gewachsen. Zuerst waren es drei Klassen Seminar und Töchterinstitut mit verhältnismäßig kleinen und in wenig Fächer zerfaserten Pensen. Heute sind es acht Klassen am Seminar und zwei Klassen Töchterschule mit ihren großen Pensen, vielen Praktikumsstunden und fakultativen Fächern, die jeweiligen eine noch weiter gehende Aufspaltung der Klassen bedeuten. Kein Wunder, daß die kaum 80 Unterrichtsstunden, die an der Schule anfänglich erteilt wurden, auf über das Vierfache angewachsen sind, wozu erst noch die vielen Stunden Instrumentalunterricht kommen, die zusammengefaßt das Pensum von etwa drei Musiklehrern ausmachen.

Demgemäß ist die Zahl der Lehrer ganz bedeutend gestiegen. Wenn anfänglich zu den paar Hauptlehrern und zum Chörlein der Hilfslehrer ein weiterer Hauptlehrer trat, hatte es eine ähnliche Bedeutung – *si parva licet componere magnis* – wie im griechischen Drama, als Aeschylus den zweiten, Sophokles den dritten Schauspieler hinzufügte.

Mit drei Hauptlehrern und drei Hilfslehrern begann die Schule.

1896 zogen in die alte Kantonsschule 4+8,

1911 ins Zelglischulhaus 6+6.

1919 wurde die Übungsschule eingerichtet, was verschiedene Neuwahlen bedingte: 9+6.

1936 war die Töchterschule vollständig: 11+9.

1955 zogen ins neue Schulhaus: 14+22.

Hier ist die Liste der Lehrkräfte, die am längsten geamtet haben:

38 Jahre Fr. Dr. Humbel, 1915 bis 1953.

37½ „ A. Kühne, 1913 bis 1950.

37 „ Dr. Dill, 1899 bis 1936.

35	Jahre	Frl. Blattner, 1896 bis 1931.
35	„	Frl. Zürcher, 1920 bis 1955.
34½	„	Frl. Flühmann, 1880 bis 1915.
32½	„	J. Suter, 1886 bis 1919.
32½	„	Dr. Schwere, 1897 bis 1930.
32½	„	J. Burgmeier, 1873 bis 1905.
32	„	G. Bolliger, 1911 bis 1943.
28¼	„	Dr. Speidel.
26¼	„	W. Wehrli, 1918 bis 1944.
26	„	E. Kutschera, 1892 bis 1918.
25¾	„	H. Mülli, 1919 bis 1944.
25	„	K. Fricker, 1907 bis 1932.

Der beim Rücktritt immerhin 20¾ Jahre im Amt gewesene Gust. Stacher war noch nicht einmal 45jährig; Rektor Suter trat erst als 75jähriger zurück. Obwohl die heutigen Lehrer weder so jung gewählt werden, noch so lange amten dürfen wie die früheren, ist das hinsichtlich der Amtsdauer nicht so wichtig, weil sie früher die Möglichkeit im Amte alt zu werden krankheits- halber fast gar nie ausnutzen konnten: Der zweite Rektor der Schule, J. Keller, starb als 57jähriger (in Wettingen). Gustav Stacher, wie schon erwähnt, trat als 45jähriger krankheitshalber zurück. Der erste Zeichen- lehrer, Max Wolfinger, fühlte sich 61jährig dem Amte nicht mehr gewachsen. Sogar Frl. Flühmann, die ein sagenhaftes Alter als Lehrerin erreicht zu haben schien, war beim Rücktritt nur 64jährig; und sie hatte schon als noch nicht 60jährige zurücktreten wollen. Frl. Blattner und Dr. Schwere verließen die Schule der Krankheit, nicht der Altersgrenze wegen.

Man möchte gern vom geistigen Leben dieser zum Teil sehr bedeutenden Lehrer berichten. Viele Schulen setzen ihren Ehrgeiz darein, durch Pro- grammarbeiten oder «Beilagen» zum Jahresbericht davon Zeugnis zu geben.

1875 erschienen als solche Beilage die «pädagogischen Distichen» von O. Sutermeister. Unser erster Rektor (1832 bis 1901) ist ja durch manchen Spruch zu jener «kleinen Unsterblichkeit» aufgestiegen, wie sie den Dich- tern und Denkern der Abreißkalender und anderer Kalender zukommt. Wir lesen: «Aus den Quell»:

«Nur der lehret mit Segen, der täglich selber noch mehr lernt;
Nur der lebendige Quell labt, nicht der stockende Teich.

Auch nicht dem Lernenden darfst du ein gänzlich Fertiger scheinen:
Zeigst du noch lernend dich selbst, mehrst du des Strebenden Muth.»

Offenbar mißfiel die Veröffentlichung der an sich recht braven und klugen Distichen der Anstaltsdirektion; denn der nächste Jahresbericht bringt statt einer Beilage die Bemerkung: «Bezüglich der üblichen Programmbeigaben beschloß die Direktion, nur solchen Arbeiten Aufnahme zu gestatten, welche in einer direkten Beziehung zu der Anstalt stehen und nach Titel und Umfang von ihr gutgeheißen wurden. Die Lehrerkonferenz entschloß sich in folgedessen, ihrerseits auf diese Publikationen überhaupt zu verzichten.» Es folgte auch wirklich ein Schweigen bis 1885. Damals pries der neue Rektor, J. Keller, «Jakob Iselins Verdienste um die Verbreitung der Basedow'schen Pädagogik in der Schweiz.» Es handelte sich um eine 40seitige Arbeit aus der Hofdruckerei in Gotha. 143 meist recht lange, auf die folgenden Seiten übergreifende Anmerkungen wirken als Fußangeln beim Lesen, so daß wenige Erwachsene und noch weniger Schülerinnen die an sich sehr tüchtige Arbeit studiert haben mögen.

Es erschienen auch später Programmbeilagen. Aber wenn man von jenen absieht, die nicht über den engsten Kreis der Schule und ihrer Bedürfnisse hinauszielen, sind es bis heute verhältnismäßig wenige geblieben.

Es ist vielleicht ganz anregend, an dem durchaus nicht außergewöhnlichen Beispiel unserer Schule und besonders des Seminars zu erfahren, wie Forderungen auf Forderungen gestellt und befriedigt werden und doch zu keiner Befriedigung führen, sondern zu ständig neuem Ungenügen.

Die Schule begann 1873 mit einem provisorischen Lehrplan, der 1877 in einen festen umgewandelt wurde. Grundlegende Änderungen brachte 1892 der Übergang vom drei- zum vierklassigen Seminar. Im Jahre 1908/09 wurde schon wieder ein neuer Lehrplan eingeführt, dem ein Jahr des Probierens vorangegangen war. Die Einrichtung der Übungsschule 1919 war selbstverständlich auch von Einfluß auf das Ganze. Daneben gab es in manchen Fällen kleinere Verschiebungen und Verlagerung der Akzente, so daß eine vollständige Darstellung eine mühselige und äußerlich recht langweilige Arbeit wäre.

Die Erziehungs- und Unterrichtslehre begann mit 2 Stunden in der 2. Klasse, 3 Stunden in der 3. Sehr bald wurde die Stundenzahl auf 4+4 erhöht und blieb auch so, nur auf die 3. und 4. Klasse verschoben, im vierjährigen Seminar. Der neue Lehrplan 1908 enthielt 4+4 Stunden. Die 4 Stunden der 4. Klasse waren in 2 Stunden «Schulkunde» und 2 Stunden «Lehrübung» geteilt, während die 4 Stunden der 3. Klasse unter dem Titel «Pädagogik» gingen.

Mit der Errichtung der Übungsschule wurde wieder geändert. Unter dem

Haupttitel «Pädagogik» erhielten die Schülerinnen in der 3. Klasse 4 Stunden «Geschichte der Pädagogik» und 1 Stunde Methodik; in der 4. Klasse 2 Stunden «Psychologie, allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre», 1 Stunde Methodik und 2 Stunden Lehrübungen.

Jetzt lautet die Einteilung so:

3. Klasse: 4 Stunden Pädagogik, 1 Stunde Methodik.

4. Klasse: 2 Stunden Pädagogik, 2 Stunden Lehrübungen, 2 Stunden Methodik, wozu aber noch allerlei Beanspruchungen kommen (Unterrichtsbesuche in der 3. Klasse, 3 Tage Praktikum in der 4., Dorfschuldienst...).

Die «praktischen Übungen im Schulehalten» waren anfänglich sehr unvollkommen, wie eine Notiz aus dem Schuljahr 1888/89 verrät: Bisher wurden die Lehrübungen nur am Mittwochnachmittag mit freiwilligen Gemeindeschülerinnen abgehalten. Es waren gewöhnlich 8 bis 10, gelegentlich überhaupt keine, und die Seminaristinnen lernten vor allem nicht, was Disziplinhalten bedeutet. «Es war dann doch . . . für manch eine Tochter eine zu große Zumutung, aus dem stillen Port der Seminar-Mädchenschule ohne Beistand auf das wogende Meer von mitunter 70 bis 90 Knaben und Mädchen hinauszufahren und den Kopf nicht zu verlieren.» Schon im Jahresbericht 1900/01 liest man: Seit Jahren hätte die Wahlfähigkeitsprüfungskommission «ihr Ceterum censeo dahin abgegeben, es müsse auch am Lehrerinnenseminar (nicht nur in Wettingen) eine Übungsschule geschaffen werden.» Die Übungsschule wurde aber erst 1919 eingerichtet. 1938 kam eine Woche «Dorfschuldienst» zu den bisherigen Ausbildungsmöglichkeiten der 4. Klasse hinzu; 1941 wurden daraus 10 Tage, 1944 zwei Wochen. Und im Frühling 1950 mußte die Übungsschule noch durch Übungsklassen entlastet werden, deren es augenblicklich fünf gibt.

Der Deutschunterricht begann mit 4+6+6 Stunden und mit Schülerinnen, die ihrer Vorbildung gemäß (sie kamen meistens aus der 3. Klasse der Bezirksschule oder aus Sekundar- und sogar Oberschulen) recht wenig wußten. Es wurde zum Beispiel 1884/85 gefordert: «Es möchten die eintretenden Schülerinnen mehr Sicherheit in der Orthographie und Grammatik mitbringen. Kenntnisse in der Poetik und der deutschen schönen Literatur sind schon recht, nur sollte man das Spazierstöckchen nicht mit einem Wanderstab verwechseln.» Die Stundenzahl konnte später erhöht werden, allerdings mit Rückschlägen, und steht augenblicklich auf 5+5+5+5.

Französisch begann mit 4+4+4, erhöhte sich aber schon 1875 auf 6+4+4. Im vierklassigen Seminar wurden 4+5+4+3 Stunden eingesetzt, wobei aber in der 2. und 3. Klasse je eine Stunde fakultativ und für Konversation bestimmt war, was sehr erfreulich und modern klingt. Wer die Fran-

zösischlehrerinnen kennt, wird die Einführung dieser «Fakultativstunden» mit einigen Zweifeln betrachten. Man ist nicht verwundert, im Jahresbericht 1898/99 zu lesen: «Zu den fakultativen französischen Konversationsstunden . . . fanden sich alle Seminaristinnen der betreffenden Klasse ein, mit einer einzigen Ausnahme, wo Dispens wegen Kollision mit einem andern Fach nötig war.» Es tönt merkwürdig, daß man von einer fakultativen Stunde dispensiert werden muß! 1912/13 platzte die Blase: «Die französischen Konversationsstunden . . . wurden fallen gelassen. Das Fach des Französischen ist mit seinen 14 Wochenstunden auch jetzt noch reichlich genug ausgestattet... Anstößig aber war besonders, daß die Seminaristinnen zum Besuche der angeblich «fakultativen» Stunden gezwungen waren, wollten sie nicht hinter den andern . . . zurückbleiben. Die so gewonnenen Stunden wurden den Naturwissenschaften zugewiesen...»

2+1+2: So fing das Fach Geschichte an. Ein Jahr später hieß es: 2+2+3. Dann kam ein Rückschlag: 2+2+2. Im vierklassigen Seminar hieß es: 2+2+2+2 Stunden.

1903 verlangte Fr. Flühmann eine Erhöhung von 8 auf 11 Jahresstunden. Sie wies auf andere Seminarien hin, die mehr Geschichte und mehr Stunden überhaupt hätten. Ihre Beweisführung ist klug und besitzt nur den einen Nachteil, daß man das Gefühl nicht loskriegt: Auf die gleiche Art könnte man für jedes Fach und dazu für einige noch nicht zu Schulfächern gewordenen Disziplinen weitere Stunden verlangen. 1906/07 wurden endlich in der 4. Klasse die Stunden «von der absolut ungenügenden Zahl 2 auf 3 vermehrt», und dabei blieb es.

Das Fach Naturkunde begann 1873 recht bescheiden mit 2+2 (Winter 3). Die Stundenzahl stieg auf 10 und beim Übergang zum vierjährigen Seminar auf 13 (1892): «Maß ist auch gehalten worden bei der Dotierung der naturwissenschaftlichen Fächer. Die Vertreter dieser höchst ehrenwerten Disziplin vergessen ja sonst, *trunken* von großartigen Erfolgen, nur zu oft, daß ihre Wissenschaft, im Grunde genommen, eine Tochter ist des Humanismus und der philosophischen Spekulation und möchten ihre geistigen Erzeuger gleich zum Tempel hinausjagen.»

Die Anforderungen in der Naturkunde sind selbstverständlich im Laufe der Jahre gestiegen und damit auch die Stundenzahl. Jetzt sind ihr mit der Stunde Geologie 16½ Jahresstunden gewidmet; davon 5 für das Praktikum. Daß damit das Sammelsurium von Fächern, die man unter dem Haupttitel Naturkunde aufzählt, nur schlecht bewältigt werden kann und daß daher für das zukünftige Seminar neue Forderungen angemeldet und bewilligt worden sind, ist gut verständlich.

Die Mathematik begann nicht nur mit sehr bescheidener Stundenzahl, auch ihr Inhalt war höchst einfach und zum größten Teil Stoff der heutigen Bezirksschule . . . und nicht einmal aller. 2+2 lautete die Ausstattung am Anfang; heute 4+5 (davon eine Stunde Buchführung)+4+3.

Ähnlich wie in der Mathematik war das innere und äußere Wachstum des «freien Handzeichnens». Von 3 Stunden stieg das Pensum auf 8, wozu noch fakultativ eine Jahresstunde Kunstgeschichte kommt – allerdings nicht vom Zeichenlehrer erteilt –. Heute ist es geradezu ein Wunderfach geworden, das alle künstlerischen und kunstgewerblichen Fähigkeiten der Mädchen wachruft. 1897 aber heißt es noch: «1. Klasse: Zeichnen nach stilisierten Pflanzen- und Blütenformen in Umrissen nach Wandtabellen. 2. Klasse: Zeichnen nach antiken Gefäßformen in ganzer Rundung nach Modellen. Anfänge des Zeichnens nach stilisierten Pflanzen- und Blumenornamenten in Gips. 3. Klasse: Zeichnen nach komplizierteren gewerblichen Gegenständen in Aquarelltechnik. 4. Klasse: Fortsetzung der in der 3. Klasse begonnenen Übungen. Im Winter Skizzierübungen an der Wandtafel...»

Im Gesang gab es Vorstöße und Rückschläge. Mit $2+2+2$ Stunden fing es an. 1907/08 erhielten die Klassen $2+3+3+3$ Stunden; aber nur dieses eine Jahr! Dann sank die Zahl wieder auf $2+2+2+2$, und blieb so bis 1946: Damals wurde eine zusätzliche 3. Stunde für die 4. Klasse im Wintersemester gestattet. Es handelte sich gewissermaßen um eine kleine, teilweise Vorwegnahme der Lehrerbildungsreform. Die Verteilung auf Einzelstunden der Klassen und auf allgemeine Chorstunden hat oft geändert; die Anforderungen an die Schülerinnen wuchsen und die an den Lehrer ebenso. 1884/85 wurde verlangt: «Der Gesangsunterricht soll möglichst ohne Klavierbegleitung erteilt werden.» Das mag an die vielen müde gewordenen Vereinsdirigenten (und leider auch an gewisse Gesanglehrer!) erinnern, welche die Noten vorzuhämmern pflegen oder – anders ausgedrückt – ihre Sänger nur am Leitseil der Klavierbegleitung durch die Untiefen ihrer Wettbewerbsgesänge einigermäßen heil hindurchlotsen können.

Der Instrumentalunterricht fehlte ursprünglich ganz, ebenso der «Hygiene»-Unterricht und der fakultative Italienisch- und Lateinunterricht. Englisch wurde dagegen von Anfang an erteilt.

Zuerst gab es keinen Turnunterricht; aber schon im 1874 wurde er eingeführt mit $2+2+2$ Stunden. Als 1877/78 ein neuer Lehrplan kam, von dem es hieß: «Die Anforderungen erscheinen nunmehr wesentlich gesteigert», da war der Turnunterricht das Opfer; denn seine Stundenzahl wurde auf $1+1+1$ herabgesetzt. Bald aber waren es, wenigstens im Winter, wieder zwei Stunden, wobei als «Unterrichtsstoff» auch «Spaziergänge» aufgeführt

werden. Da der Gesundheitszustand der Schülerinnen gelegentlich beunruhigend wirkte, schrieb der Rektor 1887/88: «Wir möchten nun angelegentlich empfehlen, ein pädagogisches Turnen, das heißt ein solches mit sanitärischen und ästhetischen Zielen, an die Stelle (des mehr «militärischen» Turnens) treten zu lassen. Und zwar wären hiefür jeden Tag nach Schluß des wissenschaftlichen Unterrichtes $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden auszusetzen, in der Meinung, daß bei schönem Sommer- oder Winterwetter Märsche, bei ungünstiger Witterung Übungen im gedeckten Raum . . . ausgeführt werden.» Im nächsten Jahre wurden schon wieder 2+2+2 Stunden Turnen erteilt und der Lehrstoff umfaßte sogar «häufige Spaziergänge»; und zu den obligatorischen Turnstunden kam am Freitag eine fakultative Stunde für Spiele in der Telli und Spaziergänge, an denen sich in der schönen Jahreszeit etwa die Hälfte der Schülerinnen beteiligte.

Die spätere, bedeutende Entwicklung braucht nicht geschildert zu werden. Augenblicklich ist Turnen mit 3+3+3+4 Stunden bedacht, womit viele, aber noch lange nicht alle Wünsche erfüllt sind. Ein Turnlehrer unserer Schule erklärte mir einmal: «Ihr sorgt für den Geist, wir für den Leib» (und für den Geist dazu, würden andere Turnlehrer energisch beifügen); «im Grunde genommen gibt es nicht zwei Dutzend Fächer, darunter als eines das Turnen, sondern es gibt nur zweierlei: Die Geisteserziehung und die Leibeserziehung. . . Und nun schaut, wie kümmerlich das Zweite in der Schule dem Ersten gegenübersteht!»

Die im einzelnen nicht besonders anregende Darstellung der Pensen- und Stundenveränderungen gibt im ganzen doch ein dramatisches Bild aller Kräfte, welche ständig nach Aufbau in Stundenzahlen und Stoff, nach der Differenzierung der Fächer und Hinzufügung neuer rufen. Sie soll uns lehren, jede Vergrößerung der Stundenzahl, jede Hinzufügung eines Lehrstoffes oder eines ganzen Faches im großen Zusammenhang zu betrachten und einzusehen, daß heute überhaupt nichts mehr mit gutem Gewissen eingeführt werden kann, sofern nicht unbarmherzig etwas anderes vom Lehr- und Stundenplan gestrichen wird. Man muß auch in der Schule die Einbildung jener vielen zerstören, die mit lauter guten Neuerungen aufrücken und die Güte ihrer Vorschläge sozusagen zum Nennwert einsetzen und nicht an das denken, was durch ihre Neuerungen verdrängt oder nachteilig bedrängt wird.

Man sei sich bei der ganzen Entwicklung bewußt, daß eine ganz gehörige Steigerung der Schulanforderungen auch dadurch erreicht wurde, daß man die Aufnahmebedingungen verschärfte. Ursprünglich konnten die Schülerinnen aus der 3. Bezirksschule, aber auch der Sekundar- und Oberschule kom-

beun-
gent-
sani-
chen»
chluß
n der
ei un-
den.»
erteilt
obli-
spiele
etwa

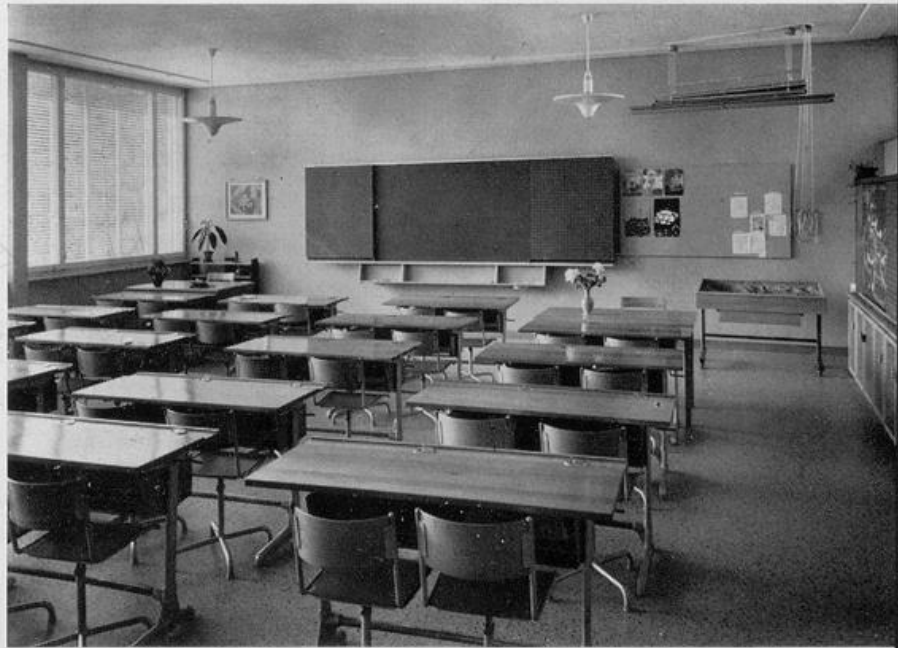
erden.
viele,
sere
(und
«im
eines
d die
n der

- und
aller
h der
s leh-
stoffes
l ein-
führt
und
dung
d die
n das
rängt

örige
man
lerin-
kom-



Übungsschule



Lehrzimmer in der Übungsschule



Naturkundezimmer



Raum für Sammlungen und biologisches Praktikum

men: «Allein die Voraussetzung, mit so vorgebildeten Mädchen (nämlich solchen aus der Oberschule) sei nach einem dreijährigen Kurse das Lehrziel zu erreichen, stellte sich bald als unrichtig heraus . . .», so lesen wir 1878/79. Von Anfang an war die Lehrerschaft der Meinung, daß man beim Eintritt eigentlich 16jährig sein müßte. Am 7. April 1874 wurde die 4. Klasse der Mädchenbezirksschule Aarau durch einen Vertrag der zuständigen Behörden als Präparandenkurs für unsere Anstalt erklärt. Dorthin konnten Mädchen aus Oberschulen oder aus Bezirksschulen, die noch keine 4. Klasse führten, geschickt werden.

1873 waren 65% der Eintretenden unter 15 Jahre alt, 35% darüber.

1878 waren es 17, beziehungsweise 83%. Dies wurde durch die einfache Tatsache erreicht, daß die meisten jüngeren bei der Aufnahmeprüfung durchflogen. Als der vierjährige Kurs begann, wurden wieder 15jährige aufgenommen. M. a. W.: die Verlängerung des Seminars geschah ähnlich wie in Wettingen auf Kosten der 4. Bezirksschulklasse.

Selbstverständlich drängte die Lehrerschaft auf Erhöhung des Eintrittsalters. Aber bis zur Einführung des neuen Lehrplans 1908/09 war es grundsätzlich immer noch erlaubt aus der 3. Klasse der Bezirksschule zu kommen. Tatsächlich gab es jedoch von 1906 an keine solche Schülerin mehr.

Um es etwas zugespitzt zu formulieren: Anfangs der siebziger Jahre durfte man nach acht Jahren Gemeindeschule und drei Jahren Seminar bei kleinem Stundenpensum und bescheidener Stoffmenge mit 18 Jahren Lehrerin werden. Wenn einmal das Oberseminar eingerichtet ist (grundsätzlich beschlossen ist es schon längst) wird man erst mit 21 Jahren und mit den auf jeder Stufe verschärften Bedingungen Lehrerin werden können.

1874/75 zählten die obligatorischen Stunden in der 1. Klasse 23; dazu kamen höchstens 4 Fakultativstunden; in der 2. Klasse $25\frac{1}{2}+3$; in der 3. Klasse $32+3$.

Heute lauten die obligatorischen Pensen: $28\frac{1}{2}$ Stunden, $30\frac{1}{2}$, $31\frac{1}{2}$ und $34\frac{1}{2}$; dazu kommt die – glücklicherweise! – durch eine Schülerin grundsätzlich nicht voll ausnutzbare Zahl der Fakultativstunden: 11, 11, $7\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}$; weiterhin aber noch der obligatorische Instrumentalunterricht und gewisse außerordentliche Beanspruchungen, die man früher nicht kannte. Kein Wunder, daß Schülerinnen mit 40 und mehr Stunden nicht selten sind. Man begreift, daß die Überbürdung durch Unterricht und – im Gefolge davon – durch Hausaufgaben ein unerschöpfliches Thema der Lehrerkonferenzen und der vorgesetzten Behörde wurde. Beschlüsse über Beschlüsse wurden gefaßt und sehr bald vergessen. Schon 1878/79 wurde festgelegt: «Die häuslichen Aufgaben sollen in keinem Lehrfach wöchentlich mehr Zeit

in Anspruch nehmen, als die für das betreffende Fach im Stundenplan angesetzte Stundenzahl beträgt.» Man sprach 1894/95 von der «Konzentration des Unterrichtes», welcher Ausdruck also keine moderne Erfindung ist. Anlässlich der Einführung des neuen Lehrplans, der die Schülerinnen erschrecken mochte, wurde 1908/09 bestimmt: Schriftliche Hausaufgaben sind nur in Sprachfächern und Mathematik erlaubt; sonst nur mündliche Repetition. «Ferien-, Sonn- und Feiertage sind den Schülerinnen durch keine Schularbeiten irgendwelcher Art, weder bestimmt verlangten, noch sogenannte freiwillige zu schmälern.» (Der Zusatz beweist, daß die Lehrer ihre Pappenheimer, nämlich die andern Lehrer, kannten!)

Es mag auffallen, daß in diesem Abschnitt so selten vom Institut die Rede ist. Da die Schülerinnen dort die zusagenden Fächer wählen und auf ein sehr kleines Pensum sich beschränken konnten, wurde die Lage nie irgendwie dramatisch oder gar tragisch. Das Töchterinstitut war praktisch mehr fremdsprachlich, das Seminar mehr mathematisch-naturwissenschaftlich gerichtet. Aber, wie der Rektor 1893 schreibt: «Je und je haben wir das Aufkommen verschiedener Stände bekämpft und werden uns auch fürderhin dagegen wehren, daß sich hier im Salon an Delikatessen nippende Dämchen zusammenthun, dort in der Küche seminaristische Aschenbrödel die schwere Arbeit verrichten müssen und obendrein noch über die Schultern angeschaut werden. Bleiben die Töchter nur hübsch beisammen, so können sie . . . auch voneinander lernen, die einen das ihnen noch fehlende *Savoir vivre*, die andern ernsthaften Fleiß und Ausdauer und Bescheidenheit.» Daß 1893/94 beschlossen wurde, auch Fachprüfungen und Fachzeugnisse für die Institutschülerinnen fakultativ einzuführen, deutete einen gewissen Wechsel in Gesinnung und Art des Institutes an: Die Schülerinnen wollten nicht mehr bloß «Bildung», sondern Ausweise über die Bildung. Später wurde die Frage «Bildung» oder «Ausbildung» so sehr zu Gunsten des zweiten Begriffes entschieden, daß unser Töchterinstitut trotz Fachprüfung und Fachzeugnis immer mehr abnahm und die Errichtung einer Töcherschule begrüßt werden mußte.

Jede Schule kennt Exkursionen, Schulreisen, Sporttage, Festtage, Auführungen usw., die ihr ein bestimmtes Gepräge verleihen und den «strengen Unterricht», wie man zu sagen beliebt, «etwas auflockern». Im Jahresbericht 1881/82 findet man die erste Erwähnung von zwei Ausflügen (aber Ausflüge hatten schon früher stattgefunden!). Der eine, halbtägige Ausflug führte ins untere Wynenthal, der andere, eintägige nach Zürich und auf den Uetliberg. Die Schülerinnen der obersten, also 3. Klasse machten zudem

einen Spaziergang mit den Mädchen der 5. Klasse Gemeindeschule ins Roggenhausertälchen, um die «teilweise durch den wissenschaftlichen Unterricht geschaffene Kluft zwischen Lehramtskandidatin und Schulkind zu überbrücken . . . Bei derartigen Anlässen wird die zähe Kruste der Schulbankweisheit gesprengt.» Der 3. Mädchenklasse der Gemeindeschule aber spendeten sie Weihnachtsbaum und Weihnachtsfeier.

1882 führte die kürzere Reise nach dem Bad Luterbach, die eintägige «nach den durch Hebel und Scheffel klassisch gewordenen Stätten im badi-schen Schwarzwald». Dazu schreibt der Rektor: «Mit Unmut muß konstatiert werden, daß die Marschtüchtigkeit unserer weiblichen Jugend im Abnehmen begriffen ist. Vor zehn Jahren konnten wir bei Fußreisen an die Schülerinnen noch ganz respektable Zumutungen machen; nun erscheint das Trüpplein derer, welche aufs Schusters Rappen Berg und Thal zu durchziehen Mut und Kraft haben, denjenigen gegenüber, welche des Dampfrosses zu Lustfahrten benötigt sind, bedenklich klein.» Die «gute alte Zeit» (wenigstens im Hinblick auf die Marschtüchtigkeit) herrschte also nicht 1882, sondern 1873! Es ist doch recht unterhaltsam, diese offenbar ewigen Klagen, die wir heute in der Autozeitalterweise vernehmen, in der Variation des beginnenden Eisenbahnzeitalters zu hören.

1884 wurde der eintägige Ausmarsch zu einer zweitägigen Reise in die Urschweiz ausgedehnt.

1888 erklingen anlässlich eines Nachmittagsspazierganges nach dem Säli und nach dem Bad Luterbach Töne, die wir für heute, aber nicht für damals erwarten: «Und in allewege thut es unserm gehetzten und nervös überreiztem Geschlecht gut, ab und zu stille Orte aufzusuchen und dort Stunden zu verweilen, wo man kein Pusten, keine schrillen Piffe der Dampfmaschinen, kein Pochen der Hämmer vernimmt, wo nichts als das Rauschen der Bäume, das Summen der Käfer und das Murmeln lebendiger Brunnen an unser Ohr dringt.»

Zu den zweitägigen eigentlichen Schulreisen, zu den halbtägigen Wanderungen in der Nähe, zu den Spielnachmittagen der obersten Klasse mit den Gemeindeschülerinnen, zu den Weihnachtsfeiern kam allmählich der «Maimummel». 1889/90 heißt es: «Grundsätzlich veranstalten wir jeweilen im ersten Quartal und am liebsten im Mai eine Morgenwanderung früh von vier Uhr an. Wir tun das aus verschiedenen Gründen: Einmal um Anschauungsunterricht zu treiben, zum Beispiel den jungen Menschenkindern zu zeigen, was Sonnenaufgang, was Osten, Maientau, Morgenwind usw. sei, ferner – und dies hängt mit dem ersten zusammen – um ihnen den Schlüssel zum Verständnis so vieler Poesien zu geben, die von jenen Dingen handeln.»

Die Schulreisen entwickelten sich selbstverständlich: Als man 1896 nach Genf an die Landesausstellung fuhr, verlängerte man sie auf drei Tage. Aber noch 1906 tat die Lehrerkonferenz, was Lehrerkonferenzen außerordentlich gern tun: Sie faßte einen grundsätzlichen Entschluß: «Jedes zweite Jahr wird nur eine zweitägige Reise ausgeführt; die zweitägige wird in corpore, das heißt gemeinsam, durchgeführt.»

Nach drei bis vier Jahren war der Beschluß vergessen, die Schulreisen wurden durchwegs dreitägig, die Klassen gingen getrennt. 1910 führte eine Reise zum ersten Mal nach dem Engadin, dessen Besuch dann allmählich, wenigstens für die vierte Klasse, traditionell wurde.

Schließlich erwachte auch der Wunsch, die Wintersportarten, vor allem das Skifahren von der Schule aus zu betreiben. Man ging gelegentlich für einen Nachmittag oder sogar für einen Tag in den Jura. Aber die Winter waren und sind ja bei uns meistens schlecht. Deswegen klagt der Bericht von 1929/30, wie übel unsere Schule dran sei: «Denn ein mehrtägiger Aufenthalt im Gebirge, den sich besser gestellte Schulen leisten können, liegt nicht im Bereich unserer Mittel.» Aber 1932 reiste die ganze Schule für zwei Tage zum Skifahren ins Stoosgebiet. 1933 gab es schon einen dreitägigen Skikurs auf dem Chasseral. Heute rückt die Schule für sechs Tage aus.

Wer da glaubt, während 40 Wochen im Schuljahr herrsche einfach der Stundenplan, täuscht sich ganz gewaltig. Exkursionen, Dorfschuldienst, Schulbesuche, Schulreisen, Aufführungen, Skitage, Besuche von Ausstellungen usw. durchbrechen den Stundenplan in einer geradezu ungeahnten Weise, daß die Lehrerschaft durchaus nicht mehr darauf sinnen muß, wie man den starren Alltag durchbreche und den Unterricht auflockere, sondern wie man die Gefahr der Zerfahrenheit banne, die Schülerinnen wieder zusammenfasse und an den Gleichschritt wenigstens einer Woche gewöhne. Rektorat und Direktion fanden es zuweilen nötig, eine gewisse Rechenschaft über alles Außerordentliche zu geben. In verschiedenen Jahresberichten finden sich Zusammenstellungen der Exkursionen, Schulreisen und der Sporttätigkeit, die aber ein höchst unvollständiges Bild ergeben. 1933/34 werden $2\frac{1}{2}$ Wochen für die 4. Klasse aufgezeichnet. Eine Zusammenstellung für 1937/38 weist für die 4. Klasse nach, daß sie mindestens 3 von den 40 Wochen ständig unterwegs bei Exkursionen und Sportanlässen war. Dabei kannte man damals noch nicht den heute zwei Wochen dauernden Dorfschuldienst. Eine sorgfältige Untersuchung 1951/52 ergab: Das Schuljahr zählte 40 Schulwochen, also wenn man Mittwoch- und Samstagnachmittag sich frei denkt, 400 Schulhalbtage. Der Ausfall an «Normal»-Unterricht für die ganze Schule durch Feiertage, Schulreisen, Konferenzen, Exkursionen, Skitage,

Prüfungen usw. machten in jenem Jahr mindestens 64 Halbtage oder einen Sechstel der Unterrichtszeit aus. Darüber hinaus gab es noch Ausfälle für die einzelnen Klassen, die in Examenzeiten oder im Dorfschuldienst standen, sich für eine Aufführung vorbereiteten oder durch noch anderes, meist sehr Lobenswertes, ja Notwendiges sich abhalten ließen. Naturgemäß machte das für die Abschlußklassen am meisten aus, nämlich für die 4a jenes Jahres weitere 43 Halbtage, für die 4b 46. Es gingen so der 4b 110 Halbtage oder 11 Wochen von den 40 Schulwochen dem regulären Unterricht verloren.

Darüber hinaus gab es Ausfälle wegen Krankheiten, Kursen, amtlichen Verpflichtungen und Militärdienst der Lehrer. Schließlich kamen dazu noch die tausend Nadelstiche, die den normalen Unterricht das Jahr hindurch stören.

Man sieht: Der «normale» Unterricht ist bedroht. Zu den «Bedrohungen» durch Unentbehrliches (der Dorfschuldienst zum Beispiel ist etwas vom Wertvollsten), Erfreuliches, Bereicherndes kommen andere, immer weniger wertvolle bis hinunter zu den notwendigen, aber lästigen Unterrichtsausfällen, welche Schülerinnen und Lehrer nur büßen müssen, weil sie nutzlos sozusagen aus dem Takt geworfen werden. Es braucht oft gewaltige Kraft, um doch alles zusammenzufassen, abgerissene Fäden wieder aufzunehmen und mit dem Folgenden zu verknüpfen, das aus dem Schwung Geratene neu anzutreiben.

Andererseits leidet ja gerade auch der «normale», ungestörte Unterricht in einem innerlichen Sinn an Zerrissenheit, weil er die Schülerinnen von Stunde zu Stunde, von Fach zu Fach jagt. Trotz aller Bemühungen der Lehrer gehen diese Fächer häufig beziehungslos nebeneinander her, so daß der Wunsch erwacht, die Schülerinnen wenigstens einmal eine Woche lang in *einem* geistigen Bemühen zu sammeln (also eine sogenannte Konzentrationswoche einzuführen), wobei man aber dann in Kauf nehmen müßte, daß die Zerrissenheit noch einmal und zwar bedenklich zunähme; denn eine Konzentrationswoche «stört» bedeutend länger als eine Woche, und wenn sie nicht von der ganzen Schule gleichzeitig durchgeführt werden kann, stört sie auch andere Klassen.

Vielsagend wäre eine Statistik über das Wetter, das die Schule auf Schulreisen, Skitaggen usw. genossen oder erduldet hat. Die Berichte darüber sind unvollständig, und häufig beschönigen sie aus verklärender Rückerinnerung das Wetter. Beschönigt wird auch aus begreiflicher Scham darüber, daß man wieder reingeflogen war. Am ersten Tage zum Beispiel pflotschte man im Regen durch den fußhohen Pflüder einer großen Stadt. In der Nacht und

den ganzen nächsten Tag regnete und schneite es ineinander, daß die Klassen in der Hütte blieben. Am dritten Tage verharschte ein eisiger Wind den nassen Schnee, daß gestürzte Schülerinnen bluteten und weinten. Am vierten Tag, nachdem mit unendlicher Mühsal die Hütte in Ordnung gebracht und alles Gepäck versandbereit gemacht worden war, marschierte man im herrlichsten Sonnenschein ab, heimzu, lief Spießruten zwischen zwei Reihen von Spörtlern, die den sonnigen Höhen zustrebten. Und dieses Spießrutenlaufen war ärger als jenes mit regentriefenden Skiern am ersten Tag... Das alles geht unter dem Stichwort: «Skikurs bei zum Teil sehr schöner Witterung.»

Wenn es etwa heißt (1927/28): «Den dritten Reisetag erfrischten Regengüsse», so mag das im angenehmsten Sinne gestimmt haben. Aber es ist schon eher Galgenhumor, wenn eine Klasse berichtet: «Und der Himmel öffnete seine Schleusen, um unsere gute Stimmung nicht vertrocknen zu lassen», oder wenn die Reisenden «am zweiten Tag von Regen, Sturm und Schnee überfallen . . . mit einem muntern Hüttenleben sich begnügen mußten.» Im Jahresbericht 1891/92 schreibt der Rektor, wenn er an die Schulreise denke, «da steigt . . . aus der Erinnerung ein feuchtes Weib hervor – das Bild unserer Schweizerreise». Und es wurde ernstlich in der Lehrerkonferenz erwogen, wie man es anstellen müsse, daß man in Zukunft das gute Wetter am Schopfe packe.

Natürlich konnten die halb- oder eintägigen Ausflüge meist bei gutem oder doch leidlichem Wetter ausgeführt werden. Die Schulreisen und vor allem die Skitage sind schwer in wirklich gute Zeiten zu verlegen; so schwer, daß die Skitage, seitdem sie schon Monate vorher festgesetzt werden müssen, in Hinblick auf das Wetter mindestens so gut herauskommen wie früher.

Durch alle Störungen hindurch gelangen unsere Töchterschülerinnen doch zur Schlußprüfung, die Seminaristinnen zum Patent.

Es liegen die Patentnoten von 1919 bis heute vor (mit Ausnahme von 1921), und es fragt sich, ob von ihnen etwas Bestimmtes, nicht allzusehr von Zufälligkeiten Abhängiges gesagt werden kann.

Wichtig sind folgende Einschnitte: Bis und mit 1932 wurden nur ganze Patentnoten erteilt, seither bis zur Note vier hinunter auch halbe. Bis 1947 galt in den Jahreszeugnissen die Note vier bis fünf als genügend; das heißt es mußte für die Promotion mindestens der Durchschnitt vier bis fünf erreicht werden. Seither sind auch die Jahresnoten den Patentnoten angepaßt, für die der Notendurchschnitt vier als untere Grenze für die Patentierung gilt. Vorschlagsnoten und Examennoten waren selbstverständlich vom ge-

wohnten Notenschema während des Jahres nicht ganz unbeeinflusst; nach menschlichem Ermessen konnte den Schülerinnen also nichts Schlimmes geschehen.

Eine statistische Bearbeitung der Noten, wie sie vorliegen, wäre ganz sinnlos. So gibt es Noten, die überhaupt keine sind. Die Hygienenoten von 1919 bis 1931 lauteten für die Absolventinnen unserer Schule ohne Ausnahme sechs. Dann änderte die Lehrkraft 1930. Das wirkte sich 1931 aus irgendwelchen Gründen noch nicht aus, aber 1932 ist das Notenbild plötzlich ganz anders. Es gab Vierer, Fünfer und Sechser. 1933, da man schon halbe Noten geben durfte, hinterließ diese Änderung vorerst noch keine Spuren. Später wurde die Notenskala von viereinhalb bis sechs benutzt, sehr maßvoll allerdings hinsichtlich der gar nicht extremen Extreme. Von 1944 an kriegten unsere Schülerinnen nie mehr eine Note unter fünf. Die noch vorhandenen kleinen Schwankungen ließen nicht vermuten, daß wirkliche Begabungs- und Wissensunterschiede damit ausgedrückt werden sollten. 1947 kam ein neuer Hygienelehrer, der 1948 lauter fünf erteilte, die fünf also zum Ausdruck dessen verwendete, für das man in den zwanziger Jahren die Sechs brauchte . . . Und dann wurde die Folgerung gezogen, und seither heißt es bei «Hygiene» nur noch «besucht».

Die Patentnoten von 1919 an seien hier für die regulären Schülerinnen (also nicht für Jahreskursteilnehmerinnen und nicht für Schülerinnen auswärtiger Seminarien) verglichen. Kennzeichnend für eine Mädchenschule ist folgendes: Unter den 839 geprüften und hinsichtlich des Ergebnisses hier untersuchten Schülerinnen ist keine durchgefallen. Von einer einzigen abgesehen, deren Schicksal erst in der Schlußkonferenz entschieden wurde, war auch keine, die ernsthaft gefährdet war. Aber auch keine einzige hat ein glattes Sechserpatent gekriegt; nicht bis und mit 1932, da nur ganze Noten erteilt wurden und daher eine Sechs durch Aufrundung ziemlich leicht entstehen konnte, und erst recht nicht seither. Unter den 13 Jahrgängen von 1919 bis 1932 (einer fehlt, 1921) gibt es immerhin eine recht stattliche Zahl von außerordentlich guten Zeugnissen: 17 der 305 Schülerinnen erhielten in den 12 bis 14 Fächern bis auf höchstens drei Noten nur sechs, und diese höchstens drei Noten lauten bis auf zwei Ausnahmen fünf. 10 Schülerinnen hatten wenigstens in Hinsicht auf die sogenannten wissenschaftlichen Fächer ein reines Sechserpatent. Das Sechserpatent scheiterte nämlich am ehesten an der Schreibnote, ziemlich häufig am Turnen und am Zeichnen, seltener an der Musik, ganz selten an Französisch, Mathematik oder Geographie, nie in den aufgeführten Fällen an Deutsch und Pädagogik.

Gibt es kein Sechserpatent und sind auch nur annähernd so gute Patente

seit 1932 ungebräuchlich geworden, so sind andererseits auch die sehr schlechten Noten drei und zwei Seltenheiten: Nur eine von 62 sinkt auf drei und nur eine von 1538 Noten auf zwei. Im ganzen ist von 60 Patentnoten nur eine ungenügend, und zwar ohne daß unter den Schülerinnen vor dem Patent besonders streng gesiebt worden wäre.

Die Durchschnittsnoten (errechnet aus den Durchschnitten der einzelnen Jahrgänge, wobei aber jeder Jahrgang, ob größer oder kleiner, dasselbe Gewicht besitzt) lauten:

	1919-1932	1933-1947	1948-1955	Durchschnitt
Deutsch	5,12	5,00	5,04	5,05
Französisch	4,86	4,77	4,49	4,75
Pädagogik	5,16	4,90	5,02	5,02
Probelektion	5,20	5,06	4,91	5,08
Geschichte	5,17	4,96	4,84	5,01
Mathematik	5,03	4,61	4,03	4,63
Geographie	5,06	4,89	4,55	4,87
Naturkunde	5,01	4,97	4,90	4,97
Zeichnen	4,96	4,91	4,86	4,92
Musik	4,98	5,15	4,88	5,03
Durchschnitt der Noten .	5,055	4,922	4,752	4,932

Besonders für die Jahre seit 1933 bedeuten diese Durchschnittsnoten bei der verhältnismäßigen Seltenheit der Sechs und andererseits der Noten unter vier (sogar die Note vier ist nicht besonders häufig, ja in gewissen Fächern fast eine Ausnahme) eine erstaunliche Gleichförmigkeit der Noten. Eine gewisse Verschlechterung von 1932 an mag davon herrühren, daß unter der Herrschaft der ganzen Patentnoten vorher bei Zwischennoten (4,5, 5,5, 3,5) offenbar doch häufiger auf- als abgerundet worden ist. Vielleicht ist auch für die Zeit seit 1948 von einer gewissen Bedeutung, daß die Vorschlagsnoten doch etwas gesunken sind, seitdem vier und nicht mehr viereinhalb als Grenze der genügenden Noten für die Quartalszeugnisse gilt.

Nach dreijährigem Seminarstudium wurden 1874 bis und mit 1895 237 Schülerinnen patentiert, pro Jahrgang durchschnittlich 11; 1874 nur eine, 1894 aber 16.

1896 bis 1920 waren es 457 in 25 Prüfungen, also pro Jahr und Prüfung 18. Diese Periode begann mit sehr kleinen Zahlen (1900 nur 6), 1920 waren es aber 31.

1921 wurde unter den Patentierten zum ersten Mal zwischen regulären

Absolventinnen der 4. Klasse, Hospitantinnen und Auswärtigen unterschieden. Hospitantinnen hießen ursprünglich Mädchen, die für eine Zeitlang den Unterricht besuchten (gewöhnlich als Institutsschülerinnen), aber nicht förmlich eintraten. 1921 aber verstand man offenbar solche, die ihre Hauptausbildung anderswo genossen hatten (zum Beispiel in Menzingen oder Baldegg), und die für ein Jahr oder auch weniger an unsere Schule kamen, um dann die volle Prüfung mit den übrigen Schülerinnen zu bestehen. Mit ziemlicher Sicherheit gehörte schon früher ab und zu eine Patentierte zu ihnen: Von 1897 bis 1921 kann ich 23 feststellen, die zudem mit größter Wahrscheinlichkeit alle Katholikinnen waren.

1921, 1922 und 1923 waren es insgesamt acht solche Hospitantinnen, die aber zum Teil bis ein Jahr lang in unsere Schule gegangen waren und daher mit einigem Recht einfach als später eingetretene Schülerinnen gerechnet werden können. Jetzt, da man reguläre Schülerinnen nur noch bis und mit Anfang der 3. Klasse aufnimmt, kommen immer noch, wenngleich selten, Schülerinnen aus katholischen Instituten, die bis zu einem gewissen Grade Hospitantinnen genannt werden könnten.

«Auswärtige» hingegen sind Schülerinnen, die nicht in Aarau ausgebildet worden sind, aber zu unsern Patentprüfungen zugelassen werden, die ja nicht bloß schuleigene, sondern allgemein offene, kantonale Prüfungen sind.

Dazu kommen seit 1928 die Teilnehmerinnen des Jahreskurses: Schülerinnen, welche die höhere Mittelschule mit einem Maturitätszeugnis abgeschlossen haben und nur die eigentlich seminaristischen Fächer besuchen und darin geprüft werden. Meistens kommen sie vom Gymnasium Aarau oder auch vom Basler Gymnasium – es handelt sich alsdann gewöhnlich um Fricktalerinnen.

1921 bis 1956 wurden 837 reguläre Schülerinnen und Hospitantinnen, 61 Teilnehmerinnen der Jahreskurse und 89 Auswärtige patentiert (pro Jahrgang 23,25 + 1,69 + 2,54). Die Jahreskurschülerinnen waren früher verhältnismäßig selten. Aber seit 1947, da sich die günstige Konjunktur für den Lehrerberuf abzeichnete, sind gelegentlich der Großteil der Maturandinnen vom Gymnasium Aarau noch für ein Jahr an unsere Schule übergesiedelt, wo einige mit einem gewissen Eifer, andere so ganz nebenbei die Lehrberechtigung zu erringen trachteten.

Die 89 Auswärtigen kamen zum allergrößten Teil von Menzingen und ziemlich selten von Baldegg, sind also in katholischen Instituten vorgebildet worden. 1926 gab es aber fünf Schülerinnen, die als letzte noch in Wettingen, neben den Seminaristen, ausgebildet, aber dort nicht mehr geprüft worden waren.

Der Zusammenzug aller Zahlen ergibt 1681, die patentiert worden sind, pro Jahrgang durchschnittlich 20. Zu diesen durchschnittlich 20 müssen noch jene gerechnet werden, die seit 1905 im Seminar Wettingen ausgebildet und geprüft worden sind. Direktor Frey («Das aargauische Lehrerseminar», Seite 161) schreibt: «Ein Vorschlag der Lehrerschaft, auch Mädchen aus der Umgebung des Seminars den Zutritt zum Unterricht und die Ausbildung für das Lehramt in Wettingen zu gestatten, vermochte sich zwar im Reglement nicht durchzusetzen; doch wurde es geduldet, daß von 1905 an Schülerinnen Aufnahme fanden und später auch ihren besonderen Turnunterricht erhielten. Erzieherisch hat sich diese Koedukation im ganzen bewährt. Die Mädchen brachten, vor allem wenn sie nicht einzeln in der Klasse waren, ein wohltuendes Element in den Geist derselben. Im Unterricht freilich machte die Erfüllung der Anforderungen eines für die männliche Jugend bestimmten Lehrplanes, namentlich in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, mancher in ihrer Art wohlbegabten Schülerin Mühe.»

Am 28. Juli 1917 wurde bestimmt: «Im Seminar Wettingen dürfen künftighin nur solche Mädchen aufgenommen werden, die bei ihren Eltern, im Seminar selbst oder in dessen nächster Umgebung wohnen und die letztern nur dann, wenn die ökonomischen Verhältnisse einen Eintritt in das Lehrerinnenseminar Aarau nicht gestatten.» Und wie schon erwähnt: 1926 wurden die letzten im Seminar Wettingen ausgebildeten in Aarau geprüft.

Was wurde und wird aus den Patentierten? In den außerordentlich liebevoll geschriebenen alten Jahresberichten der Schule wird diese Frage immer gestellt und so gut wie möglich beantwortet. Im Jahre 1882/83, als zum ersten Mal ein gewisser Lehrerinnenüberfluß herrschte, wurde untersucht, was mit den bisherigen 98 Patentierten geschehen sei: 3 waren damals tot, 10 standen nicht im Schuldienst, 2 wirkten als Aushelferinnen, 7 waren verheiratet, 26 waren als Hauslehrerinnen oder in ähnlicher Stellung im Ausland tätig, 52 standen im aargauischen Schuldienst; davon 48 an Unterschulen.

1912/13 schrieb der Rektor: «Ängstliche Seelen fürchten vielleicht Überproduktion, wir haben davon nicht viel gemerkt.» Da der Rektor noch in ziemlich regem Verkehr mit den Ausgetretenen stand, dürfen wir ihm glauben. Aber eine gewisse Überproduktion drohte doch in den nächsten Jahren, so daß 1916/17 die Erziehungsdirektion anfragte, «ob wirklich ein Überfluß von Lehrkräften, namentlich weiblichen, bestehe und ob eventuell Einschränkungen der Aufnahme von Aspirantinnen geboten sei». Es war näm-

lich der Erziehungsdirektion viel vom sogenannten «Lehrerinnenelend» zu Ohren gekommen. Die Antwort der Lehrerschaft lautete, daß noch kein «Lehrerinnenelend» herrsche; daß man aber immerhin in Zukunft etwas strenger prüfen wolle.

1922/23 wurden die Töne schon düsterer. Einige Patentierte waren ohne Lehrstelle: «Zur Sicherung der Existenz hat ein Teil dieser vom Schicksal zu jahrelangem Warten Verurteilten provisorisch einer andern Beschäftigung sich zugewendet.» 1925/26 heißt es: «Die von Jahr zu Jahr zunehmende Zahl stellenloser Lehrerinnen erregt ernste Sorge. Es fängt an landab landauf bekannt zu werden, daß die jungen Lehrerinnen schwer Anstellung finden und daß auf frei gewordene Stellen eigentlich Sturm gelaufen wird. Trotzdem liegen für das kommende Schuljahr Anmeldungen in nie erreichter Zahl vor.» 1926/27: «Die Zahl der stellenlosen Lehrerinnen dürfte mit den Neupatentierten auf etwa 65 anwachsen...», was tatsächlich hieß, daß 40 «stellenlos» waren; denn die «Neupatentierten» waren zur Zeit dieses Klageliedes noch Schülerinnen. Ich setze auch das Wort «stellenlos» in Anführungszeichen, da damals die Möglichkeit, eine wenigstens provisorische anderweitige Beschäftigung zu erhalten, gar nicht schlecht war und da der aargauischen Schule zu jeder Zeit miserabel gedient wäre, wenn es nicht sogenannte Stellenlose gäbe, die für Stellvertretungen zur Verfügung stehen.

Und 1927/28 kam eine weitere Steigerung: «So wächst von Jahr zu Jahr das Heer der Stellenlosen, und wenn es so weiter geht, so dürfte bis 1929 oder spätestens 1930 das Hundert voll sein. Es kommt vor, daß sich 20 und mehr Lehrerinnen um eine Stelle in einem kleinen Dorf bewerben. Das sind ungesunde und unerfreuliche Verhältnisse.» Es wird allerdings zugegeben: «Stellenlos in unserm Sinn heißt ja nicht in allen Fällen beschäftigungslos oder völlig erwerbslos.» Das war alles vor dem Ausbruch der eigentlichen Krisenzeit. Der Schweizer liebt es, auf lange Sicht zu klagen: «Wenn das so weiter geht, so...» Aber diesmal wurden die Verhältnisse wieder etwas besser. 1931/32 zählte man nur noch 45 «Stellenlose». Diese und die andern Zählungen waren übrigens alles andere als zuverlässig. Das zeigte sich, als kurz darauf die Stellenlosigkeit nun wirklich wieder zunahm: 1936/37 wurden 85 Stellenlose angegeben. Unser Rektorat aber kam nach eigenen, möglichst genauen Erhebungen «bloß» auf die Zahl 50. In einer Sitzung des aargauischen Lehrervereins wurde eine ganz gehörige Herabsetzung des Numerus clausus (damals 24) verlangt mit der einzigen Gegenstimme des – Vertreters unseres Seminars! Es war die Zeit, da fast jeder Beruf zu seiner Sicherung eine strenge Einschränkung der Zulassung verlangte, ohne zu

überlegen, wer denn eigentlich den Überschuß an Arbeitskräften zu tragen habe.

Der Kanton verdankt seiner Politik, den Numerus clausus nicht zu senken, die Möglichkeit während des Krieges die nötigen Stellvertretungen zu besetzen. Er ist auch seither von jener «Lehrernot» (der Umkehr der «Lehrernot» in den Vorkriegszeiten) ziemlich verschont geblieben, die in Zürich, Bern, Waadt usw. zu manchmal fast verzweiflungsvollen Maßnahmen geführt hat; dies sei hier geschrieben, obwohl augenblicklich die Lage etwas gespannt ist und ein Sonderkurs für zukünftige Lehrer geplant wird.

Der Kanton wird die richtige Mitte treffen müssen zwischen der engsten und sicherlich auch kurzsichtigen Anpassung an den augenblicklichen Bedarf an Lehrerinnen und der schrankenlosen Zulassung der Kandidatinnen, die ja im Seminar nicht bloß eine Fachausbildung, sondern auch eine ihnen sehr angepaßte allgemeine Bildung suchen.

Die Zahl der amtierenden Gemeindeschullehrer und Lehrerinnen betrug:

1924/25.	468 Lehrer	291 Lehrerinnen
1934/35.	493 „	317 „
31. Dezember 1945.	507 „	329 „
31. Dezember 1954.	532 „	397 „

Während 1924 auf 100 Lehrerinnen 161 Lehrer kamen, so kommen jetzt auf 100 Lehrerinnen eher weniger als 134 Lehrer. Wegen der Knappheit an Lehrern ist manche Stelle an Lehrerinnen «verloren» gegangen. Wenn man bedenkt, daß der größte Teil der über 120 Sekundarschulabteilungen von Lehrern und Absolventen des Wettinger Seminars betreut wird und daß unter den rund 200 Lehrern mit Jahresbesoldung an der Bezirksschule etwa zwei Fünftel das Wettinger Seminar durchlaufen haben; wenn man weiterhin weiß, daß mancher Seminarist an der Hochschule studiert und in andere Berufe übergeht, so erheischt die zwar gewachsene, aber immerhin doch deutlich kleinere Zahl von Lehrerinnen eine Erklärung. Die ist aber nicht weit zu suchen: Unsere früheren Schülerinnen heiraten häufig und verlassen den Schuldienst. Doch auch sie sind dem Kanton und der Schule nicht verloren. Sie treten als Mütter in die größte pädagogische Provinz hinüber. Dort läßt sich zwar nicht viel vom einzelnen, fachgebundenen und vom Vergessen bedrohten Wissen verwenden. Bewähren aber wird sich die im Kampf um dieses Wissen einst erworbene allgemeinste Bildung; davon sind wir überzeugt.

Neue Musik im Singunterricht am Seminar

ERNST LOCHER

Ewig ist der Wechsel,
zeitlich das Bestehen.

Arnold Schönberg

Alle echten Kunstwerke der Vergangenheit waren einmal neu, zeitgenössisch und mehr oder weniger umstritten. Das Mißverhältnis zwischen zeitgenössischem Muskschaffen und aufnehmendem Publikum ist nicht in unserem Jahrhundert entstanden. Es tritt vielleicht in unserer Zeit stärker als je zuvor in Erscheinung. Dies jedoch aus Gründen, die mit Musik wenig zu tun haben.

Auf die Dauer besteht nur, was echt und stark ist in der künstlerischen Aussage. Insofern wirkt der Zeitablauf wie ein Sieb. Die Begegnung mit dem Kunstschaffen der Gegenwart bringt es aber mit sich, daß Korn und Spreue ungeschieden nebeneinander geboten werden. Wer sich nicht ernsthaft mit dem Gegenwartsschaffen befaßt, hat Mühe, die richtige Trennung von sich aus zu finden. Er wird daher von Enttäuschungen nicht verschont bleiben. Aber es ist gut so, sonst fehlte jene lebendige Auseinandersetzung, deren alles Kunstschaffen zu seiner Entwicklung bedarf.

In der Musik existiert schon seit langer Zeit das Problem des zeitgenössischen Schaffens, vorab in dem von unserem heutigen Konzertpublikum so verehrten 19. Jahrhundert: Die erste Probe zu Schuberts größtem Werk, der C-dur-Sinfonie, mußte abgebrochen werden, weil sich die Orchestermusiker über das Werk lustig machten. Beethovens Violinkonzert wurde anlässlich der Uraufführung als sehr fremd empfunden und erhielt erst 40 Jahre später die verdiente Anerkennung. Eine angesehenere Wiener Tageszeitung aus dem Jahre 1805 brachte folgende Kritik über die Aufführung der Oper «Fidelio»: «Alle Musikkenner und -freunde waren bei der Aufführung darüber vollkommen einig, daß so etwas Unzusammenhängendes, Grelles, Verworrenes, das Ohr Empörendes schlechterdings noch nie in der Musik geschrieben worden sei. Die schneidendsten Modulationen folgen in wirklich gräßlicher Harmonie...» Die Erstaufführung von Wagners «Meistersingern» (um noch ein weiteres Beispiel zu nennen) löste in Wien einen Skandal aus.

An unserer Schule wird viel neue Musik gesungen. Die jungen Menschen verlangen geradezu danach, ist es doch die Musik ihrer Zeit. Voreingenommene Ablehnung kommt nur selten vor. Wo dies der Fall ist, lassen wir den Schülerinnen Zeit, sich im Laufe der vier Schuljahre ein eigenes und sehr

oft gewandeltes Urteil zu formen. Wie an den meisten Seminarien besteht auch an unserer Schule eine eigentliche Singtradition, welche darauf beruht, daß der Singunterricht ein Hauptfach allgemein- und berufsbildender Art ist. Dem Chorgesang kommt überdies die besondere zentrale Stellung eines Gemeinschaftsfaches zu. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß die praktische Pflege des musikalischen Schaffens der Gegenwart innerhalb unserer Schule eine Selbstverständlichkeit ist, somit von keiner Seite angefochten wird und bei den Schülerinnen lebhaftes Interesse und dankbare Aufnahme findet. Zu dieser besondern Tradition hat mein Vorgänger, Werner Wehrli, viel beigetragen. Als schaffender Musiker und führender Wegbereiter der neuen Singbewegung in der Schweiz hat er mitten in den Strömungen und Problemen der neuen Musikentwicklung gelebt und diese Gegenwartsbejahung auf seinen Unterricht ausgestrahlt. Es war mir von Beginn seiner Nachfolge an ein starkes persönliches Anliegen, dieses Erbe im täglichen Unterricht weiter zu pflegen. Ich habe es in meiner eigenen Schulzeit sehr empfunden, wie wenig gegenwartsnahe die Schule sein kann. Auch erinnere ich mich gut, wie die Klasse immer dann besonders wach und interessiert war, wenn der Unterrichtsstoff in irgend einem Fache gelegentlich mal in nahe Bezirke der Gegenwart rückte. Ich bin der Auffassung, daß an Lehrerbildungsanstalten den Kunstfächern in großem Maße die bedeutungsvolle Aufgabe zukommt, die Beziehung zur Gegenwart zu schaffen. Es ist schon viel erreicht, wenn unsere Jugend durch eigenes Musizieren mit der neuen Musik in Berührung gelangt. Die innere Verarbeitung und das Verständnis mögen sich später einstellen, denn die neuen Eindrücke brauchen immer eine gewisse Zeit, um sich innerlich zu setzen. Es macht aber doch Freude, ab und zu von einer ehemaligen Schülerin zu vernehmen, wie ihr die Beschäftigung mit dem einen oder andern Werk der Neuzeit am Seminar den Zugang zur neuen Musik eröffnet hat.

Unter «neuer Musik» verstehen wir heute das Musikschaffen der letzten 50 Jahre, wie es von den Wegbereitern Béla Bartók (1881-1945), Igor Strawinsky (geb. 1882) und Paul Hindemith (geb. 1895) in seiner stärksten Aussage geformt und als Auswirkung des Ersten Weltkrieges in den zwanziger Jahren zum Durchbruch gekommen ist. Heute steht diese Entwicklung bereits in der dritten Generation und die Werke der Pioniere sind zum «klassischen» Besitz der Neuzeit geworden. Im praktischen Gebrauch der Schulmusik hat bei uns die Richtung der Zwölfötner und die Werke ihres Begründers Arnold Schönberg noch keinen Eingang gefunden; dies versteht sich meines Erachtens von selbst. Atonale Musik zu singen setzt geradezu ein absolutes Gehör voraus, was bei unsern Schülerinnen eine seltene Aus-

nahme ist. Dagegen läßt sich eine Einführung in das Wesen und die Technik der Zwölftonmusik an einer Mittelschulklasse in ein bis zwei Unterrichtsstunden sehr gut bewerkstelligen. Ab und zu nehme ich mir auch die Zeit hierfür, falls in einer Klasse ein ausgesprochenes Interesse bekundet wird. Mit dieser Absonderung der Zwölftonmusik soll kein Werturteil ausgesprochen sein; die Schule kann aber an dieser noch im Anfangsstadium steckenden Entwicklung keinen Anteil nehmen. Bekanntlich sind die Vertreter der atonalen Richtung heute überzeugt, daß wir uns in einem Übergangsstadium befinden. Nach ihrem Dafürhalten stehen wir in einem Auflösungsprozeß des Dur-Moll-Bereiches drin (den schon Busoni 1906 prophezeit hat), vergleichbar der Übergangszeit von den alten Kirchentonarten in den temperierten Dur-Moll-Bereich vor 300 Jahren oder der Wandlung der Musik von der Einstimmigkeit zur Mehrstimmigkeit vor 1000 Jahren. Paul Hindemith vertritt dagegen die Auffassung: «Es kann keine atonale, die Tonverwandtschaften verneinende Musik geben.»

In diesem Zusammenhange ist vor allem auch darauf hinzuweisen, wie wichtig die Auswahl derjenigen Werke ist, die wir als neue Musik den Schülern zum Musizieren geben. Selbstverständlich soll es nur Musik sein, von welcher der Musiklehrer selber überzeugt ist, an deren Wert er glaubt. Seine eigene Hingabe und Begeisterungsfähigkeit übertragen sich spontan auf die Klasse, und meistens spüren die jungen Menschen ganz intuitiv den Unterschied zwischen Musik, die bloß «interessant» und solcher, die von starker musikalischer Substanz und Kraft erfüllt ist. «Gute Musik ist organisch gewachsen. Bei einem ausgewachsenen Musikstück muß alles so zwingend und eindeutig wirken wie bei einer Pflanze» (Willy Burkhard).

Größtenteils sind zeitgenössische Werke schwer zu erarbeiten, weil sie ungewohnt und eigenwillig wirken. Der Aufwand an Arbeit und Zeit zum Erlernen sollte aber immer in einem gewissen normalen Verhältnis stehen zur Freude am Erreichten und zum übrigen Pensum des allgemeinen Lehrplanes. Es ist für uns ein großes Glück, daß die bedeutenden Komponisten unserer Zeit gelegentlich auch kleine Werke für gleiche Stimmen geschrieben haben. Hindemith hat sich bekanntlich eine Zeitlang sehr eingehend mit Schulmusik befaßt und Wesentliches beigetragen zur neuen Singbewegung der dreißiger Jahre. Von ihm singen wir regelmäßig die acht Kanons Op. 45/Nr. 2 für zwei Singstimmen und Instrumente. Die Instrumentalstimmen sind so einfach gesetzt, daß sie von einem Schulorchester leicht bewältigt werden können. Von Strawinsky möchte ich die Bauernlieder (Unterschale) erwähnen, welche wir in neuer und verständlicher deutscher Übersetzung besitzen. Bartók hat nicht weniger als 27 kleine zwei- und dreistimmige

Chöre für Knaben- und Frauenstimmen geschrieben. Sie sind bisher nur in einem ungarischen Verlag und in ungarischer Sprache erschienen. Diese Ausgabe ist nicht mehr erhältlich, doch gelang es mir vor Jahren, diese Chöre bei einem Kollegen ausfindig zu machen. Wir besitzen seither in eigener deutscher Einrichtung sieben dieser Lieder, die starken Volksliedcharakter haben und zum Schönsten gehören, was uns an neuer Musikliteratur für Frauenchor zur Verfügung steht. Anlässlich des schweizerischen Tonkünstlerfestes 1952 in Aarau wurden sie von unsern Schülerinnen gesungen und anschließend von Radio Basel aufgenommen. (Nachträglich sind nun auch im Verlag Boosey & Hawkes, London, neun dieser Chöre in englischer und deutscher Fassung, zum Teil mit einer vom Komponisten hinzugefügten Orchesterbegleitung, erschienen.)

Über weitere Werke dieser Gattung aus der neueren Zeit gibt das angeführte Verzeichnis unserer Chorsammlung Aufschluß. Es will keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Für die musikalische Entwicklung der einzelnen Schülerin ist nicht die Vielfalt wichtig, sondern die Begegnung mit wenigen, aber sehr typischen Werken neuer Musik. Unter den Schweizerkomponisten, die wir immer wieder singen, möchte ich neben Werner Wehrli auf die Choräle und Frauenchöre von Willy Burkhard sowie die Vokalkompositionen von Paul Müller hinweisen. Alle drei Komponisten haben im Berner Liederheft Nr. 2 sehr originelle Volksliedsätze veröffentlicht. Kanons, Choräle und Volksliedsätze eignen sich erzieherisch ausgezeichnet zur Einführung der untern Seminarklassen in die Harmonik und die Eigenart der neuen Musik. Im gleichen Chorheft findet man überdies die sehr schöne Neuvertonung des Claudiustextes «Der Mond ist aufgegangen» von Willy Burkhard. Seine Sprüche Op. 17 von Angelus Silesius sind etwas vom Schwierigsten, was ich für gleiche Stimmen kenne, und ich gestehe offen, daß ich bisher noch mit keiner Klasse alle Sprüche befriedigend herausgebracht habe, wohl aber sind uns schon einzelne Stücke daraus gelungen.

Nahe verbunden mit unserer Schule lebt in Aarau wieder ein junger, talentierter Komponist: Ernst Widmer, zur Zeit Singlehrer an der Kantonschule. Von ihm besitzen wir vierstimmige Frauenchöre nach alten Texten und eine vollständige, überaus gelungene Vertonung des «Struwelpeters» für Chor, zwei Klaviere, Schlagzeug und Glockenspiel. Das Werk ist sehr anspruchsvoll, so daß wir daraus erst vier Chöre uraufführen konnten. Ich hoffe aber immer noch, in absehbarer Zeit dem Komponisten für seine Gabe mit einer Gesamtauführung danken zu können.

An einem Seminar, wo ebenfalls der Instrumentalunterricht von der

Schule aus erteilt wird, ist es sehr wohl möglich, das Verständnis für die neue Musik auch von dieser mehr individuellen Seite her zu fördern. Viele unserer Schülerinnen empfinden es als ein gewisses Verdienst, wenn sie Werke zeitgenössischer Komponisten spielen dürfen. Der «Mikrokosmos» und die kleinen Stücke für Klavier von Bartók üben stets eine erfrischende Wirkung aus, auch auf minderbegabte und nur wenig fortgeschrittene Schülerinnen. Solche Querverbindungen einzelner Fächer sollte man an einer Mittelschule viel mehr ausbauen und bewußt pflegen, auch zwischen weiter entlegenen Stoffgebieten als dies der Instrumental- und Singunterricht sind. So schwebt mir schon lange die gemeinsame Erarbeitung im Französisch- und Musikunterricht von Strawinskys «Histoire du Soldat» vor (unter Verwendung der ausgezeichneten Langspielaufnahme und des Textbüchleins von Ramuz), was im weitem auch zu den «Souvenirs sur Igor Strawinsky» von Ramuz führen könnte. Für ein solches Unterfangen müßte man jedoch die Zeit und Muße einer Konzentrationswoche zur Verfügung haben, einer Einrichtung, die wir an unserer Schule leider immer noch nicht kennen. Ein sehr schönes «teamwork» hatten wir vor Jahren, als die obere Klassen in Zusammenarbeit mit dem Englischlehrer die «Christmas Carols» von Benjamin Britten aufführten. Es war ein starkes Erlebnis, zu spüren, wie die gemeinsame Erarbeitung eines Werkes von zwei verschiedenen Fächern aus zur Vertiefung des Ganzen wesentlich beitrug. Ebenso nachhaltig dürfte unsern Schülerinnen die Arbeit zu musikalisch-tänzerischen Aufführungen in Erinnerung geblieben sein.

Erzieherisch ist es von großem Vorteil, wenn an einer Schule eine gewisse Kontinuität in der Pflege der neuen Musik besteht. So wird eine Tradition im Besonderen geschaffen, und die jungen Jahrgänge übernehmen auf natürlichste Art von den oberen Klassen, was ihnen sonst viel fremder erschiene. Neue Musik ist, wie ich immer wieder feststellen kann, auch ein ausgezeichnetes Erziehungsmittel zum selbständigen Singen und bewußteren Hören, indem sie nicht so sehr aus der Tonalität, als vielmehr vom Erfassen des Intervallschrittes heraus erarbeitet werden muß. Sie nötigt somit die Schülerinnen dazu, mit vermehrter innerer Tonvorstellung, mit Überlegung und starker Konzentration, das heißt eben bewußter zu arbeiten. Man kann sich dabei weniger aufs Erraten und auf das Gefühl verlassen. Durch diese intensive, gewissermaßen herausfordernde Auseinandersetzung beim Erarbeiten von Chorwerken bleibt der Chor in guter Übung. Es wird ihm eine «Erholung» bedeuten, zur Abwechslung Werke der Klassiker und Romantiker, wie zum Beispiel die Motetten von Mendelssohn, weitgehend vom Blatt zu singen.

Neben ausgesprochen gegenwartsbedingten Stilmerkmalen weist die Musik der letzten 50 Jahre auch vorwiegend archaisierende Züge auf. Ihre ausgesprochen polyphon gerichtete Struktur zeigt nahe Verbundenheit mit Bach und den alten Niederländern. Insofern ist die neue Musik wiederum Spiegelbild unserer Zeit: Wir leben einerseits sehr gegenwärtig, aber gleichzeitig (wie wahrscheinlich kein Jahrhundert vorher) geschichtlich gebunden, sehr historisierend. So ist es verständlich, wenn bei uns im Chorgesang eine reiche Wechselwirkung zwischen alter und neuer Musik besteht, was in den Programmen unserer Schulaufführungen stark zur Geltung kommt. Ein anderes, vorwiegend auch erzieherisches Moment, welches die alte und die neue Musik gleicherweise in sich tragen, ist ihre Zielrichtung auf ein absolutes Musikhören und -erleben. Unsere Schülerinnen sind durchaus in dem Alter, wo sie neben einem nur inhalts- oder programmäßigen Erfassen der Musik zu mehr abstraktem, apollinischem Empfinden geführt werden dürfen. Dies ist ein reineres Erlebnis der Musik, welches zwar eine gewisse Musikalität und Reife voraussetzt, aber durch Differenzierung des Gehörs und bewußte Entwicklung des Hörens gefördert werden kann. Es ist der Schlüssel zur Musik von Mozart und Bach, ein Schlüssel, der uns auch die Werke des mittleren und spätern Strawinsky erfassen und als beglückendes Geschenk erleben läßt. Diese Art des Musikerfassens den Schülerinnen begreiflich zu machen, ist gar nicht immer einfach, handelt es sich doch nicht allein um das verstandesmäßige Erklären einer Sache, vielmehr um das empfindungsmäßige *Erleben* eines anders gerichteten Hörens im eigentlichen Sinne. Am natürlichsten geschieht es durch die eigene praktische Übung, wobei ich neben Bach und Mozart wiederum die Werke der Neuen stark mit einbeziehe. Benjamin Britten hat sich in einer Schulfunksendung aus dem Jahre 1946 sehr geschickt über dieses Problem mit seinen jungen Hörern unterhalten: «Musik ist eine Welt für sich, wenn man die Fähigkeit hat, sie auf abstrakte Art zu empfinden. Ich fürchte aber, vielen Leuten gefällt Musik nur deshalb, weil sie beim Hören in ihnen bestimmte Vorstellungen erweckt. Sie stellen sich prachtvolle Landschaften vor mit Wäldern und wogenden Bäumen oder sie sehen sich selbst in irgendwelchen romantischen Situationen. Vielleicht macht ihnen das Spaß, aber es ist nicht die Musik, die ihnen Freude bereitet, sondern es sind die Assoziationen, die die Musik in ihnen hervorruft. Wirkliches Erleben, wirkliche Freude im Hören gehen wesentlich tiefer: Die Melodie, die wir in uns aufnehmen und um ihrer selbst willen lieben, der Rhythmus, der uns mitreißt, die Harmonien, die uns eben als Harmonien faszinieren, die restlose Befriedigung, die ein schön gefügtes Stück uns gibt. Das alles an sich sind Dinge, die ein guter Kompo-

nist euch bietet.» Vergleichsweise läßt sich dieses absolute Kunsterlebnis auch am Beispiel der Malerei veranschaulichen, wobei große Verwandtschaft im Kunstschaffen zwischen Strawinsky und Picasso festzustellen ist: «Die meisten Menschen nähern sich der Kunst mit einer Neugier, die fast ausschließlich dem Inhalt gilt, nicht der Form, und mit einem Schönheitskanon, der längst abgestorben ist. Sie wollen genau wissen, was dargestellt ist, warum es dargestellt ist und was es bedeutet. Anstatt ein Bild still auf sich wirken zu lassen, suchen sie nach Elementen, die allenfalls in der Literatur anzutreffen sind; nach der Fabel, dem Symbol, der Anekdote, kurzum, nach dem erzählbaren Kunstwerk mit tieferer Bedeutung. Ein Kunstwerk aber ‚bedeutet‘ nichts – es ist. Es kommt nicht darauf an, was ein Bild darstellt, sondern wie es gemalt ist» (aus «Picasso», Piper-Verlag).

Es sei schließlich noch auf C. F. Ramuz hingewiesen, der in seinen «Erinnerungen an Igor Strawinsky» die Art des abstrakten Kunstempfindens mit den Worten seines Freundes erklärt: «Die Musik Strawinskys, wenn sie genossen oder sogar nur wahrgenommen werden will, setzt ein völliges Vergessen der eigenen Persönlichkeit voraus, ein Vergessen des eigenen besonderen Schicksals, eine Gleichgültigkeit gegen sich selbst, eine Fähigkeit, sich hinzugeben oder sich aufzugeben. Das Publikum ist aber in hohem Maße egoistisch, es will, daß man von ihm spricht, deshalb gibt es alle Arten von Mißverständnissen. Es ist nicht gewillt, außerhalb seiner persönlichen Bedürfnisse eine Wirklichkeit zu dulden, und besonders eine musikalische Wirklichkeit, in der diese Persönlichkeit keine Rolle spielt . . .»

Die Zeit fließt weiter. Was vor 20 bis 30 Jahren als kühn, gewagt und revolutionär-avantgardistisch erschien, ist heute für den Kenner zu klassischem Besitz geworden. Und bereits gehen die Jungen von heute wieder neue Wege, worüber die Jungen von gestern die Köpfe schütteln (punktuelle Zwölftonmusik, Musique concrète und elektronische Musik). Offen bleiben und den Sinn für das Echte und Starke in der Kunst bewahren, ist wohl die richtige Haltung, die man als Nachschaffender und Betrachter anstreben soll. Wie die Erfahrung der letzten 50 Jahre wiederum zeigt, setzt sich früher oder später das echte und große Kunstwerk immer durch, gleichgültig in welcher Technik es geschrieben worden ist. Eine der vornehmsten Aufgaben jeder Lehre bleibt schließlich immer noch, den Sinn für die Vergangenheit zu wecken und gleichzeitig den Ausblick auf die Zukunft zu öffnen. Wenn unsere Schülerinnen im Laufe der vier Schuljahre am Seminar, neben den Anforderungen des Lehrplanes, auch etwas von diesen Dingen mit sich nehmen und offen werden für all das Herrliche, das auch in unserer Zeit erschaffen und uns geschenkt wird, so hat sich alle Mühe gelohnt.

**Verzeichnis von Vokalwerken des 20. Jahrhunderts für gleiche Stimmen
in unserer Chorsammlung**

- Bartók, Béla:* Sieben 2- bis 3stimmige Frauenchöre, 1935, a capella
Fünf 2- bis 3stimmige Frauenchöre, 1935, mit Orchesterbegleitung (Boosey & Hawkes, 1955)
- Beck, Conrad:* Frauenchöre a capella
- Bergese, Hans:* Fünf Villanellen nach altitalienischen Texten a capella
- Britten, Benjamin:* «A Ceremony of Carols», Op. 28 für Chor und Harfe
- Burkhard, Willy:* Sprüche aus dem «Cherubinischen Wandersmann», Op. 17, a capella
«Der Mond ist aufgegangen» und Volksliedsätze (Berner Liederheft II)
- Hindemith, Paul:* Acht Kanons für 2 Singstimmen mit Instrumenten, Op. 45/2
- Kodály, Zoltán:* Frauenchöre, a capella
- Müller, Paul:* Zwei Choräle mit Orgelbegleitung
Psalm 42, für Chor und Orgel
«Imploratio», für 3stimmigen Frauenchor, a capella
Volksliedsätze (Berner Liederheft II)
- Musik in der Schule:* Chorbuch für gleiche Stimmen mit Originalkompositionen von *Hugo Distler, Jens Rower* u. a.
- Poulenc, Francis:* «Petites Voix», fünf Chöre a capella
- Strawinsky, Igor:* «Unterschale», vier russische Bauernlieder a capella
- Studer, Hans:* «Ich will mich freuen des Herrn», geistliches Konzert für Frauenchor und Orgel
- Wehrli, Werner:* Sechs Madrigale, Op. 6, a capella
Kanons und Volksliedsätze (Bärenreiterverlag und Berner Liederheft II)
- Widmer, Ernst:* Fünf alte Volkslieder für 4stimmigen Chor a capella
«Struwelpeter», Divertimento für Chor, 2 Klaviere und Schlagzeug

Gedanken zum Unterricht in Kunstgeschichte an unserer Schule

ROLF ZSCHOKKE

Lieber Freund,

Dein letzter Brief hat in mir eine unendliche Fülle schönster Erinnerungen wachgerufen – vor allem mit seinem ausführlichen Bericht über die Ausbeute Deines vorweihnächtlichen Jagdzuges in die Tiefen des Pazifischen Meeres um Eure schöne Insel Oahu herum. Was Du vom Reichtum an Farben wie Formen dieser kleinen und kleinsten Fische schreibst, ließ mich in Gedanken wieder jene Stunden wirklich erleben, da wir gemeinsam durch das gutausgestattete Aquarium der Hauptstadt pilgerten und ich mich von Dir in diese geheimnisvolle, in ihrer schillernden Farbigkeit und bizarren Formenvielfalt märchenhaft anmutende Welt der Tiefsee-Fische einführen lassen durfte. Und diese eine Erinnerung zog ganz natürlich die unzähligen andern nach sich, so daß ich all die vielen schönen mit Dir verbrachten Stunden wieder gegenwärtig hatte:

Die Fahrt um die Insel und über die Bergkette, von wo aus wir in stillem Staunen den unbehinderten Rundblick über die unendliche Weite des Raumes, des «stillen» Meeres in uns aufnahmen – dann die Gänge durch die Hauptstraßen der Stadt, die in ihrer königlichen Breite an Würde noch gewinnen durch die sie links und rechts begleitenden Palmenreihen und -Haine – das stille Schlendern in den Hintergassen, entlang den Kaufläden der Eingeborenen, das heißt dort, wo sie die Erzeugnisse ihres künstlerischen Schaffens zum Kaufe feilbieten – schließlich die vielen abendlichen Stunden, da wir, satt vom reichen beglückenden Schauen, uns bemühten, plaudernderweise die Eindrücke des vergangenen Tages zu verarbeiten, während das Meer in abendlich langen Fluten gegen den südlichen flachen Strand anlief und Du einmal ganz beiläufig die Feststellung anbrachtest, wie dienlich diese schön ausklingende, immer wieder neu anhebende Bewegung des Wassers sei, die unbewußt treibende Plauderei zu einem ertragreichen Gespräch werden zu lassen, doch ohne die geistigen Kräfte zu ermüden.

Was Du mir damals über Deine berufliche, wissenschaftliche Arbeit als Zoologe und Biologe erzähltest, die Ergriffenheit, mit der Du mir die Schönheiten im innern Aufbau, in der äußern Erscheinung nach Form und Farbe, in der Lebeweise Deiner Geschöpfe – zwar es sind ja nicht die deinen, aber die schöpferischen Worte, die Du fandest, machten sie für mich im Augenblick dazu – ich sage, diese innere Ergriffenheit ließ mich auf einmal erkennen, wieso es Dir zukam, in ebenso sicherer und überlegener Weise in Dingen

der Kunst zu sprechen, wenn wir von Verkaufsladen zu Ausstellung zogen, oder von Bauwerk eingeborener Art zu Götterbildnis. Dein begnadeter Beruf hat Dich zum Sehen, zum Sehenkönnen geführt, wobei Dich die ernste Wissenschaft zur unerbittlichen Exaktheit verpflichtet; dem Dir anvertrauten Objekt gegenüber warst Du Dir stets bewußt – das mag in Deinem Charakter liegen, ließe sich aber auch in edlem Bemühen sich selber anziehen – es mit einem beseelten Geschöpf zu tun zu haben, das sein Da-sein und So-sein einem Schöpfungsakt, und für mich heißt: das einer geistigen Leistung, zu verdanken hat. Damit lebst Du ständig – und hier trafen wir uns – in der innern Bereitschaft, allem Geschaffenen von vorneherein mit dem Ernst gegenüberzutreten, den Leistungen im Geistigen von uns, auch wenn wir sie nach irgendeiner Richtung hin doch beurteilen wollen, wenn wir mithin ein Werturteil zu finden suchen, fordern dürfen. Diesen überzeugend sittlichen Ernst hast Du in unsern Gesprächen, wie es Deinem innern Wesen entspricht, immer dokumentiert. Solche Haltung ist ja auch unumgängliche Voraussetzung für die Betrachtung von Kunstwerken.

Ich sehe jetzt Deine Hand, die Deiner Einrede Raum in meiner Worte Folge schaffen soll. – Nein! ich habe Dich sehr wohl verstanden: Du trennst vom Bereich des Sittlichen (Ethischen) den Bezirk der Kunst (des Ästhetischen) sauber ab, wie Du auch, was die erkennende, ordnende Vernunft (die Logik) angeht, in ein anderes Fach verweist. Ich wollte keineswegs klare Grenzen verwischen; ich möchte nur sagen, daß Du – und damit hoffe ich, namentlich im Endteil meiner Aussage, Dich aus Dir selber zu widerlegen – jegliche Kunstbetrachtung, wie übrigens auch jede andere, ablehnt, die nicht von einem tief sittlichen Ernst, das heißt vom Bewußtsein getragen wird, wie sehr wir hiezu auch verpflichtet sind, wenn wir Schöpfungen (Geschaffenes) betrachten, verstehend in uns aufnehmen wollen und – so will es ja eigentlich jedes Schaffen – auch beurteilend werten.

Und nun meine Widerlegung zu Deinem unausgesprochenen Einwande: Immer warst Du enttäuscht, wo Du im erschaffenen Werk – im Kunstwerk – nicht auch den gleichen, als Selbstverständlichkeit eigentlich voraussetzenden heiligen Ernst feststellen zu können glaubtest. Was Du selber tust, scheint den Menschen Deiner Umgebung festgegründet, solid zu sein. Wenn sie so urteilen, so stellen sie damit nur fest, daß eben neben allem Äußerlichen auch einer innern Notwendigkeit Genüge getan worden sei. Sie anerkennen damit, daß Du Deinem innern Gesetz, dem Wesen Deiner Persönlichkeit treu geblieben bist. So verstehe ich umgekehrt auch Deinen häufig gebrauchten Ausdruck von der Solidität eines Kunstwerkes. Entschuldige mein Abschweifen. Es war doch von der unglaublich schönen innern und

äußern Struktur, von der faszinierend ungewöhnlichen Lebensweise Deiner Fischlein die Rede.

Als wir uns zuletzt sahen, war ich auf der Heimreise in die Schweiz begriffen. Das verlieh unseren Gesprächen – nicht nur meinerseits, auch Du sehntest Dich doch darnach, Deine Ausbeute an Erkenntnissen in den sicheren Port zu bringen, auch Dir stand der Sinn danach, in Deine alte, Dir liebe berufliche Umgebung zurückzukehren, wenn Dir auch noch einige Monate unbeschwerten Forscherlebens dazwischen standen – das alles verlieh unserer Rede den beschwingteren Unterton.

Daß sich nun, Folge der Umstände, Dein Aufenthalt drüben noch um einiges verlängert, wird Dich nicht, oder nicht nur betrüben. Dein letzter Brief, aus dem ich diese Änderung erstmals erfahre, stellt mir einige – eigentlich viele Fragen, die zu beantworten in einem Brief kaum möglich sein wird. Ich will sehen, was aus meiner Antwort wird; je nach dem stelle ich Dir noch weitere Briefe in Aussicht.

Du hast recht, in den letzten Jahren – wohl seit dem kantonalen Jubiläum 1953 – legt man auf die Findung einer Formel, auf die sich alle Aargauer diesseits und jenseits von Jura und Bünz aus ihrem Herzen heraus verpflichten könnten, mehr Gewicht und Wert als in flaueren Zeiten – einer Formel, die als «Idee des Aargaus» zu dienen und damit ideelles Zentrum des aus Teilen verschiedenster Herkunft sich zusammensetzenden heutigen Staates Aargau zu werden vermöchte. Ähnliches habe ich aus Deinem Munde drüben gehört, wobei es mir allerdings einige Mühe verursachte, aus Deinen Worten neben dem Schweizer ganz allgemein vorerst den Aargauer, bei genauerem Aufmerken dann aber den Fricktaler herauszuhören. Den Pfaden und Steigen, die Du in Deinem Brief beschwörst, sind meine Gedanken schon seit frühen Jahren gefolgt, denn bei der Durchsichtung der Vergangenheit unseres Staatswesens, also seiner Geschichte (oder besser: seiner Geschichten) wie auch beim jahrelangen Durchwandern seiner Landschaften, so auch aus der persönlichen gründlichen Bekanntwerdung mit all den diese Landstriche bewohnenden und bebauenden Volkschaften ergaben sich mir immer wieder zwei tiefe, verpflichtende Erkenntnisse:

- einmal wurde ich gewahr, wie sehr dieses Staatswesen nach geographischem Bau, nach Herkunft des Volkes, nach Gewöhnung der einzelnen Teile, nach Verschiedenheit im Glaubensbekenntnis, nach Art, sich das tägliche Brot zu verdienen, und nach Brauchtum das *eine einzige*, in allen Abwandlungen *überzeugend sich einprägende* Bild der Vielgestaltigkeit, der Mannigfaltigkeit und der Uneinheitlichkeit darbietet.

– zum andern stellte sich das beglückende Bewußtsein ein, daß an dieses so gestaltete Land, an diese so geartete Bevölkerung, an dieses so zusammengesetzte Staatswesen eine tief gründende, starke Bindung rein gefühlsmäßiger Art uns beide in gleicher Weise knüpfe – ein derart starkes Gefühl, daß man es ohne Bedenken, wenn auch für uns Alte etwas verschämt, Liebe nennen darf – ein Gefühl, dessen stärkste Stütze eben auch die bewußte Freude an der Tatsache dieser Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit und Uneinheitlichkeit ist. Vergewenwärtige Dir doch einmal ernstlich, wie traurig, wie öde dieses unser Dasein, sogar unser heimatliches Staatswesen ohne dieses viel- und mannig- und un- aussehen müßte. Wohl bedeutet aber Verzicht auf Einheit auch Verzicht auf vieles.

So komme ich für mich – das möge Dir zum Trost gereichen – zur Formel, das heißt zur «Idee Aargau». Seine Idee muß es sein, Raum und Recht so zu geben oder eben zu schaffen, daß alle diese Vielgestalten, Mannigfaltigkeiten und Uneinheitlichkeiten gerne in ihm Platz finden, darin wohnen wollen und sich darin wohlbefinden. Denn aus der Erkenntnis des Soseins wird sich willig ein Bekenntnis zum Sosein ergeben. Und darin liegt ja dann auch eingeschlossen die Bereitschaft, dem Gemeinsamen gegenüber Verpflichtungen – auch die letzten – zu übernehmen.

Dir graut wohl, Dir, dem guten Aargauer, im stillen ob der staatspolitischen Folgerungen, die aus dem Dargelegten sich wohl ziehen ließen oder die gar wirklich gezogen werden. Mir nicht! Vermag der Kanton, indem er sie als gegeben annimmt, dieser Vielfalt zu genügen, so wird er, alle Teile sich verpflichtend, sie eng an sich binden. Sollte er aber ohne Liebe und im Sinne irgend eines sachlich-amtlichen Zentralismus – sie alle an sich binden wollen, so droht die Gefahr, daß er sie verliert. Dies meine persönliche Folgerung in politischer Hinsicht. Ich bin gespannt auf Deine Antwort.

Doch ich nehme Dir vorweg: Daß der Aargau bei seiner Erschaffung weder politisch, noch kulturell noch sonstwie eine Einheit war, erst zu einer solchen geformt werden mußte und auch heute noch wohl immer geformt werden muß – das mag vom staatspolitischen Standpunkt aus gesehen bedauern, wer da will. Mir erscheint dies viel eher wie eine wertvolle, verpflichtende Aufgabe – sicher mit Vorteilen und Belastungen verbunden – die aber stetsfort alle, die wirklich daran teilnehmen, jung erhält.

Daß sich damit verbietet, für die Vergangenheit wie auch für die nächste Zukunft etwa von einer «aargauischen» Kunst zu sprechen – wie das doch mit gewissen Einschränkungen von einer «bernischen» getan werden dürfte – erscheint mir evident. Niemand wird doch zum Beispiel die

Königsfelder Glasbilder-Folge als eine aargauische Schöpfung in Anspruch nehmen wollen, wie das die nach uns kommenden Geschlechter gegenüber den Fenstern im Chor der Aarauer Stadtkirche mit vollem Recht tun werden. Das ist es wohl, was Du gemeint hast, wenn Du etwa von dem «eben erst sich Bildenwollenden» sprachst.

Aber ich komme wieder auf die beglückenden Gespräche unseres letztjährigen Beisammenseins. Zu ihnen, namentlich wo sie sich mit Fragen der Kunst befaßten, möchte ich den Bogen schlagen. Nimm und vergegenwärtige Dir, was die Jahrhunderte aus solchem aargauischem Urgrund der Vielgestaltigkeit haben zu erzeugen vermögen; welches reiche Erbe uns zuteil werden muß, wenn wir es nur zu heben verstehen! Kulturell bedeutet doch dieser Zustand ein wahres Glück, einen Glücksfall der Möglichkeit wechselweiser Befruchtung, die die Teile verschiedenartigster Herkunft sich gegenseitig zukommen lassen. Liegt im Kulturellen auch jegliche künstlerische Betätigung miteingeschlossen, so muß in diesem nach allen Richtungen zusammengesetzten Staatswesen Aargau die Kunst – Erzeugnis künstlerischen Schaffens – reiche Mannigfaltigkeit aufweisen, die in allen Äußerungen künstlerischer Betätigung nur von großer Fruchtbarkeit sein dürfte. Das haben den Zurückblickenden eine sorgfältige Inventarisierung unserer Kunstdenkmäler, das haben ihn – Du warst über jene Zeit leider auch in der Ferne abwesend – die auf das Jahr 1953 besonders veranstalteten Jubiläumsausstellungen, das haben ihn die Ausstellungen anderer Jahre schlechthin erkennen lassen; und von dieser Erkenntnis der Vielgestaltigkeit unseres heimatlichen Raumes muß auch die Sicht auf das zukünftige Kunstschaffen erfüllt sein.

Denn nie ist ja der Künstler ein Wesen, das ein isoliertes Dasein führt; immer ist er selber in eine menschliche Gemeinschaft und in eine konkrete Landschaft hineinversetzt. Beiden schenkt er mit seinen Werken edle Bereicherung, doch ist ihm auferlegt, sich so auszudrücken, daß er seine Umwelt anspricht – aus beiden schöpft er als Glied der Gemeinschaft Anregung und Auftrag, und nach beiden Richtungen vermag er zum Exponenten seiner Zeit, räumlich und menschlich gemeint, zu werden. Daß die Dinge so liegen, ich meine, diese Feststellung sind wir doch verpflichtet, in unsere Kunstbetrachtung miteinzubeziehen, sie zu berücksichtigen.

Dir mag es im Bereich Deiner Wissenschaft ganz gleich ergehen, wie ich es erfahren habe – und ich werde in diesem Zusammenhang lebhaftestens an unsere oft heftigen Gespräche erinnert – da ich nach meiner Rückkehr wieder meine gewohnte Tätigkeit aufnahm (Ein Hauptanliegen Deines jüngsten Briefes ist es ja auch, in Erfahrung zu bringen, wie sich ein solcher Übergang

der Rückkehr mache). Die Einsicht, daß die vertraute heimatliche Umgebung in der Fülle ihrer Werke voll nur zu erfassen vermöge, wer die Fremde und das Fremde erfahren, diese Einsicht stellt sich glücklicherweise von selbst ein, wie ja aus dem Bewußtwerden des Gegensätzlichen die fruchtbarsten Erkenntnisse ganz allgemein hervorkommen. Aus dem Überfluß des Fremden in mir heraus vermochte ich in einem Maße wie noch nie zu erfassen, welchen Reichtum an schönen Werken die Jahrhunderte bei uns zu Hause angehäuft und in welchem Umfang die Gegenwart ihn mehrt. Dabei möchte ich gerne anerkennen, was aus der großen abendländischen Welt im Verlaufe vor allem der Entwicklung der Kunst an großen Veränderungen, an wertvollen geistigen Neuerungen auf Wegen oft eigentümlichster Art auch zu uns gelangt ist; aber nicht verschweigen will ich umgekehrt, was Dein und mein Land kraft der in ihm geborenen Künstler-Persönlichkeiten hinausgeschickte an geschaffenen Werken, an selbständigen Anregungen, was alles seinerseits wieder auf die allgemeine Entwicklung im großen Zusammenhang anregend und bestimmend wirkte. Ich möchte Dir sagen, was mich seit jeher ständig beschäftigte: Wie ich Empfangen und Geben im geistigen und künstlerischen Schaffen der Völker in einem großen ehrwürdigen Prozeß fließend sehe aus der weiten gewaltigen Welt in ihre aufnehmenden einzelnen Teile, und zurücksickernd die Impulse, ausgegeben von den schöpferischen Kräften der engern Bereiche örtlicher Gebundenheit, wo aber eben die Verbindung zu Landschaft und menschlicher Gemeinschaft unmittelbar besteht und wirksam zu werden vermag. Zeitlich werden in diesem Austausch Atempausen festzustellen sein. Doch mir scheint, daß nach einem geheim wirkenden Gesetz einmal jeder Teil durch einen wesentlichen Beitrag dem Ganzen den Dank durch einen ebenbürtigen Beitrag zur allgemeinen Entwicklung abstatte, den Dank, den er dem Ganzen dafür schuldet, was er von ihm an befruchtenden Ideen empfangen. Die Rechnung bleibt also endlich gerecht und ausgeglichen; an uns, das Soll und das Haben zu erkennen und auszuwerten. Dieses Wissen um die Beziehungen zwischen Ganzem und Teil wie zwischen Teil und Ganzem möge uns in beglückendem Sinne erfüllen, indem uns bewußt wird, daß beiden ihre Bedeutung und Funktion in sinnvoller Art zukommt. Es möge uns aber, und dies ist die berichtigende Wirkung dieses Wissens, davor bewahren, daß wir uns in der Erfahrung unserer engern Heimat und ihrer Leistungen in einer sinn- und fruchtlosen Selbstgenügsamkeit wohlbefinden. Hiefür ist unser Kreis – der aargauische wie der eidgenössische – zu klein, die Gefahr geistiger und künstlerischer Inzucht zu groß. Demut des Empfangenden und Stolz des Gebenden sollen sich in schönem Maß zueinander einrichten. Der Du ja, mein lieber Freund, auch immer

in allem die Beziehung zum Größten und Tiefsten suchst, laß mich noch etwas an diesen Gedankengang anfügen: Verpflichten wir uns nicht auch durch das, was vorstehend ausgesprochen wurde, auf eine innere Haltung, die schon den Alten in ihren Wissenschaften, auch in der Philosophie eigen war, und außerordentlich dienlich und belebend war, eine Haltung, die uns einerseits vom Allgemeinen zum Einzelnen nach der Weise des Plato fortschreiten, andererseits aber vom Einzelnen ausgehend zum Allgemeinen empordringen läßt, wie es Aristoteles haben wollte?

Wenn ich den einen dieser Wege wählte und mich gleichzeitig dem andern nicht verschloß, auch in meinen Äußerungen über Kunst und Kunstgeschichte, so wurde ich in diesem Sowohl-als-auch, das sonst meiner auf Entscheidungen hindrängenden Art nicht liegt, durch die ruhige Weise bestärkt, die Du hinsichtlich Deiner eigenen Wissenschaft und in Deinen Forschungen einhältst und – immer wo es am Platze ist – in deduktiver Form oder aber nach Art der Induktion zum Ende zu gelangen weißt, wichtig für Dich dabei nur, daß Art des Vorgehens und Resultat sauber und jedermann klar erkennbar seien.

Wenn man – wie dies für mich der Fall war, als ich im Vorbeigehen Dich auf Deiner Insel besuchen kam – längs der pazifischen Route fliegt, so erlebt man es immer wieder, daß nach glücklich vollzogener Landung den nach zehnstündigem Flug auf körperliche Bewegung erpichten Fluggästen die Türen nicht freigegeben werden, sondern daß zuerst der ganze Innenraum der Superconstellation oder Boeing oder DC6B samt den Passagieren mit einem Insecticid abgespritzt wird. Späte Folge einer späten Erkenntnis, daß nämlich durch die jetzt übliche Art internationalen Verkehrs die Verseuchung ganzer Kontinente oder doch einzelner Inseln mit unerwünschtem Geziefer, mit vorher dort völlig unbekanntem Schädlingen aus aller Welt bewirkt werde. Man wehrt sich gegen diese Einschleppung höchst unerwünschter Gäste. Und doch – wie weit das Unglück schon bereits geschehen, das zeigen die auf einem der Flugplätze aufgehängten, mehrere Meter langen Schaukasten, in denen alle die bisher unbekanntem, durch den Flugverkehr importierten kleinen und kleinsten Lebewesen auf Nadeln geordnet in Dutzenden von Arten vorgeführt werden. Was diese Importartikel für die Menschen, für die Tier- und Pflanzenwelt der heimgesuchten, vorher reinen Gebiete an Schaden bedeuten, ist nicht abzusehen. Trotzdem drängte sich mir, wie ich vor den Kasten stand, in einer heimlichen Freude die Erkenntnis auf, wie glücklich es doch im Geistigen, auch im Austausch der tragenden Ideen zum Beispiel in der Kunst, bestellt ist, wo ein solches Abspritzverfahren doch recht wenig häufig und meistens auch ohne einen wirklichen

Erfolg versucht wurde. Was hätte aus unserer engern Heimat, wenn solche Desinfektionen wirksam gewesen wären, werden müssen, wenn ich auch nur an das eine Beispiel der Burg Wildegg denke, wo doch jeder aus der Fremde, aus fremden Diensten heimkehrende Effinger dem Zeitgeist, den er in andern Ländern erlebt, durch erneute Bautätigkeit Ausdruck zu geben versuchte, nicht als Künstler, aber als Auftraggeber, wo ein anderer seinem neugewonnenen Sinn für die Mode oder sogar für die Schönheiten der Portraitkunst nachlebte, und ein vierter oder fünfter, dem unter fremdem Einfluß aufgegangen, welche Freude in der Tätigkeit des Sammelns beschlossen liegt, den Grundstock zu einer Büchersammlung legte, deren weiteren Ausbau spätere Generationen willig übernahmen. Oder ich denke an das reizende Palais Mayenfisch in Kaiserstuhl, dessen Entstehung dem Anreiz fremden Geistes und fremder Umwelt zu danken ist. Du erweiterst die Reihe aus Deinem Vorrat schon von selbst ins Unabsehbare.

Du wunderst Dich darüber, daß ich zu meinen Zwecken immer wieder auf Deine wissenschaftliche Betätigung Bezug nehme, und hast Dich damals bei unsern Gesprächen schon immer gewundert, wie nahe beieinander liegend ich die Dinge aufgefaßt haben wollte. Dabei muß ich Dir gestehen, daß mir schon seit früh aufgegangen, wie nahe mir auch anderes beieinander liegt, zum Beispiel das Sehen beim Erkennen, wie bedeutungsvoll mithin das Sehen-lernen für das Erkennen-können ist. Bestätigung zu dieser Erkenntnis empfing ich später in verschiedenster Art. Wie fand ich es doch unwesentlich, ja befremdend, wenn in für mich erstsemestrigen Vorlesungen der geschätzte Kunsthistoriker Joseph Zemp in Zürich von jedem Bild auf der alles vergrößernden Leinwand des Projektors – und er hatte zu allen ganz Wesentliches auszusagen – die wirklichen Ausmaße in Zentimetern und Bruchteilen davon angab. Was hatte dies mit Kunstbetrachtung zu tun? Aber es waren ja gar nicht die absoluten Zahlen, die er vermitteln wollte, sondern es war der Sinn für das Verhältnismäßige, für innere und äußere Proportionen schlechthin, den in uns er auf diese Weise ansprach und aus seiner dichten Umhüllung herauswickelte; so fand sich beiläufig für uns etwas vom Wichtigsten ein. Denn es blieb ja nicht dabei, daß man mit dem auf diese Art neu zum Sehen geschulten Auge Bilder betrachtete; auch an der Skulptur, an der Architektur erwährte sich dieser Gewinn. Daß ich heute eine Landschaft, daß ich in einem Dorf Pfarrhaus, Pfarrscheune, Speicher, Schulhaus und Kirche als schönste geschlossene Gesamtheit zu sehen und zu erkennen vermag, daß ich klar empfinde: Es darf hier kein einziger Bestandteil ohne Schaden aus diesem Ganzen herausgenommen werden – daß ich heute erfasse, wie man der Größe des Barockbaumeisters unter anderem nur ge-

recht wird, wenn man sein Bauwerk in seiner Beziehung zur Umgebung sieht und würdigt und auch hier wieder die Verhältnisse erkennt, in denen die Teile zum Ganzen geordnet sind, ich wiederhole, dies alles erschloß sich mir so nach und nach dank Zemps minutiösen Angaben. In diesem Sinne wurde so einmal Sehen zum Erkennen.

Heinrich Wölfflin mit seiner Vorlesung über «Kunstgeschichtliche Grundbegriffe» stand uns beiden – Du kamst ja jedesmal auf diese Abende vom Poly herüber – irgendwie näher. Und doch, war es wirklich im Grunde genommen etwas anderes als seine – allerdings meisterhafte – Art, uns ins Sehen einzuführen? Und wenn er in glänzendem Vortrag dem «Linearen» das «Malerische», dem «Flächenhaften» das «Tiefenhafte», der «geschlossenen (tektonischen) Form» die «offene (atektonische) Form» gegenüberstellte, wenn er «Vielheit» und «Einheitlichkeit» oder «absolute» und «relative Klarheit des Gegenständlichen» in ihrer Gegensätzlichkeit darstellte, so umschrieb er wohl dem Neuling damit zuerst einmal gewisse Fachausdrücke in einer Weise, daß sie ihm klar und zu eindeutigen Begriffen wurden. Ging er aber dazu über, am Bild, an der Plastik, an Werken der Architektur seine Überlegungen zu demonstrieren, verständlich zu machen und zu beweisen, dann wurde man eben gezwungen zu sehen, aber wirklich zu sehen, und im Sehen lag auch wieder das Erkennen. Ich habe mich seither dann und wann gefragt, namentlich wenn etwa Wölfflins «fünf Punkte» ins Gespräch gezogen oder gar angezweifelt wurden, ob Wölfflin selber diese Grundbegriffe als *die* (einzige) Möglichkeit aufgefaßt habe oder als *eine* unter mehreren – immerhin als eine meisterhaft fruchtbare Möglichkeit der Kunstbetrachtung? Meine Antwort auf meine Frage kennst Du. Wölfflin hat uns klare Vorstellungen und Begriffe geschaffen, er hat uns sehen, damit auch erkennen gelehrt. Als Vortragender ein Meister in der Sprache hat er aber seine Vorlesung weit über den Rahmen des üblichen hinaus durch sein eigenes Beispiel zu einem Forum werden lassen, wo des Zuhörers Fähigkeit, sich in Kunstdingen und über Kunstfragen ausdrücken, in höchster Art geschult wurde. Und darüber zu sprechen, ist doch sehr oft eine subtile Angelegenheit. Wesentliches sehen und dieses Wesentliche nachher in der Sprache geformt ausdrücken!

Dieser Art zu sehen fügt sich willig das Erkennen, nämlich des Schönen, an. Wo wir dieses finden, da entstehen Bindungen vom «wir» zu jenem Schönen hinüber, es bildet sich eine «religio» zu unserer Umwelt, welche Bindung wir nicht mehr missen möchten, denn wo wir dieses Gebundensein spüren, sind wir zu Hause, weil uns damit den Anfechtungen des Lebens gegenüber eine gleiche oder ähnliche Sicherung angeboten wird, wie sie das

Kind in der Geborgenheit seiner Familie empfindet, von der es in keiner Situation des Lebens im Stiche gelassen wird.

Versteh mich recht: Ich will damit dem Schönen und der es schaffenden Kunst gewiß nicht einen kleinen, eigennützigen Zweck andichten. Ich denke, es ist weit und hoch und geistig genug gefaßt, wenn ich von einer «religio» zum Schönen, zur Kunst spreche.

Oder befürchtest Du, daß ich – wieder heimgekehrt – nun in zu engen Kategorien denke? Aber weiter! Heißt nicht Sehen- und Erkennenlernen dieser Art auch erfahren, daß andere Menschen und andere Zeiten, besonders auch früherer Jahrhunderte, anders sahen, anders empfanden und auf ihre Weise erkannten – anders als wir? Wird nicht, in dieser Weise geübt, ganz allgemein die Kunstbetrachtung das Mittel, das von der persönlichen innern Gebundenheit hinausführt in die Freiheit menschlichen Daseins? Hinwegführt vom unsicher gestammelten «ich verstehe ja doch nichts von Kunst» zum bestimmten Wunsch, teilhaftig zu werden an diesen Schönheiten und sicherer zu werden seines eigenen Urteiles und Geschmackes, abzulegen diese unnötige Unfreiheit und mitzuleben in dieser Welt des Schönen? Es wird mit dieser Erkenntnis vom Anderssein aber auch die weitere Frage nach dem *Wie*-anderssein berührt. Kunstwerke im einzelnen wie ganze Epochen der Kunstgeschichte halten wir auseinander, indem wir von ihrem Stil sprechen. Ich könnte mir dabei eine Betrachtungsweise vorstellen, die ganz einseitig von der Untersuchung ausgeht, wie der Künstler das Material – die Farbe, den Silberstift, den Stein, das Erz, das Holz usw. – behandelt, mittels dessen er auszudrücken sucht, was er zu sagen hat. Sicher hat eine derartige Fragestellung ihre Berechtigung, aber nie allein. Denn schon die weitere Frage, warum der eine Künstler für die Ausführung seiner Skulpturen Stein wählt, der andere Erz vorzieht, zeigt, daß andere Mächte, tiefer und im Geistig-Seelischen liegende, entscheidend sein müssen. Sicher, daß die Konzeption eines Kunstwerkes, die tief im Innern des Künstlers stattfindet, auch schon in ihrem Entstehen die Frage entscheidend – bewußt oder unbewußt – miteinbezieht, welches Material am ehesten den Gedanken des Künstlers in sich zu bergen befähigt sei. Dabei werden auch seine wirklichen handwerklichen Erfahrungen mitsprechen. Doch bestimmt möchte ich mich nicht darauf einlassen, etwas zu erklären oder auch nur zu deuten, was der Erklärung wie der Deutung fast unzugänglich ist, «wie der göttliche Funke springt». Es geht mir eigentlich nur immer wieder darum, daß anerkannt werde, wie der Impuls, der sichtbaren Ausdruck in Form, Farbe oder anderer Gestalt finden will, aus dem Geistig-Seelischen heraus erfolgt, daß mithin die äußere Form eine innere Haltung sichtbar werden läßt; innere Haltung einer

Zeit, eines Volkes, einer Persönlichkeit. Gewisse Elemente, die zum Teil den «Stil» mitbestimmen – ich denke dabei an Sakralbauten aller Völker und Bekenntnisse und aus allen Zeiten – werden natürlich auch von sachlichen Erwägungen diktiert. Ich denke dabei an die Bedürfnisse des Kultus, der Riten, die doch mitgeholfen haben, zum Beispiel den Grundriß unserer frühchristlichen Kirchen zu formen, oder ich vergegenwärtige mir, wie für die bildliche Ausschmückung der Kirchenwände in einer Zeit, da die Kunst des Lesens dem breiten Volk fremd war, sich – im besondern Hinblick auf den Heiligen, dem der Hauptaltar einer Kirche geweiht war – eine bestimmte Bildfolge, ein fester Kanon für das, was darzustellen war, herausentwickelte. Ich habe immer dazu geneigt, dem reinen l'art pour l'art gegenüber – besonders in der Baukunst – eine gewisse Zweckbedingtheit, allerdings im höchsten geistigen Sinne genommen, vorzuziehen. Deshalb schien es mir auch immer unumgänglich, in die Betrachtung von Kunstschaffen und Kunstwerk auch deren geistige, politische und wirtschaftliche Umwelt miteinzubeziehen. Wir sprechen etwa von Strömungen in dieser Hinsicht, und es scheint mir unvermeidlich, daß auch der schaffende Künstler sich zu ihnen in eine Beziehung setzt, so daß wir verpflichtet sind, diese Beziehungen zu erforschen und zu erkennen. Sei es, daß er von ihnen getragen wird, sei es, daß er ihnen aus seiner schöpferischen Kraft heraus Richtung und Gefälle zu verleihen vermag, das heißt, das ihm persönlich Eigene an Erfahrungen hinaufhebt auf den Boden, auf dem das allen gemeinsame menschliche Schicksal liegt, also das Allgemeinmenschliche, in dem unser aller Hoffen und Wünschen in Harmonie zusammenklingt. Mich würde vor allem freuen, dazu Deine Ansicht zu vernehmen, der Du Dich ja von berufswegen, wenn auch vielleicht von einer etwas andern Ausgangsstellung ausgehend, mit diesen Fragen des Umwelteinflusses auf das Einzelindividuum zu befassen hast, denn gerade da werden in Deinem Arbeitsgebiet heute neue Erkenntnisse gewonnen, die so bedeutend sind, daß noch nicht abzusehen ist, wie umfassend ihre Auswirkungen auch für andere Gebiete menschlichen Denkens und Wissens sein werden. Auf alle Fälle verleiht mir die Beschäftigung mit diesen Deinen ureigensten Anliegen und mit den Resultaten Eurer Bemühungen einige Hoffnung, die alte universitas literarum, um die es gegenwärtig so übel bestellt ist, da alles sich in Fach- und Spezialdenken aufzulösen droht, werde dereinst doch wieder Wirklichkeit werden. Du vermagst doch wohl aus meinen Äußerungen zu erkennen, daß sich nicht nur von Eurem «drüben», sondern auch vom «hüben» Hände ausstrecken, die sich gerne gegenseitig erfassen möchten. In diesem Sinne erscheinen mir auch die Gedanken Wölfflins von der «doppelten Wurzel des Stils» äußerst

fruchtbar (er spricht vom persönlichen Stil, daneben vom Stil der Schule, des Landes, der Rasse – wobei wir wohl stillschweigend hinzudenken müssen: der Zeit). Mich beschäftigt die Frage, wie wohl Wölfflin, wenn er heute selber eine Neuausgabe seiner «Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe» besorgen könnte, gerade seine Gedanken über den Stil fassen würde. Ob er nicht dazu käme, die Gültigkeit seiner Gedanken, die er in seiner sauberen wissenschaftlichen Art damals auf einen engen Bezirk beschränkte, heute auf einen wesentlich weiteren Bereich auszudehnen?

Erinnern wir uns der einen von ihm genannten Wurzel des Stils, so gewinnt auch von hier aus gesehen die Künstlerpersönlichkeit in unserer Betrachtung, wie es schon in anderm Zusammenhang geschehen ist, ihre entscheidende Bedeutung. So drängte denn eigentlich alles daraufhin, sich auch mit dem Menschen eingehend zu befassen, der uns seine Kunstwerke schenkt. Und da fehlt uns im Aargau leider für die früheren Zeiten ein «Vasari». Aufzeichnungen, den Bereich von Stadtrechnungen usw. überschreitend, sind recht selten. Kann in vielen Beziehungen die Schweiz recht eigentlich als Mittlerin geistigen Gutes zwischen den europäischen Kulturkreisen angesprochen und auch nachgewiesen werden, so macht ein ähnliches Unterfangen, in frühen Zeiten und die Kunst beschlagend – besonders für unsere engere Heimat –, recht große Schwierigkeiten. Erfassen wir gerne das Werk vom Leben des Künstlers her, aber auch den Künstler aus seinem Werk, um zu einem abgerundeten Bild zu gelangen, so stoßen wir dabei auf gewisse Schwierigkeiten. Vieles dabei erklärt sich aus der Haltung der früheren Zeiten, da das Werk alle, der dahinter stehende Mensch recht wenig Bedeutung hatte und infolgedessen kaum Beachtung fand. Wie lange dauert es sogar an fürstlichen Höfen, bis der wirkliche Künstler, auch der Wissenschaftler übrigens, aus dem Ganzen der Hofbediensteten – Handwerker oder Diener – gesellschaftlich nur oder gar nach seinen Schöpfungen abgesondert und herausgehoben wird? Noch für eine Anlage, deren Großartigkeit im Künstlerischen wohl niemand anzweifelt, wie Schloß Kasteln wird festgestellt: «Im Jahr 1642 begann der Generalmajor Hans Ludwig von Erlach den Neubau von Kasteln und zwar ohne daß er vorher von einem Architekten Pläne dazu hatte machen lassen, vielmehr übergab er den Bau einem einfachen Steinbrecher von Mägenwil, Bernhard Dölling, die Zimmermannsarbeit aber dem Meister Rudolf Spieß. Für die Maurerarbeit wurden jahrelang Lombarden verwendet. Die Tischlerarbeit besorgte Meister Nikolaus, so heißt er in den Korrespondenzen.»

Gewiß stellten sich Unzukömmlichkeiten mit diesen Leuten ein, wurde die Bauzeit über das erwartete Maß ausgedehnt, waren nachträglich Kor-

rekturen (etwa in den Dimensionen der Fensteröffnungen) anzubringen, aber das Letzte – die ergreifend überwältigende Gesamtheit des Werkes ist doch diesen fast anonymen Persönlichkeiten zu danken, welche im Dienste einer ebenso anonymen Gesamtkonzeption das Ihre leisteten und das edle Werk schufen, dem wir heute zu tiefst verbunden sind. Und ähnlich in andern Bereichen der Kunst. So sind wir in allen Fällen, wo der schaffende Mensch als Persönlichkeit faßbar vor uns tritt, dankbar, denn nichts ist der Bindung nach Stärke gleichzusetzen, wie der von Mensch zu Mensch: sie verbindet auch über die Zeiten hinweg. So lernten wir doch auch gerne aus klar bestimmtem Bedürfnis die Ausländer kennen, die bei uns geschaffen, denn vielfach sind sie die Glieder, die vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Ganzen zum Teil die Verbindung schaffen und oft auch im gegenläufigen Sinne die Impulse aus der Kleinheit hinaus in die nötige Weite führen.

In solchem Zusammenhang ist es vielleicht fruchtbar, auch über ein Ding zu reden, das etwas abseits liegt, aber, wie Du weißt und mir beistimmst, nicht abseits liegen gelassen werden sollte. Ich habe Dir davon erzählt, wie sehr mich Handschriften als Zeitdokumente, ebenso sehr aber auch als documents humains zu fesseln vermögen. Dies besonders im Zeitalter der Schreibmaschine. Abgesehen davon, daß Schriftbild und -anordnung uns vieles über den Schreibenden erzählen, läßt sich darin doch mit Bestimmtheit auch der Form- und Gestaltungswille einer Schule, eines Volkes, einer Rasse – sogar einer Zeit erfassen: Auch die Handschreiben also ein Mittel zu erkennen, was – bewußt oder unbewußt – ein Einzelner oder eine Gemeinschaft – auszudrücken sich bemühten.

Vieles habe ich jetzt versucht, auf dem weiten Umweg verstandesmäßiger Überlegung und Formulierung Dir mitzuteilen. Bei diesem kläglichen Bemühen erinnere ich mich unseres verehrten Lehrers in artibus, des Hofrates Schlosser in Wien, der es verstand, in Worten seines Volkes am kühlen Verstand vorbei kürzere Verbindungen vom Menschen zum Kunstwerk herzustellen, indem er die Atmosphäre einer Zeit – ich weiß nicht wie – beschwor und die Kunstwerke daraus erstehen ließ. Offenbar war ihm auf dem Wege des gefühlsmäßigen Erlebenlassens – auch eine künstlerische Befähigung – zu erreichen gegeben, was andere nur in heißem Bemühen klarer Überlegung und Belehrung zustande bringen. Doch die Art, wie Du mich durch Euer Aquarium führtest, das begeisterte Mitgehen meinerseits, das Du so ohne viel Aufhebens hervorzaubertest, erinnerte mich sofort an Schlosser und damit erfuhr ich die Gewißheit: Wer das vermag, besitzt eine beneidenswerte Gabe. Sie zu wecken, sind aber der Boden von Wien, danach auch

der von Übersee besonders günstig – Stätte alter gepflegter und im Herzen wurzelnder Kultur oder unbekanntes, unverbrauchtes, erst noch recht zu erschließendes Neuland. Gerade letzterem bist Du innig verhaftet und ziehst daraus Deine überzeugenden Kräfte.

Und wiederum lebt mir in der Erinnerung auf, wie oft wir uns bei unsern abendlichen Gesprächen am Strande – und wahrlich nach ernstlichem Bemühen – die Schwierigkeit gestanden, in Worten befriedigend, vor allem auch erschöpfend zu fassen, was zu diesem Gegenstand der Kunstbetrachtung und der Kunstwerke zu sagen wäre. (Du fügtest etwa noch bei: «und zu den entscheidenden Fragen des Bios».) Da verwies ich denn gerne in diesem Zusammenhang auf das, was Du mir tagsüber an Eindrücken geboten, indem Du mich durch Deine Welt führtest und wie Du mir – dem Laien in diesen Dingen – auf unseren gemeinsamen Gängen durch das Aquarium Deine besonderen persönlichen Anliegen aus dem Bereiche Deiner Forschung demonstriertest. Für mich war alles einfach faszinierend. War es auch überzeugend? Oder haben mich ganz einfach die Schönheiten Deiner Tiefsee-Tierwelt und die Art, wie Du mich begeisternd an sie heranführtest, überwältigt, so daß ich die weitere Frage zu stellen vergaß? – Du spürst, wo hinaus ich will? Und Du nimmst es an, daß ich im weitern damit auch Deine meisterhafte Fertigkeit (Kunst) anerkenne, die Dir gegeben ist, andere in Deinen Bereich einzuführen.

Ich versuche mich auch in der Kunst, zu demonstrieren. Ich demonstriere am Objekt, das mir ad demonstrandum am augenfälligsten zu sein scheint. Vielfach ziehe ich die Baukunst zu Hilfe, weil hier sachliche Gegebenheiten, «äußere» Einflüsse – Zweck, Gebundenheit an Technisches, Einfluß des Materials, sogar physikalische Gesetze (zum Beispiel das der Schwerkraft) – am leichtesten sichtbar zu werden scheinen, während sich Formfragen, Erwägungen über Proportionen, über Licht- und Schattenführung und weitere an Kunstwerken anderer Gattungen ebenso faßlich erläutern ließen. Mir scheint aber, daß – wenn sich die Kunst der Bildhauerei noch ähnlichen Gesetzen wie die Architektur zu unterziehen habe – doch die Malerei von diesen äußeren Einwirkungen am freiesten sich zu bewegen vermöge. Selbstverständlich gestehe ich Dir gerne zu, daß jede Kunstgattung den aus ihrem Material (im Sinne von Materie) sich ergebenden Gesetzen zu folgen habe. Wichtig ist mir hiebei nur die allgemeine Erkenntnis, daß sich dem schaffenden Künstler von dieser Seite her – um auf früher schon Angedeutetes zurückzukommen – Verpflichtungen auferlegen, die er nicht ohne Einbuße unberücksichtigt lassen kann. Ebensosehr gelten – oder galten sicher doch früher – für den mit einem Auftrag bedachten Künstler aber auch andere

Rücksichten: die auf den Auftraggeber, doch mehr noch diejenigen auf die mögliche Einordnung seines Werkes in seine zukünftige Umgebung, in einen Rahmen, in einen Raum – und nicht zuletzt in eine menschliche Gemeinschaft. Es ist ermüdend, dies alles in einem Schreiben aufzuführen – mir persönlich zwar eine wirkliche Freude – und wenn ich mich daran erinnere, mit welcher Hingabe Du Dich allen diesen Fragen zuwendest, so glaube ich, nimmst Du auch diese Darlegungen im Sinne einer Anregung und als Bestätigung unserer Unterhaltungen entgegen. – Es ist auch im wahren Sinne des Wortes schön, den Überlegungen, die sich Künstler in dieser Hinsicht machen, nachzugehen – am schönsten und gleichzeitig auch am aufschlußreichsten, ein Glücksfall ohnegleichen, wenn uns vergönnt ist, den Künstler selber in diesen Dingen über sein Werk reden zu hören. Schon die Feststellung, daß er der Diskussion dieser Fragen nicht etwa ausweicht mit dem Hinweis, sie entzögen sich in ihrer Subtilität einer Besprechung – nein, daß er sie selber, und zwar recht massiv anpackt und schonungslos bis zum Ende durchdenkt und durchspricht, ist mir wichtig. Das gibt uns doch den Mut, in unsere Betrachtung diese Fragen mit einzubeziehen, entgegen der Meinung derjenigen, die da befürchten, es werde durch eine solche Besprechung allzu leicht das Kunstwerk oder doch der es umgebende Schmelz zerstört. Mir scheint doch viel eher die Verpflichtung zu bestehen, daß wir diese Fragen bedenken und besprechen. Nur so tun wir Künstler und Werk die Ehre an, die ihnen zukommt. Nur durch eigene geistige Anstrengung und Leistung würdigen wir das Kunstwerk als Anstrengung und Leistung des Künstlers. Natürlich – da bin ich mit Dir einig – hat sich eine derartige Behandlung des Kunstwerkes in jedem einzelnen Falle des Ausmaßes, das sie annehmen will und darf, also ihrer Grenzen, bewußt zu sein. Die Bestimmung dieses Ausmaßes hat sicher vom betreffenden Kunstwerk auszugehen – genau so, wie Du ja bei Deinen herrlichen Tieren nicht das Skalpell ansetzest, wo die sorgfältige Beobachtung des Geschöpfes, wie es sich in seinem freien Lebensraum bewegt, genügt.

Bei Fragen nach der innern Struktur wird schon ein anderes Vorgehen sich von selbst ergeben. Und – ich möchte noch eine Weile «im Bild bleiben», wie es vorstehend heraufbeschworen worden – so sind es technische, Materialfragen, deren Bedeutung zu erfassen mich immer wieder reizt. Für mich besteht wirklich eine tiefe Verpflichtung, diese Dinge einigermaßen – je mehr, desto besser – zu kennen und sie bei meinen Betrachtungen zu berücksichtigen. Ganz abgesehen davon, daß mich das gute Handwerk mit seinem sicheren Gefühl für die Möglichkeiten, die in einem bestimmten Material eingeschlossen liegen, schon immer angezogen hat – schön und handwerklich

gut bearbeitetes Holz oder Erz mit den Augen zu umfassen oder mit den Händen zu begreifen, ist stets ein Genuß – ganz abgesehen hievon erlebe ich Ähnliches am Kunstwerk in noch gesteigertem Maße, offenbar weil sich der Künstler in seinem Geist noch viel intensiver auch mit diesen Gegebenheiten und Möglichkeiten auseinandergesetzt hat, bevor er ans Werk schritt, und ständig auseinandersetzt, während das Werk unter seinen Händen wird. Denn sicher gibt sich das Material doch nur dem Künstler hin, der es liebt und der ständig um es wirbt. Umgekehrt verlangt dann der Künstler vom Material alles, was es zu geben imstande ist, und gibt sich – dies seine eigene persönliche schöpferische Leistung – erst zufrieden, wenn er in seinem Gestalten an dem Punkt angelangt ist, über den hinaus im Materiellen keine Möglichkeit mehr gegeben erscheinen muß. Es geschieht etwa, daß das Material überfordert wird, daß Dinge aus ihm gemacht werden, die über die im Material enthaltenen Möglichkeiten hinausgehen. Wir empfinden das und lehnen es ab, wenn in der Weise über das Zulässige hinausgegangen wird. Wir suchten seinerzeit uns über das Wesen des Kitsches – ein gar nicht einfaches Unterfangen – klar zu werden. Ich hoffe, hier nachträglich einen Beitrag zu jenem Gespräch geliefert zu haben. Dagegen sehe ich in einer andern Hinsicht noch nicht so klar, wie ich gerne möchte. Was ich im Folgenden ausspreche, möchte also nur Andeutung sein und bedarf noch der gründlichen Überprüfung. Es ist jedem Kunstbetrachter bekannt – und ich halte mich hier an ein Beispiel, das weit über die engen Gebiete unserer Heimat hinausgreift – wie zum Beispiel die gotische Baukunst für ihre großen repräsentativen Bauwerke das verschiedenste Material verwendet hat; dort Kreide, hier grauen oder roten Sandstein, andernorts den Backstein, und doch diesen verschiedensten Werkstoffen zum Trotz überall die leitenden Gedanken und Ideen dieser Zeit ihren lebendigen Ausdruck in sichtbarer Gestalt zu finden wußten. Scheint so die Vergangenheit gezwungen gewesen zu sein, das in einem bestimmten Raum vorhandene Material für ihre Schöpfungen in diesem Raum zu verwenden (was uns heute sicher als eine gewisse einschränkende Gebundenheit erscheint), so haben heute die Erleichterungen, die das weit entwickelte Verkehrswesen gewährt, diese Gebundenheit weitgehend aufgehoben. Materialverschiebungen auch in großem Umfange sind ohne weiteres möglich und doch – und hier liegt nun meine Unsicherheit – vermag ich nicht einfach in dieser Tatsache einen Vorteil für das künstlerische Schaffen zu sehen. Mir will scheinen, es bestehe zwischen dem, was eine bestimmte Landschaft an Rohstoffen der schaffenden Kunst anbiete, und dem, was an Kunstwerken in dieser Landschaft hervor gebracht werde, eine geheime, tiefliegende Beziehung, die uns zwingt, zwi-

schen Wesensverwandtem und Wesensverschiedenem zu unterscheiden. Ich sehe die Bauten der Backsteingotik in ihrem norddeutschen Raum, und sie passen mir dort hinein sehr schön. Nicht aber könnte ich mir einen solchen Bau auf einer Anhöhe über der Aare vorstellen, so wie sich mir die roten Sandsteinkirchen rund um die Tiefebene des Elsasses eingeprägt haben und ich sie anderswo nicht zu sehen vermag. Und in diesem Sinn erfüllt für mich auch der Bruchstein aus den Kalkbrüchen des Jura an den Bauwerken unserer aargauischen Vergangenheit eine ganz andere Funktion, als daß er schlechthin nur das Baumaterial war, das man gedankenlos nahm. Es ist doch das Material, an dem sich hier, wo es vorkommt, Handwerk und Kunst entwickelt haben, entwickelt haben unter anderm auch immer mit der Verpflichtung belastet, etwas aufzustellen, das mit der umgebenden Landschaft eine Einheit bilde.

Daß auf alle Fälle nach dieser Richtung hin Zusammenhänge bestehen dürften, diese Erkenntnis wurde mir zum erstenmal offenbar, kurz bevor ich Dich auf meiner Heimreise traf und im Lande selbst hatte feststellen können, wie verheerend doch die von der europäischen Industrie entwickelten Farben in die japanische Holzschnitt-Kunst einbrachen, die bis dahin nur mit den aus der einheimischen Natur gewonnenen Farben gearbeitet hatte. Wie viele Feinheiten wurden damit zerstört.

Aber nimm, was ich hier ausspreche, bitte nur als Andeutungen: ich habe aus dem gleichen Grunde auch nur von «geheimnisvollen, tiefliegenden Beziehungen» gesprochen – denn bevor ich den Gedanken bestimmter formuliere, möchte ich Gelegenheit haben, ihn noch reiflich zu überprüfen. In diesem Sinne auch spreche ich Dir davon, denn schon in unseren Gesprächen erfuhr ich durch Deine Einwände manche Klärung und empfing ich aus den von Dir dargelegten Gedanken reiche Anregung. So wird sich auch in dieser Frage Deine Antwort zur rechten Zeit einfinden.

Du ersiehst daraus, welche wichtige Rolle Du damit in meinem Leben gespielt hast und noch zu spielen berufen bist. Doch gestehe ich gerne – das tut Dir keinen Abbruch – daß in meiner beruflichen Tätigkeit «das Unterrichten» mich in gleicher Weise zu Dank verpflichtet, indem diese Aufgabe einerseits uns auch immer wieder zu ständiger Überprüfung der eigenen Gedanken, der eigenen Stellungnahme in allen Fragen verpflichtet, andererseits auch alle Mühe lohnt durch fortwährend erfolgende Anregungen, die unsere Gedanken in neue Bahnen weisen oder veranlassen, daß wir selber noch nie festgestellte fruchtbare Zusammenhänge erkennen.

Du scheinst Dich darüber zu wundern, daß an unserer Schule ein Fach «Kunstgeschichte» besteht; Du siehst darin eine unwillkommene Zersplit-

terung, die der heutigen Tendenz auf Zusammenfassung unangenehm entgegenwirke. Dir geht es auch hier bis in diese Einzelfragen darum, im menschlichen Geistesleben und auch an den Schulen die Wiederherstellung der universitas in die Wege zu leiten. Darum bist Du der Auffassung verhaftet, dem Deutschunterricht, dem fremdsprachlichen, dem Geschichtsunterricht, dem Kunstzeichnen, der Biologie sollte es doch zukommen, auf ihrem Boden auch die kunstgeschichtliche Betrachtung zu pflegen. Ich teile Deine Ansicht, und die Praxis des Unterrichtes mag auch vielfach Deine Forderung verwirklichen.

Doch muß ich Dir, um unser Sonderfach Kunstgeschichte zu retten – und daran liegt mir viel – einiges zu bedenken geben:

Am Anfang des vierjährigen Bildungsganges unserer Schule steht ein Lehrplan, der für die einzelnen Fächer den zu behandelnden Stoff umschreibt. Wenn er auch Freiheiten zugibt, gewisse Verbindlichkeiten sind unumgänglich. Schließlich setzt sich auch die Bildung – diese im menschlichsten, geistigsten Sinne genommen – aus so und so vielen Teil- und Einzelerfahrungen zusammen, die einmal gemacht werden müssen, und wenn auch dieser allgemeinen Bildung der unbestrittene Vorrang zuerkannt wird, so muß doch die Erkenntnis, daß unsere Schule eine auf einen bestimmten Beruf vorbereitende Schule ist, dazu verhalten, daß der Vermittlung von Stoffkenntnissen, also von Wissen, Genüge getan werde. So steht denn auch am Ende unserer vier Jahre, als Pendant zum Anfang gewissermaßen, eine Prüfung, die – so sehr man sich innerlich dagegen wehrt – doch mithin auf die Unterrichtsführung einwirkt und daher unsichtbar im Verlaufe der Jahre doch immer etwa im Geiste anwesend ist. Deshalb geschieht es, daß kunstgeschichtliche Betrachtungen in den von Dir erwähnten Fächern doch immer in der Form erscheinen, wie sie dem Fach und dem Gespräch in diesem Fach dienlich sind. Wie schön, wenn einem Fach diese Verpflichtungen von Anfang und Ende fehlen. Wir kennen in der Patentprüfung kein Prüfungsfach Kunstgeschichte, wir kennen das Jahr hindurch nicht einmal die Pflicht der Notengebung, für beide Teile – Schülerinnen wie Unterrichtenden – ein befreiender Zustand. Wohl wird im Lehrplan die Kunstgeschichte erwähnt, doch ist der Auftrag folgendermaßen formuliert: «Kunstgeschichte. Elemente der Kunstgeschichte, unter Benützung geeigneten Anschauungsmaterials. III. Klasse (Winter) Altertum und Mittelalter. IV. Klasse (Sommer) Neue Zeit.» Wo einem in derart freier Art eine Pflicht überbunden wird, stellt sich in weitestem Umfang das Gefühl der eigenen Verantwortung ein. Und wo legt man sich mit mehr Freude in die Zugstränge, als wo man bei größter Freiheit selber verantwortlich ist?

Und zu Deinem Hauptbedenken, der Aufsplitterung, der Preisgabe der universitas auf unserer Stufe! Ich bin mir bewußt, daß ich jetzt eine kleine, bescheidene Sache mit großen Worten ausspreche: Haben Dir nicht unsere letztjährigen Gespräche den Eindruck erweckt und ist nicht mein vorliegender Brief imstande, ihn noch zu vertiefen, den Eindruck nämlich, daß kunstgeschichtliche Betrachtungen es in sich haben – und daß dies auch mein Anliegen ist, sie so zu gestalten – sub specie universatis und so weit möglich den allen Wissenschaften im Geistigen gemeinsamen Urgrund aufzudecken und an seine Existenz zu erinnern. Wie gesagt, es wird hier Kleinstes großtönend ausgedrückt. Dennoch mag ein Körnchen Zutreffendes darin liegen. Diesem Dienste unbelastet von Lehrplan und Prüfungen sich hinzugeben, und hinzugeben im Bewußtsein voller eigener Verantwortung, ist erfreulich, stellt einen vor immer neue Situationen und läßt einen immer neue Aufgaben erkennen. So kam es auch zur Formulierung des Titels, den ich meinem Brief an Dich voranstellte. Und Du magst aus meinem langen Geschreibe entnehmen, wie ich in diesem Fach vorgehen und was ich damit zu bieten versuchen möchte.

Natürlich knüpfen sich auch Hoffnungen an die kunstgeschichtlichen Betrachtungen, vor allem daß sie sich da und dort in der späteren praktischen Tätigkeit der Zuhörerinnen etwa auswirken möchten. Ganz allgemein sollten Sehenlernen und Erkennen des Schönen, wie auch die Freude am Schönen, zur Bildung und Formung der Persönlichkeit beitragen. Daneben ist es mein Wunsch, es möchte das eine oder andere aus den Betrachtungen dieser Stunden auch an die Jungmannschaft weitergegeben werden, insbesondere eben die Freude am Schönen. Ich könnte mir keinen edleren Weg zur Gemütsbildung denken. Solchem Unterfangen ist ja auch unsere Zeit außerordentlich günstig: Neben der sorgfältigen Inventarisierung der Kunstdenkmäler in unserem Kanton läuft eine rege Tätigkeit der Konservierung und Restaurierung all der Werke künstlerischen Schaffens, die der Erhaltung und Pflege würdig sind. Und eine weite Öffentlichkeit nimmt lebhaften Anteil an diesen Dingen und ihr offener Sinn ist dem Schönen zugewendet in warmer Anteilnahme.

Damit ist aber auch die Hauptfrage Deines letzten Briefes – so glaube ich – im wesentlichen beantwortet, nämlich wie sich aus Deinem gegenwärtigen Leben ein Übergang der Rückkehr in Deine künftige hiesige berufliche Tätigkeit mache. Du wirst in einen durch berufliche Umstände diktierten bestimmten Arbeitsrhythmus zurückkommen; Du wirst aber mit Genugtuung feststellen, wie förderlich ein derartiger Rhythmus fruchtbarer Arbeit ist; ja Du wirst schon bald zur Einsicht gelangen, wie sehr Du dafür kämpfen

mußt, damit Dir nicht unbedeutende Tagesgeschehnisse diesen Rhythmus in unerwünschter Weise stören. Du befürchtest, Deine gegenwärtige, praktisch fast unbeschränkte Freiheit preisgeben zu müssen. Du wirst aber sofort sehen, daß sie Dir im Geistigen unbenommen bleibt, daß Du im Gegenteil bei der ununterbrochenen Tätigkeit der Verarbeitung und Auswertung dessen, was Du jetzt alles erleben und erfahren und erkennen darfst, an innerer Freiheit immer mehr gewinnst, und von dieser Feststellung beglückt werden. Denn letztlich sind Freiheit und Weite, wie wir sie erfahren haben, nicht geographische Begriffe, und Enge muß nicht ein Charakteristikum unserer an Flächeninhalt kleinen Kantone sein. Mir fällt da der japanische Garten ein, der bei keinem Haus fehlt. Und ob er vier Quadratmeter umfasse oder die Ausdehnung eines stattlichen Parkes erreiche, er enthält in jedem Falle – symbolhaft angedeutet – alle Bestandteile, die nach Anschauung dieses für uns sonderbaren Volkes zu einem Garten gehören: den Baum, den Bach, den Weiher, den Berg usw. Mir ergeht's mit unserem Kanton Aargau ähnlich. Lebe wohl und sei mir zu Deiner Zeit hier herzlich willkommen.

Dein R.Z.

Die lehrpraktische Ausbildung

Die lehrpraktische Ausbildung an unserm Lehrerinnen-seminar setzt sich gegenwärtig aus den Lehrübungen, dem Wochenpraktikum und dem Dorfschuldienst zusammen. Diese drei Formen der Unterrichtspraxis sollen in ihrer Organisation, in ihrer Zielsetzung und Wirkung auf den folgenden Seiten besprochen werden. Vorerst aber möge eine kurze geschichtliche Übersicht auf die Entwicklung der lehrpraktischen Ausbildung an unserer Schule zeigen, in welchem Maß die heute gebräuchlichen Formen der Unterrichtspraxis ein Ergebnis langjährigen Wachsens und Reifens sind.

Aus der Geschichte der lehrpraktischen Ausbildung am Seminar

MAX SCHIBLI

Seit Bestehen unserer Schule figurieren im Lehrplan die *Lehrübungen* mit zwei Wochenstunden. Sie sind gewissermaßen der eiserne Bestandteil der lehrpraktischen Ausbildung und sind sich ihrem Wesen nach von den ersten Jahren her bis heute gleich geblieben: halb- oder ganzstündige Lektionen der Seminaristinnen mit einer ein- oder mehrklassigen Schulabteilung der Primarschulstufe. Einzig die Organisation dieser Lehrübungen hat im Laufe der Jahre mancherlei Änderung erfahren.

In den ersten 15 Jahren unserer Schule schienen die Lehrübungen am Rand des gesamten Unterrichtes zu stehen, war ihnen doch der eigentlich schulfreie Mittwochnachmittag eingeräumt. Im Lehrzimmer des Rektors fand sich eine Anzahl Schülerinnen aus einer Primarklasse der städtischen Mädchenschule ein, um sich von den mit «Lehrauftrag» beordneten Seminaristinnen unterrichten zu lassen.

«... Selber da, wo wir gänzlich auf die Gnade und Barmherzigkeit milder Menschen angewiesen sind, ging es im Ganzen ganz leidlich. Die citierten Abteilungen fanden sich in der Regel, wenn auch mitunter stark gelichtet, ein. Nur zweimal blieben sie gänzlich aus...»

So schrieb Rektor J. Suter im Jahresbericht 1888 und gleichzeitig rief er nach einer Reform der Lehrübungen durch Schaffung einer Übungsschule, was einer Forderung seines Vorgängers im Amte, J. Keller, gleichkam.

«Ohne Übungsschule ist das Seminar eine Lehr- und Lern-, mitunter auch eine Schwatz- und Kritisier-, nur keine Bildungsanstalt für praktische Lehrer.» (Diesterweg.)

Das Jahr 1888/89 brachte nicht die erhoffte Übungsschule, aber doch eine wesentliche Verbesserung: Mit der Schulpflege Aarau kam die Vereinbarung zustande, daß die Seminaristinnen Schulbesuche in den verschiedenen Abteilungen der Primarschule Aarau – also auch der Knabenschule – ausführen durften. Dem Rektor des Seminars wurde das Recht eingeräumt, «ebendasselbst an Schulnachmittagen mit den Schülerinnen der obersten Seminarklasse Lehrübungen zu veranstalten».

Die Lehrübungen setzten mit dem zweiten Quartal ein. Im ersten Quartal fanden vorbereitende Übungen der obersten Seminarklasse statt (bis 1895 war es die 3. Klasse).

Mit dieser Neuregelung der Lehrübungen erhielten die Seminaristinnen die Möglichkeit, sich vor ganzen Mädchen- und Knabenklassen zu bewähren. «Es war denn doch früher für manch eine Tochter eine zu große Zumutung, aus dem stillen Port der Seminar-Mädchenschule ohne Beistand auf das wogende Meer von mitunter 70 bis 90 Knaben und Mädchen hinauszufahren und den Kopf nicht zu verlieren.»

Wenn auch die angehenden Lehrerinnen im «Beherrschen einer größern Schülerzahl» auf den Lehrberuf gut vorbereitet wurden, so fehlte dieser Lehrübungstätigkeit doch einiges: die Beschäftigung mit dem einzelnen Kind und dessen individuelle Förderung, ferner die Einsicht in die Arbeitseinteilung an einer mehrklassigen Schule und in die Probleme des fortlaufenden Unterrichtes mit Wechsel von mündlicher und schriftlicher Beschäftigung. Um diesen Mängeln entgegenzutreten, wurden die Seminaristinnen seit dem Ausbau der Seminausbildung auf vier Jahre (1895) angewiesen, während mindestens acht Tagen *Schulbesuche* zu machen und sich dabei wo möglich praktisch zu betätigen. Anfänglich beschränkte man sich auf Schulbesuche in Aarau und Umgebung, später wurden auch auswärtige Sukzessiv- und Gesamtschulen besucht.

Die Erweiterung der Unterrichtspraxis durch Schulbesuche in dieser Form stellt eine Art Praktikum oder Dorfschuldienst dar. Aus den Jahresberichten ist leider nicht ersichtlich, ob diese Schulbesuche den erhofften Erfolg gezeitigt haben und wie lange diese Einrichtung bestehen blieb.

Jedenfalls brachte schon das Jahr 1903 eine Wendung in der Organisation der Lehrpraxis: die *Musterlektionen*. Im Sommersemester wohnten die Seminaristinnen der 4. Klasse allwöchentlich gruppenweise zwei Musterlektionen bei, die der Aarauer Lehrer Stiner mit der 5. Knabenklasse hielt. Die Muster-

lektionen beschränkten sich auf die Fachgebiete des Rechnens und der Sprache. Zwei Jahre später wurde dieses Hospitium der Seminaristinnen auf das ganze Schuljahr ausgedehnt, und zwar so, daß im Sommer eine ein-klassige und im Winter eine zweiklassige Abteilung besucht wurde. Als die städtische Schule zum Einklassensystem übergang, stellten sich die Lehrkräfte der mehrklassigen Sukzessivschulen im nahen Buchs für Musterlektionen zur Verfügung. Diese räumliche Verlegung des Hospitiums brachte Schwierigkeiten stundenplantechnischer Art und je länger, je mehr wurde erkannt, daß der Erfolg dieser Einrichtung zu sehr gebunden war an die persönliche Eignung der jeweiligen «Musterlehrer». Darum immer wieder der Ruf nach einer seminareigenen Muster- oder Übungsschule!

1914 endlich konnten sich die verantwortlichen Behörden dahin einigen, es sei eine seminareigene Übungsschule mit zwei Abteilungen zu je drei Klassen zu schaffen. Der Erste Weltkrieg wirkte sich einerseits hemmend aus auf die Verwirklichung dieses Planes, doch andererseits brauchte es nun auch wieder genügend Zeit, um die innere Organisation der neu zu schaffen-den Übungsschule und deren Eingliederung ins Seminar zu überdenken. Ferner waren Stellung und Aufgabenbereich der zu wählenden Übungslehrkräfte festzulegen und zudem die Raumfrage abzuklären.

Das Schuljahr 1918/19 brachte die Lösung all dieser Probleme. Im Dezember 1918 entsprach der Stadtrat von Aarau nach Anfrage bei der Schulpflege und nach einem Gutachten der Gesamtlehrerschaft versuchsweise dem Wunsche der Seminarlehrerschaft, die Übungsschule sei im Zelglischulhaus unter dem gleichen Dach mit dem Seminar unterzubringen. Im Frühjahr 1919 erfolgte die Wahl der beiden Lehrkräfte für die Übungsschule und den Methodikunterricht am Seminar: Anna Zellweger und Hans Mülli. Beide waren hervorragende Vertreter des Arbeitsprinzips, jener Unterrichtsmethode, die sich in Gegensatz zur sogenannten Lernschule stellte und heute noch im Lehrplan der Gemeindeschulen als Unterrichtsgrundsatz gefordert wird. Von dieser neuen Methode schreibt Rektor J. Suter nach einem Schulbesuch in Hausen begeistert: «. . . Tätigkeit und Erlebnis bilden das Zentrum, die erleuchtende und wärmende Sonne des Unterrichtes, sie boten den Anschauungs-, den Denk- und den Gesinnungsstoff.»

Die *Gründung der Übungsschule* im Jahre 1919 brachte selbstverständlich eine Reform der gesamten theoretischen und praktischen Berufsausbildung mit sich. Die Lehrübungen an den Stadtschulen und die Musterlektionen, die allesamt seit 1916 wieder in Aarau zur Durchführung gelangt waren, konnten nun der Übungsschule übertragen und intensiviert werden. Der Methodikunterricht setzte schon mit der 3. Seminarklasse ein; Muster-

lektionen und erste Lehrversuche (Erzählen) wurden in engen Zusammenhang mit dem theoretischen Unterricht gebracht.

Über die Arbeit der 4. Seminarklasse führt der Jahresbericht 1919/20 folgendes aus: «Der enge Anschluß der Übungsschule an das Seminar ermöglichte während des ganzen Jahres sehr häufige Besuche und damit ein beständiges Mitleben und Mitdenken in der Erziehungs- und Bildungsarbeit. Für die eigene praktische Betätigung der Töchter wurde die Klasse in vier Abteilungen aufgelöst. In stündigen und halbstündigen Lektionen arbeiteten diese an je einem Nachmittag abwechslungsweise auf der untern und obern Stufe. Im Anschluß daran erfolgten in einer weiteren Stunde Besprechungen der Lehrübungen und der verschiedenen methodischen Fragen. Weitere Gelegenheit zu praktischer Arbeit bot sich den Töchtern durch Vertretung der Lehrkräfte an den Stadtschulen.»

Wenn man den Zeitraum von der Gründung der Übungsschule bis zur Gegenwart überblickt, erhält man den Eindruck, daß die Entwicklung der lehrpraktischen Ausbildung mit der Schaffung der seminareigenen Übungsschule keineswegs abgeschlossen war. Neue Einsichten von der Erziehungs- und Unterrichtslehre her verlangten nach neuen Wegen der Unterrichtsgestaltung und somit auch nach andersgearteter lehrpraktischer Ausbildung. Um die Jahrhundertwende standen noch der Unterrichtsstoff und das Bestreben nach Wissensvermittlung im Zentrum der Bildungsarbeit; jetzt aber verschaffte sich der Ruf nach allseitiger individueller Förderung und nach vermehrter erlebnishafter Durchdringung des Unterrichtsstoffes vom Schüler her immer mehr Geltung. Es zeigte sich, daß Lehrübungen in Form von Einzellektionen niemals genügen konnten, um die angehenden Lehrerinnen mit dem Wesen des Unterrichtes und des einzelnen Schülers vertraut zu machen. So wurde denn 1926 das dreitägige *Hospitium* eingeführt. Jede Schülerin der 4. Seminarklasse war für drei Tage dispensiert vom allgemeinen Unterricht ihrer Klasse und hatte sich in dieser Zeit als Beobachterin all der Probleme einer Übungsschulabteilung anzunehmen. Im Jahre 1942 wurde dieses Hospitium auf eine Woche verlängert, und zwar so, daß jede Seminaristin je eine Wochenhälfte in einer der beiden Übungsschulabteilungen verbrachte. Allerdings wurde das nunmehr einwöchige Hospitium in die 3. Seminarklasse vorverlegt; man wollte damit eine zu starke Störung des wissenschaftlichen Unterrichtes an der abschließenden 4. Klasse vermeiden. Diese Regelung erwies sich in der Folge eher als nachteilig für die lehrpraktische Ausbildung; die Schülerinnen der 3. Klasse verfügten noch über sehr wenig Unterrichtserfahrung und waren nicht imstande, richtig kritisch wertend zu beobachten. Aus diesem Grunde wurde anno 1948 das Hospitium wieder

in die 4. Klasse verlegt und ihm die Form eines eigentlichen Praktikums gegeben. Im *Wochenpraktikum* sollen die Seminaristinnen lernen, den fortlaufenden Unterricht aus der Wirkung der Unterrichtsarbeit heraus zu planen und jeden Übungsschüler besser zu erfassen und seinen Anlagen gemäß zu fördern.

Das Wochenpraktikum ist zugleich auch eine gute Vorbereitung auf den *Dorfschuldienst*, der zu Beginn des Wintersemesters angesetzt ist. Im Jahre 1938 wurde an unserem Seminar der Dorfschuldienst eingeführt. Schon nach der ersten Durchführung dieses einwöchigen Schuldienstes in einer mehrklassigen Landschule hatte man erkannt, daß auf diesem Wege die lehrpraktische Ausbildung auf schönste Art bereichert werden kann. Die Seminaristinnen erhielten damit Gelegenheit, Einblick in ländliche Schulverhältnisse zu gewinnen und durch mannigfache Beobachtungen und Erfahrungen die schulpädagogischen und methodischen Eindrücke vom Seminar her zu vermehren und zu vertiefen. «Nach Ablauf der Woche kehrten sie zurück voll lebendiger und tiefer Eindrücke; erfahrener und irgendwie gereifter, wie uns dünkte, weil sie sich einer neuartigen Aufgabe voll und ganz hingegen hatten.»

Der Dorfschuldienst brachte neben der Förderung allgemein beruflicher Art noch zudem die Beseitigung einer Lücke in der lehrpraktischen Ausbildung. Diese Lücke bestand darin, daß den Seminaristinnen die Lehrpraxis an der Oberstufe infolge Fehlens einer Oberstufenabteilung an der Übungsschule nur von Schulbesuchen her bekannt wurde. Bei der Gründung der Übungsschule glaubte man auf eine voll ausgebaute Übungsschule verzichten zu können im Hinblick darauf, daß sich in Aarau kaum eine normale Oberschule neben der städtischen Oberschule formieren ließe, daß die Lehrerin ja ohnehin nur selten an dieser Stufe zu unterrichten habe und daß es möglich sein sollte, sich auch auf höherer Stufe zurechtzufinden, wenn man mit der Stoffgestaltung und Arbeitsweise an der Unter- und Mittelstufe vertraut sei. Um das Fehlen der Oberstufe weniger fühlbar zu machen und die beiden Übungsschulabteilungen nach Größe und Arbeitsbelastung einander gleichzusetzen, wurde zwar den fünf Grundschulklassen noch eine 6. Klasse – als erste Stufe der Oberschule – angefügt. Diese Klasse war aber von Anfang an ein unglückliches Anhängsel. Sie ließ sich schwerlich dem Gefüge der fünf Grundschulklassen angliedern. Ihre Formierung aus mindestens vier verschiedenen Schulabteilungen bereitete Jahr für Jahr Schwierigkeiten. Auch der unterdurchschnittliche Leistungsgrad der Klasse und die auf ein Jahr befristete unterrichtliche und erzieherische Förderung der Sechstkläßler waren für die Übungslehrkraft und die Seminaristinnen derart unbefriedi-

gend, daß im Dezember 1933 beschlossen wurde, auf die Führung einer 6. Klasse zu verzichten.

Mit der Einführung des Dorfschuldienstes wurde es nun möglich, die Oberstufe für die Lehrpraxis zugänglich zu machen. Anfänglich wurden deshalb die Seminaristinnen nur an mehrklassigen Ober- und Sekundarschulen eingesetzt. Später, als die Zahl der geeigneten Oberstufenschulen nicht mehr genügte und die Lehrübungen sich zum Teil an der Oberschule Aarau oder Suhr durchführen ließen, wurden für den Dorfschuldienst alle Primarschulstufen berücksichtigt. Um den Dorfschuldienst noch ergiebiger zu gestalten, wurde er im Jahre 1941 auf zehn Tage und drei Jahre später auf vierzehn Tage ausgedehnt.

Die letzten zehn Jahre des Seminars sind gekennzeichnet durch ein außerordentlich kräftiges Anwachsen der Schülerinnenzahl. Im Jahre 1945 zählten wir 75 Seminaristinnen, 1955 waren es deren 148. Einzelne Klassen führen einen Bestand von 40 bis 50 Schülerinnen. Die Abschlußklasse erhält zudem alljährlich einen Zuwachs durch Eintritt einiger Inhaberinnen des Maturitätszeugnisses, die den sogenannten pädagogisch-methodischen Jahreskurs besuchen. Die starke Zunahme der Schülerinnenzahl und die damit verbundene Parallelführung der Klassen brachte einerseits eine erhebliche Mehrbelastung der Übungslehrkräfte mit sich. Andererseits verminderte sich die Zahl der Lehrübungen für die einzelne Seminaristin. Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, wurde 1946 die Reorganisation der Übungsschule an die Hand genommen und 1950 eine Neuregelung der Lehrübungen beschlossen.

Die *Reorganisation der Übungsschule* begann damit, daß der Lehrer der obern Abteilung die 3. Klasse der Übungsschule in den ungeraden Jahren, erstmals 1947, zu übernehmen hatte. Da diese Regelung der wechselweisen Führung einer zwei- oder dreiklassigen Abteilung nur eine teilweise und auf die Dauer wenig fühlbare Entlastung der Übungslehrkräfte brachte, sah man ab Frühjahr 1950 nur noch die Führung von zweiklassigen Abteilungen vor. In einem gewissen Turnus sollte eine Klasse aus der Übungsschule herausgelöst und der Stadtschule zugeführt werden. Überfüllung der Klassen an der Stadtschule und Schwierigkeiten bei der Loslösung einer Klasse aus dem Verband der fünfklassigen Übungsschule führten aber in der Folge dazu, daß die untere Abteilung zeitweise wieder dreiklassig geführt werden mußte. Die Frage der Reorganisation der Übungsschule ist bis heute noch nicht definitiv gelöst.

Die *Neuregelung der Lehrübungen* im Jahre 1950 brachte die Schaffung von *Übungsklassen*. Durch freundliches Entgegenkommen der Schulpflegen von

Aarau und Buchs wurde es möglich, einen Teil der Lehrübungen an zwei Abteilungen der Gemeindeschule Aarau und an der Mittelschule Buchs zur Durchführung gelangen zu lassen. Gegenwärtig stehen fünf Übungsklassen zur Verfügung: drei Einklassenschulen in Aarau, eine Einklassenschule in Buchs und eine Mehrklassenschule in Suhr. Während die eine Hälfte der 4. Seminarklasse für die Dauer eines Semesters Lehrübungen an der Übungsschule hält, ist die andere Hälfte gruppenweise je nach den Gegebenheiten des Schuljahres für sechs bis zehn Wochen den Übungsklassen zugewiesen. Auf diese Weise erhält jede Seminaristin die Möglichkeit, sowohl an beiden Abteilungen der Übungsschule als auch in einer oder zwei Übungsklassen zu unterrichten und zu hospitieren. Jede Seminaristin hält zwölf bis fünfzehn Lektionen. Durch Schulbesuche in den Übungsklassen stellt der Pädagogiklehrer die Querverbindung mit dem Seminar her. – Die Einrichtung der Übungsklassen hat sich bewährt; die Seminaristinnen erhalten damit Gelegenheit, sich häufig im Unterrichten an großen Normalklassen aller Schulstufen zu üben.

Im Jahre 1955 zogen Seminar und Übungsschule aus den engen Räumen des Zelglischulhauses in ihr neues Schulhaus. Der Übungsschule stehen in einem eigenen Gebäudetrakt vier zweckmäßige Unterrichtsräume zur Verfügung. Lehrübungen und Wochenpraktikum lassen sich nun besser organisieren und ergiebiger gestalten. Möge daraus die ganze lehrpraktische Ausbildung Gewinn ziehen!

Die Lehrübungen (Einzellektionen)

MAX SCHIBLI

Vor 50 Jahren war die lehrpraktische Ausbildung an unserer Schule und der Unterricht überhaupt stark nach den Erkenntnissen der Pädagogen Herbart und Ziller ausgerichtet. Der Unterricht vollzog sich nach den von ihnen aufgestellten Formalstufen, einer Folge von Aneignungsschritten innerhalb des Bildungsvorganges. So gliederte sich die Unterrichtsstunde, die Lektion, in folgende Reihe methodischer Schritte: Zielangabe und Bereitstellen der für die Aufnahme des Neuen nötigen vorhandenen Vorstellungen, Darbietung des neuen Stoffes und Verbindung mit den schon bekannten Begriffen, Geläufigmachen des Gelernten und Anwendung. Durch diese Stufenfolge war dem Unterrichtenden ein Schema gegeben, nach dem er

seinen Unterricht – eine Folge von Einzellektionen – gestalten konnte. Eine Lehrübung oder Lektion hielt sich mehr oder weniger an dieses Schema der Formalstufen oder an das Vorbild der Musterlektionen und wurde dementsprechend beurteilt.

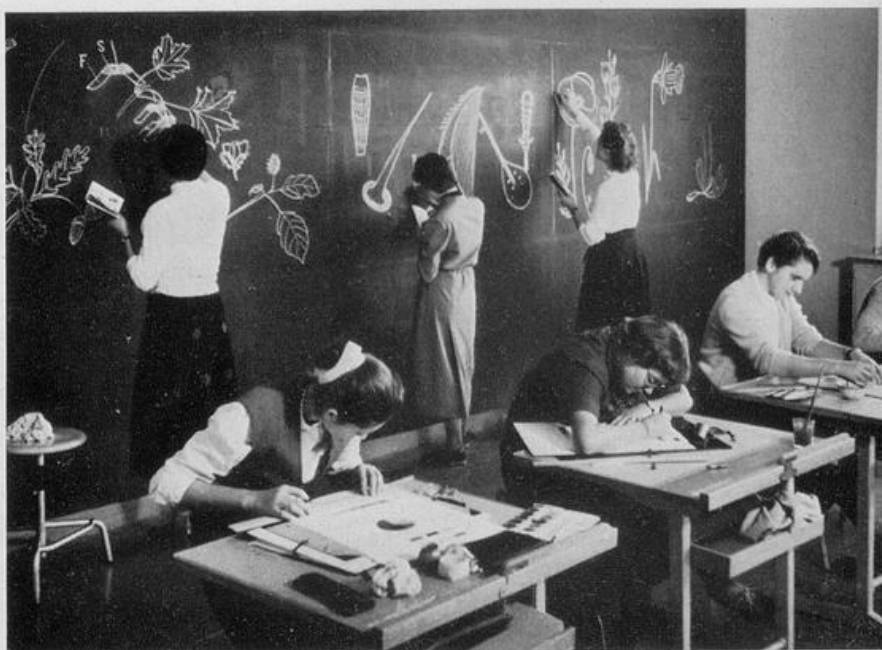
Auch heute noch läßt sich die von Herbart und Ziller erkannte Gesetzmäßigkeit des Lernvorganges in der Verstandeschulung vertreten, doch wird man sich hüten, die Bildungsstufen stur für jede Unterrichtsstunde anzuwenden. Der Unterricht würde zu mechanisch und phantasielos, zu sehr ausgerichtet auf das Lehrbuch und zu wenig belebt durch die spontane Mitarbeit der Schüler, die dem Unterrichtserlebnis entspringt. Das Unterrichtserlebnis aber wird sich nur einstellen, wenn der Unterrichtsstoff sich weitgehend nach der Erlebniswelt des Kindes ausrichtet und wenn sich die Unterrichtsarbeit sowohl für Lehrende als auch für Lernende in einer Atmosphäre freudigen Wollens und Schaffens vollzieht. Zudem ist heute die Wesensart der Bildungstoffe dermaßen verschieden, daß nicht ein allgemeingültiges Gesetz die Art der Aneignung regeln kann. «Jeder Bildungstoff trägt das Gesetz seiner Behandlung in sich» (Fikenscher). Aus der Einsicht über den Bildungswert des Stoffes und die Aufnahmefähigkeit der Schüler ergeben sich Endziel und Umfang der Behandlung; der Bildungstoff, die Persönlichkeit des Lehrers und die Wesensart der Schüler und der Klasse bestimmen die Unterrichtsgestaltung.

Manche Lektion, vor allem im Gebiet der Heimatkunde und des Rechen- oder Sprachunterrichtes, kann nicht als abgeschlossen und als fertiger Bildungsvorgang betrachtet werden. So werden der einführenden Lektion in ein neues Stoffgebiet im Rechnen weitere Lektionen des Einübens und Anwendens folgen müssen. Bei der Arbeit an einem Lesestück lassen sich das Erfassen des Inhaltes, die Auseinandersetzung mit Inhalt und Sprache, das Üben der Lesefertigkeit und die Auswertung wohl kaum sinnvoll in eine Unterrichtsstunde zwingen. Die Einzellektion ist meistens aus dem Unterrichtsganzen herausgebrochen; der Seminaristin bleibt das Vor- und Nachher verschlossen. Dem Praktikum und dem Dorfschuldienst ist es vorbehalten, das Wesen des eigentlichen, kontinuierlichen Unterrichtes mit seinem auf Spannung und Entspannung, auf mündliche und schriftliche Beschäftigung eingestellten Arbeitsrhythmus zu erschließen.

Bei der zeitlichen Begrenzung der Lektion auf 25 bis 50 Minuten ist es unumgänglich, daß die Lehrkräfte den Seminaristinnen fest umrissene Lektionsaufgaben stellen mit Angaben über Ziel, Stoffquellen und Hilfsmittel. Die Aufgabe, die nach Möglichkeit im Zusammenhang mit dem Lehrstoff in Methodik steht, wird sieben bis drei Tage vor der Durchführung erteilt.



Lesesaal






Küche in der hauswirtschaftlichen Abteilung

Garten und Eingangshalle





Die Seminaristin legt ihre stoffliche und methodische Vorbereitung in einer kurz gefaßten schriftlichen Präparation nieder. Diese Präparation wird in der Regel der Lehrkraft vor Lektionsbeginn zur Durchsicht unterbreitet, damit Korrekturen und Hinweise angebracht werden können. Unterrichtsplanung und gründliche stoffliche Vorbereitung erweisen sich immer wieder als Voraussetzung für einen guten Unterricht; sie garantieren aber nicht das Gelingen einer Lektion. Das Ergebnis wird oft durch Zufälligkeiten beeinträchtigt, so durch Ermüdung der Schüler, innere Unruhe bei Schülern und Lehrkraft, Wetterumschlag, Motorenlärm usw.

Die ersten Lehrversuche setzen in der *3. Seminarklasse* in Verbindung mit der Methodikstunde ein. Es sind Erzählübungen in Mundart und Schriftsprache. Darauf folgen Lese-, Rechen- und Heimatkundelectionen. Während anfänglich das Lehrerwort dominiert und die Schüler sich eher rezeptiv verhalten, soll allmählich der Unterrichtsstoff gemeinsam durch die Schüler und die das Unterrichtsgespräch führende Lehrkraft erarbeitet werden. Alle Lektionen werden mit je einer Klasse der beiden Übungsschulabteilungen gehalten. Auf die ersten Lehrübungen in den einzelnen Fachgebieten bereitet sich die Seminarklasse gemeinsam vor; sie ist bei allen Lektionen zugegen, und nach der durchgeführten Lektion erfolgt eine gemeinsame Besprechung.

In der *4. Seminarklasse* werden die Lehrübungen auf das gesamte Unterrichtsgebiet ausgedehnt (zwei Wochenstunden); das Turnen geht nach gesonderter Regelung und liegt in den Händen des Seminarturnlehrers. Die Lehrübungen, über deren Organisation im vorhergehenden Kapitel berichtet wurde, gelangen in der Übungsschule und den Übungsklassen zur Durchführung. Die Lehrübungsgruppe wohnt der Lektion bei, die von einer Mitschülerin selbständig vorbereitet und durchgeführt wird, und beteiligt sich an der nachfolgenden Besprechung. Die Seminaristinnen erhalten nun Gelegenheit, auch die Probleme des Unterrichtes an einer mehrklassigen Schulabteilung (Übungsschule und Oberschule Suhr) kennen und meistern zu lernen.

Zum Abschluß der lehrpraktischen Ausbildung hat jede Seminaristin an der Wahlfähigkeitsprüfung eine halbstündige Lektion an einer der beiden mehrklassigen Abteilungen der Übungsschule zu halten. Bei der Beurteilung der Lektion fallen folgende Punkte ins Gewicht: Erfassen der Aufgabe, stoffliche Vorbereitung, stufengemäße Stoffbehandlung, Aufbau der Lektion, Wendigkeit, Zielstrebigkeit, Mitarbeit der Schüler, Disziplin, Lehrton und Lehrsprache, erzieherische Haltung.

Das Wochenpraktikum

GERTRUD WYSS

Im Verlaufe des Sommersemesters sind ständig je zwei Seminaristinnen für die Dauer einer Woche vom regulären Unterricht dispensiert. An drei Wochentagen werden sie an der untern, an drei weiteren Tagen an der obern Übungsschule eingesetzt. Die Seminaristinnen empfinden es als vorteilhaft, zu zweit zu arbeiten. Die ersten Aufgaben erhalten sie vor Beginn des Praktikums; dann wird am Ende jedes Unterrichtstages die geleistete und die künftige Arbeit besprochen. Schriftliche Präparationen werden nicht verlangt. Doch fassen die Seminaristinnen ihre Eindrücke und Erkenntnisse am Ende des Praktikums in einem kurzen Bericht zusammen.

Sind die Lehrübungen gekennzeichnet durch die Einzellektion, wobei ein eng begrenztes Ziel innerhalb einer einzelnen Lektion zu erreichen ist, so erhalten die Seminaristinnen im Wochenpraktikum nun, wenn auch in recht bescheidenem Maß, einen ersten Einblick in den organischen Aufbau des fortlaufenden Unterrichts. Es gilt jetzt, den Arbeitsplan für einen ganzen Tag durchzuführen, auch einmal selbst einen solchen Plan aufzustellen. Unterrichtsbeginn und -schluß sind zu überlegen, ebenso das Erteilen und Kontrollieren der Hausaufgaben. Pausen sind in ihrer zeitlichen Ansetzung und in ihrer Auswirkung zu berücksichtigen. Es ist zu bedenken, daß zwei oder drei Klassen gleichzeitig zu beschäftigen und zu beaufsichtigen sind. Im Rahmen des Stundenplans soll nun der richtige Wechsel von Spannung und Entspannung gefunden und auch mündlicher und schriftlicher Arbeit die angemessene Zeit eingeräumt werden. Dies zum Beispiel ist eine Aufgabe, die den Seminaristinnen ziemlich schwer fällt, da sie die Fähigkeit der kleinen Schüler zu stiller oder gar zu selbständiger Arbeit meist überschätzen.

Etwas vom Wichtigsten ist wohl, daß die Seminaristinnen erproben können, wie sich Einführungs- und Übungslektionen und wie sich Einüben und Anwenden ergänzen müssen. Nur zu gern glauben viele unserer angehenden Lehrerinnen, ein sogenannter «moderner Unterricht» bestehe aus einer Folge gerissener Einführungslektionen. Einprägen, Üben, Wiederholen und in der Anwendung nochmals Wiederholen sei veraltete, anrühige Schulmeisterei. Wie oft aber sind doch eben die Einführungen so gesucht und abwegig, daß man sagen möchte: «Wir treiben viele Künste und kommen weiter von dem Ziel.» Lehrreich ist es daher für die Seminaristin, wenn sie Gelegenheit hat, die Ergebnisse ihres Unterrichts am folgenden Tag zu kontrollieren. Und wenn nun schon geübt wird, dann müssen wir immer wieder feststellen, wie

erste Übungslektionen sich in mehr oder weniger ausgeklügelten Wettspielen erschöpfen, in Wettspielen, die äußere Unruhe in die Schulstube bringen und die zeitbedingte innere Unruhe unserer Schüler noch steigern. Wie oft nicht warnen wir vor diesen fragwürdigen Mitteln und versuchen, den Weg zu ruhiger, froher Arbeit zu weisen. Überraschend und beglückend zugleich ist es dann für die Seminaristin, wenn vor allem die Kleinen ihrer Freude am ungekünstelten, intensiven, elementaren Üben unverhohlenen Ausdruck geben: «Fräulein, das mach i gärn!» So tönt es, wenn man eine Einmaleins-Reihe übt, ein Diktat vorbereitet, einen Text einliest, ein Gedicht auswendig lernt, einen neuen Buchstaben schreibt. Und die Freude des Kindes am Lernen, am neuen Können und Wissen wird zum eindrucklichen Erlebnis.

Der Unterricht im Wochenpraktikum erstreckt sich nun auch auf Fächer, die in den Lehrübungen eher zu kurz kommen wie Zeichnen, Singen, Biblische Geschichte.

In der praktischen Arbeit wird den Seminaristinnen Sinn und Wert der Fächerkonzentration klar. Zweierlei ist es, ob man ein Gesamtunterrichtsthema theoretisch behandelt, all die ungezählten Möglichkeiten aufführt, oder ob man in den Grenzen, die man sich bescheiden setzt, durchführt, was sich durchführen läßt.

In vermehrtem Maße befassen sich die Seminaristinnen nun mit den Pensen der einzelnen Klassen. Sie lernen die verschiedenen obligatorischen Lehrmittel und Hilfs- und Anschauungsmaterialien besser kennen.

Neuere Unterrichtsformen, wie das Arbeiten in Übungsgruppen, das selbständige Arbeiten einer Klasse im Schülergespräch oder auch bestimmte Möglichkeiten in einzelnen Fächern lassen sich ausprobieren. Einmal ist ein Schulwandbild Ausgangspunkt für verschiedene Lektionen; gelegentlich wird eine umfangreichere Sandkastenarbeit durchgeführt; es wird an der Moltonwand gearbeitet; es wird geformt, gebastelt; und endlich sind hie und da auch Lehrausgänge vorzubereiten, durchzuführen, auszuwerten.

Fehlt den Seminaristinnen während der Lehrübungen die Zeit, sich in dem Maße, wie dies wünschbar wäre, um die schwachen Schüler zu mühen, so bietet sich ihnen jetzt während der stillen Beschäftigung der Klassen oder vor und nach Unterrichtsschluß die Gelegenheit dazu. Bei der Fortsetzung einer begonnenen Arbeit zeigt sich, wie unerläßlich solch individuelle Hilfe ist. Im Wochenpraktikum findet die Seminaristin auch leichter den Zugang zum einzelnen Schüler, die individuelle Gestaltung des Unterrichts wird gefördert.

Trotz der großen Arbeit, die es mit sich bringt, möchten wir das Wochenpraktikum nicht mehr missen. Wir schätzen es als glückliche Zwischenstufe,

die hinführt von der Einzellektion der Lehrübung zum fortlaufenden vierzehntägigen Unterrichten im Dorfschuldienst und auch als eine Zeit, in der die Seminaristin einen engern Kontakt mit der Übungsschule gewinnt.

Ein Nachteil sei jedoch hier nicht verschwiegen: Die Seminaristin hat nach dieser Praktikumswoche als Schülerin tüchtig nachzuarbeiten, und während des ganzen Sommersemesters ist nie die ganze Seminarklasse im Unterricht beisammen.

Der Dorfschuldienst

GERTRUD WYSS

Zu Beginn des Wintersemesters absolvieren die Seminaristinnen den vierzehntägigen Dorfschuldienst. Es werden meist Lehrer und Lehrerinnen in der nähern Umgebung der Wohnorte der Seminaristinnen, hie und da auch im Wohnort selbst darum gebeten, eine Kandidatin aufzunehmen. Auslagen für Reise und Unterkunft, die zu Lasten der Seminaristin fallen müßten, möchte man nach Möglichkeit vermeiden. Die Seminaristin leistet den Dorfschuldienst an jener Schulstufe, die sie von Übungsschule und Übungs-klasse her noch nicht kennt. Hat sie schon an allen Stufen arbeiten können, so richtet sich die Wahl nach dem persönlichen Interesse der Seminaristin. Die Lehrkräfte werde von der Seminardirektion angefragt, ob sie bereit seien, eine Kandidatin aufzunehmen.

Über die Art der Durchführung des Dorfschuldienstes bestehen weder Weisungen noch Richtlinien irgendwelcher Art. Die Lehrer führen ihre Aufgabe nach eigenem Gutdünken durch. Gewiß ist es angebracht, die Kandidatin zuerst einmal hospitieren zu lassen. Sie soll den Lehrer selbst im Unterricht sehen und hören, soll die Schüler beobachten können, erfahren, wo die einzelnen Klassen in ihrer Arbeit stehen, vertraut werden mit dem Eigengepräge der betreffenden Schule.

Für eine Kandidatin ist es bestimmt kein leichter Anfang, wenn sie – wie dies schon passiert ist – ohne vorher darum zu wissen gleich in der ersten Stunde allein mit einer über 40köpfigen Schar ihr unbekannter Elf- und Zwölfjähriger in fremder Gegend zu einem Geländelauf ausgeschickt wird. – Wir halten es auch nicht für richtig, daß die Seminaristin gleich am ersten Tag vollständig auf sich gestellt unterrichtet und der Lehrer ohne zwingenden Grund den ganzen Tag abwesend ist. – Ebenso erscheint es uns nicht an-

gebracht, eine Kandidatin in den ersten Tagen «sehr oft unvermittelt, somit unvorbereitet eine Arbeit, die die Lehrerin angefangen hat, weiterführen zu lassen». Doch die erwähnten Vorkommnisse sind Ausnahmen.

Meist ist es so, daß die Lehrer die Seminaristinnen geschickt in ihre Arbeit einführen. Sie lassen sie an den ersten zwei bis drei Tagen hospitieren und übergeben ihnen nur vereinzelte, einfachere Lektionen. In der zweiten Hälfte der Woche setzen sie sie vermehrt ein und in der zweiten Woche überlassen sie ihnen oft den gesamten Unterricht, wozu auch Stoffwahl, Wochenplan, Präparationen, Zurüstungen, Erteilen der Hausaufgaben, Korrekturen und Besprechen der Schülerarbeiten und Führen der Absenzenkontrolle gehören. Selbstverständlich werden aufgestellte Tages- und Wochenpläne geprüft, und die Lektionen der Kandidatin werden besprochen. Die Seminaristinnen schätzen es, wenn der Lehrer sie dann, wenn sie mit der Arbeit vertraut sind, auch einmal einen halben oder ganzen Tag ohne seine Anwesenheit allein schalten und walten läßt.

Der Dorfschuldienst bedeutet für die Seminaristin neben dem Einblick in die Gegebenheiten einer mehrklassigen Landschule nicht nur die Möglichkeit zu vermehrter praktischer Tätigkeit, das erste Erproben des mitbekommenen pädagogisch-methodischen Rüstzeuges. Ebenso bedeutungsvoll ist es für die Seminaristin, einen Blick ins künftige Berufsleben zu tun: Sie erfährt, in welchem Maße die Persönlichkeit des Lehrers einer Schule das Gepräge gibt. Sie erlebt die Macht, die in der Führung der Kinder liegt. Sie spürt, wie sich die Fäden vom Elternhaus zur Schule und von der Schule zum Elternhaus spinnen. Und sie ahnt, wie Umweltseinflüsse verschiedenster Art in Erziehungs- und Bildungsarbeit hineinspielen.

Es ist schwierig, sich zu vergegenwärtigen, wieviel Neues während der kurzen Zeit des Dorfschuldienstes auf die Seminaristinnen eindringt. Viele bekommen zum erstenmal einen Einblick in unerfreuliche Familienverhältnisse, erfahren von ungeahnten Kindernöten, von gebrechlichen Kindern, von Versorgungen, von rebellischen Eltern, von Sippenfeindschaften, hören von Schwierigkeiten, die sich der Einführung von Neuerungen im Schulbetrieb entgegenstellen. Tücken disziplinarischer Art zeigen sich, Bedenken bei der Beurteilung guter und schwacher Schüler tauchen auf, Mißtrauen den Vorlauten gegenüber wird wach, Mitleid mit den Verschlussenen, Gehemmten. Aber da fehlt die Muße, alles reiflich zu überdenken und abzuwägen, steht die Seminaristin doch mitten in der Arbeit und entdeckt im Unterrichten selbst und im Umgang mit den Kindern auch ständig neue Züge des eigenen Ich. Selbstbesinnung führt zur Erkenntnis, wie unendlich viel man noch zu lernen hat, und – was für die Seminaristin kein schlechtes

Zeichen ist – Zweifel an den eigenen Fähigkeiten steigen auf. Doch daneben steht die Freude über den Eifer und die Leistungen der Schüler. Die Lust am Planen erwacht, und die Begeisterung, wachsendes Vertrauen und Zuneigung der Kinder zu spüren, ist groß. Auch ein verhaltener Stolz und zweifelndes Staunen darüber schwingt mit, daß man nun zur «Kollegin» geworden ist:

«Zu zweit wandeln wir, meine Lehrmeisterin und ich, auf dem Hof umher. Wir bleiben nicht lange allein. Ein Kollege nach dem andern schließt sich an, bis wir alle sieben beisammen sind. Hin und her und her und hin, immer im gleichen Tritt, von des Bäckers Gartenhecke bis zur großen Linde, und immer wird mit demselben Schwung Kehrt gemacht. Sie sind etwas ganz Entzückendes, diese Pausen mit dem wandelnden Kollegium. Mir ist wohl da, fast wie in einer lieben Familie. Hier findet man Verständnis für seine Sorgen und manchen guten Rat. Ob das wohl immer so ist?»

Und die «Kollegin» genießt nun auch die kleinen Freuden im Unterricht, die so erheiternd wirken und zugleich zurückführen in die Welt der Kinder:

Besser als eine lange theoretische Erörterung zeigt ein lustiger Ausspruch, wie subjektiv Schüleraussagen zuweilen sind, so, wenn eine Kandidatin auf die Frage «Weshalb gefällt euch dies Gedicht?» die Antwort erhält: «Es ist kurz; wir müssen nicht viel lernen.» – Mißverständnisse legen dar, wie beschränkt Wortschatz, Vorstellungen und begriffliches Denken sind: Ein Märchen soll illustriert werden. Staunend stellt die Kandidatin fest, daß der erlöste Märchenprinz auf einer Zeichnung als Hund (genannt Prinz) erscheint. – «Mer göhnd jetz en Schritt wyter», sagt eine andere im Verlaufe einer Rechenlektion, worauf die ganze an der Wandtafel versammelte erste Klasse ernsthaft einen Schritt vorwärts tut und weiterer Dinge harrend aufmerkt. – Eine Ahnung von den Fährnissen auf dem Wege zur Rechtschreibung bekommt jene, die das hübsche Wort «Bäus» als «Be eus», «bei uns» enträtselt.

Über ihren Dorfschuldienst schreiben die Seminaristinnen einen Bericht, den sie frei gestalten. Viele wählen die Form eines Tagebuches, andere berichten über selbstgewählte Themen wie «Das Schulhaus», «Stadtkind—Landkind», «Vor- und Nachteile einer Mehrklassenschule», «Lob und Tadel – Belohnung und Strafe», «Schulgebet und Religionsunterricht», «Hausaufgaben», «Schwierige Kinder», «Schwache Schüler», «Noten», «Pausen» usw. Immer wieder ist beim Lesen der Berichte deutlich zu spüren, wie die Seminaristinnen beeindruckt sind von pädagogischen, psychologischen Problemen. Die Kinder, ihr Leben, ihr Verhalten, ihre Umwelt stehen im Mittelpunkt. Alles Methodische, Unterrichtswege und -ziele, bleibt

ein wenig an den Rand gerückt. Wir verlangen aber doch, daß die Seminaristinnen sich in ihren Berichten auch darüber äußern.

Die einzelnen Berichte sind sehr unterschiedlich. Besser vielleicht als manch andere Arbeit geben sie uns Aufschluß über die Seminaristin, über Gesinnung und Eignung zum Beruf. Gelegentlich – allerdings selten – lesen wir Berichte, die eine ungünstige Prognose geradezu herausfordern; dann aber wieder lesen wir Berichte, die in beglückender Weise Aufgeschlossenheit, Bereitschaft und geistige Reife bestätigen.

Die Erfahrungen des Dorfschuldienstes erweisen sich in der weitem Ausbildung als wertvoll. Methodikunterricht und lehrpraktische Tätigkeit erfahren durch die gewonnenen Erkenntnisse eine gemeinsame Bereicherung, die sie in engere Beziehung zueinander rückt.

Nach dem Dorfschuldienst beurteilen die Lehrer die Arbeit der Seminaristinnen, und zwar im allgemeinen recht positiv. Wohl bedingt durch das Frageschema, das sich übrigens als nicht eben günstig erwiesen hat, werden die meisten Kandidatinnen als gewissenhaft, fleißig, geistig beweglich, anständig bei Vorbereitungsarbeiten, interessiert für schulorganisatorische Fragen befunden. Die erzieherische Haltung den Kindern gegenüber wird als gut bezeichnet. In der Lehrtätigkeit im allgemeinen und in der Bewältigung besonderer Unterrichtsaufgaben wird methodisches Geschick und Eignung zum Beruf festgestellt. Sehr oft lesen wir von anfänglicher Befangenheit und davon, wie es «von Tag zu Tag besser ging, so daß nach vierzehn Tagen eine in jeder Beziehung einwandfreie Arbeit geleistet wurde». Erfreut erfahren wir, daß sich die Kandidatinnen dankbar erzeigen für Ratschläge, daß sie mit frohem Ernst unterrichten, sich gewissenhaft vorbereiten und von den Schülern gründliche und exakte Arbeiten verlangen und daß sie, wo es nötig ist, es an einer energischen Zurechtweisung nicht fehlen lassen.

Seltener ist die negative Kritik, doch finden sich immer wieder vor allem die nachstehenden Einwände, die aus den Berichten der letzten fünf Jahre zusammengestellt sind:

a) Es fehlt an der nötigen Straffheit und Strenge und an der nötigen Distanz, was zu disziplinarischen Schwierigkeiten führt. Zu viel Güte wird von den Kindern mißbraucht.

b) Die Führung der mehrklassigen Schule bereitet viel Mühe. – Hier wäre allerdings beizufügen, daß das Seminar nicht geben kann, was erst Übung und Erfahrung in der Praxis bringen werden.

c) Oft gerügt wird – was natürlich auch am Seminar schon geschehen ist –, daß die Veranschaulichung fehlt und daß der Aufbau vor allem der Rechenlektionen an der Unterstufe mangelhaft ist.

d) Zu Bedenken Anlaß geben Bemerkungen wie diese: Die Kandidatin kann sich nicht in die Vorstellungswelt des Kindes einfühlen. Es wird zu viel doziert. Der Unterricht ist zu abstrakt. Es fehlt die persönliche Gestaltung des Stoffes.

e) Zwei vereinzelte Bemerkungen seien hier auch eingefügt: Die Kinder interessieren die Kandidatin mehr als Objekte ihres Unterricht als an und für sich. – Einmal nicht mehr vom Unterrichten absorbiert wird die Kandidatin auch den Weg zum Menschen im Schüler finden.

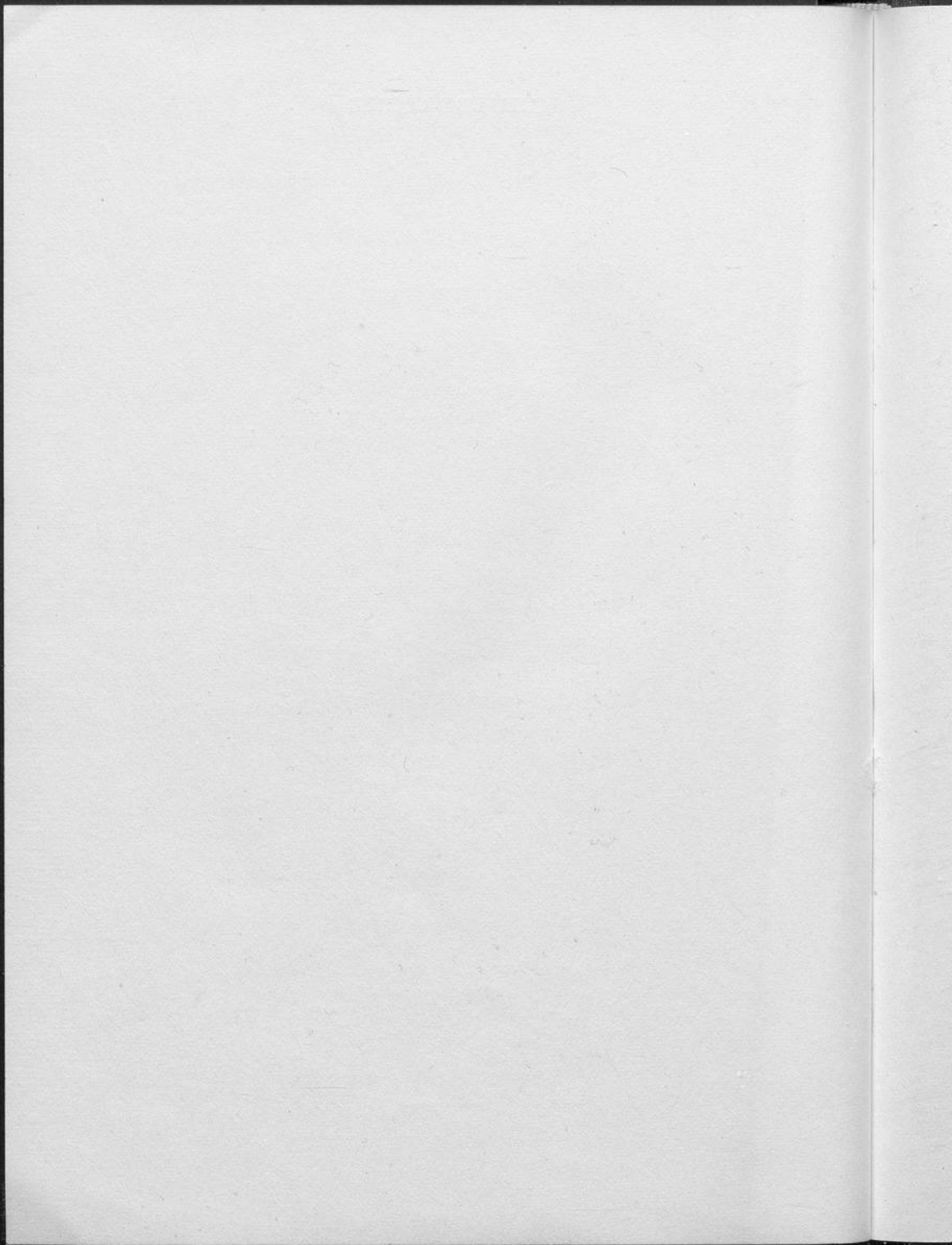
f) Schlimm ist es, wenn festgestellt wird: Es fehlt an Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Einsatzwillen. – Die Kandidatin ist 'ungeschickt, schwerfällig, nicht begeisterungsfähig. – Es ist keine Begabung für den Lehrberuf festzustellen.

Solch scharfe Urteile sind glücklicherweise sehr selten, und sie betreffen meist Kandidatinnen, die seinerzeit ins Seminar eingetreten sind lediglich mit der Absicht, sich eine Mittelschulbildung anzueignen, Kandidatinnen, die auch beim Einsetzen der lehrpraktischen Ausbildung nie ein Interesse für den Lehrberuf empfunden haben.

Erfreulich ist in allen Fällen die positive Einstellung der Lehrer zum Dorfschuldienst an sich. Allerdings wird von den Lehrern und auch von den Seminaristinnen immer wieder betont, daß zwei Wochen zu wenig seien.

Wir lesen weiter in den Berichten der Lehrer: Die vierzehn Tage waren mir keine Last, sie waren mir Freude und Miterleben. – Es war eine schöne Zeit, denn auch ich habe wiederum vieles lernen dürfen. – Die junge Lehrerin ersetzte durch Begeisterung, was die erfahrene ihr an Routine voraus hat. – Diese zwei Wochen waren für mich mindestens ebenso wertvoll wie für die Praktikantin. Seine Klassen einmal in andern Händen und von hinten zu beobachten ist nützlich. Eigene Fehler und etwas ausgefahrene Geleise werden offensichtlich, und dafür kann man nur dankbar sein. So kann der Dorfschuldienst für beide Teile fruchtbringend werden.

SCHULBERICHT



a) Aufsichtsbehörden

a. Seminarkommission

1. Herr Erziehungsdirektor E. Schwarz, Präsident
2. Herr Pfarrer E. Haffter, Aarau *
3. Herr A. Hort, Rektor, Frick
4. Herr Dr. med. J. Renz, Sins
5. Herr Prof. V. Steiger, Aarau
6. Herr Dr. E. Zimmerlin, Stadtammann, Aarau *
7. Fr. L. Hitz, Bezirkslehrerin, Baden
8. Fr. R. Staub, Lehrerin, Zofingen
9. Herr O. Raas, Stadtrat, Aarau *

* Vom Stadtrat Aarau gewählt

b. Inspektor und Prüfungsexperte für Gesang und Instrumentalmusik

Herr Musikdirektor E. Obrist, Zofingen

c. Patentprüfungskommission

1. Herr Erziehungsrat Th. Ender, Muri
2. Herr Prof. V. Steiger, Aarau
3. Herr F. Müller, Bezirkslehrer, Baden

b) Lehrerschaft

Hauptlehrer:

Herr Dr. K. Baeschlin, Direktor (seit 1932): Naturwissenschaften
Herr E. Burger (seit 1943): Turnen, Naturwissenschaften, Mathematik
Herr Dr. W. Gilomen, Stellvertreter des Direktors (seit 1937): Französisch, Englisch
Herr L. Jost (seit 1955): Deutsch, Englisch, Erziehungslehre
Herr Dr. P. Kamm (seit 1943): Deutsch, Pädagogik, Erziehungslehre, Religionslehre
Herr H. Leuenberger (seit 1936): Gesang, Klavierspiel
Herr E. Locher (seit 1945): Gesang, Klavierspiel
Herr M. Schibli (seit 1944): Methodik und Lehrübungen, Lehrer der obern Übungsschule

Herr Dr. Ch. Tschopp (seit 1936): Mathematik, Geographie
Frl. Dr. L. Wirth (seit 1936): Französisch, Italienisch
Frl. G. Wyß (seit 1947): Methodik und Lehrübungen, Lehrerin der untern Übungsschule
Herr Dr. R. Zschokke (seit 1952): Deutsch, Geschichte, Latein, Kunstgeschichte

Hilfslehrer:

Frau C. Bachmann (seit 1935): Hauswirtschaftslehre
Frl. M. Bachofen (seit 1943): Stenographie
Frl. R. Bachofen (seit 1949): Stenographie
Herr G. Benz (seit 1955): Naturwissenschaften
Herr H. Frei (seit 1954): Geschichte, Geographie
Herr E. Gerber (seit 1955): Klavier- und Orgelspiel
Herr E. Guignard (seit 1950): Cello-Unterricht
Herr R. Guignard (seit 1942): Zeichnen
Herr Dr. A. Krättli (seit 1952): Geschichte, Heimatkunde
Herr E. Kuhn (seit 1943): Schreiben
Frl. A. Mühlberg (seit 1952): Turnen
Herr F. Oelhafen (seit 1955): Mathematik, Naturwissenschaften
Frau Dr. L. Ramser-Wehrli (seit 1954): Italienisch
Herr M. Rüegg (seit 1949): Violinspiel
Frl. Dr. R. Schmid, Aktuarin, Bibliothekarin (seit 1948): Deutsch, Französisch
Herr W. Siegrist (seit 1954): Violinspiel
Frau Dr. med. A. Suter (seit 1953): Schulärztin, Hygiene
Herr Dr. jur. H. Trautweiler, Fürsprech (seit 1953): Rechtslehre
Frl. O. Zumbunn (seit 1936): Weißnähen
Herr J. Zürn (seit 1951): Violinspiel und Orchesterstunde

Religionslehrer der Landeskirchen:

Herr Pfr. A. Helbling (römisch-katholisch)
Herr Pfr. Dr. theol. R. Ley (reformiert)

Lehrer der Übungsklassen:

Herr Th. Elsasser, Aarau (seit 1951)
Herr W. Fischer, Suhr (seit 1953)
Frl. D. Joho, Aarau (seit 1954)
Frl. M. Matter, Aarau (seit 1950)
Herr H. Rossi, Buchs (seit 1950)

Sekretärin:

Frl. I. Hohler (seit 1955)

Mit dem Schuljahr 1954/55 ist Herr Dr. K. Speidel als Lehrer und Schulleiter von seinen Ämtern zurückgetreten. Er wurde im Jahre 1927, anschließend an seine Tätigkeit als Bezirkslehrer in Baden, an das Seminar gewählt. 1930 übernahm er als Nachfolger von Frl. A. Blattner die Leitung der Schule. Während 25 Jahren hat er als Rektor und später als Direktor die Geschicke

des Seminars und der Töchterschule in vorbildlicher Art geleitet. Als Lehrer unterrichtete er in den Fächern Deutsch, Geschichte und Latein, vor der Parallelisierung der Seminarklassen auch in Heimatkunde an der Töchterschule. Durch die ihm eigene Unterrichtsgestaltung förderte er die Urteilskraft seiner Schülerinnen und vertiefte ein gewähltes Thema so weit, als dies im Mittelschulunterricht möglich ist, wobei er mit Vorliebe auch sprachwissenschaftliche Betrachtungen einflocht. Im Deutschunterricht pflegte Dr. Speidel die Dichtung mit großer Sorgfalt, und er verstand es, die sprachlichen Feinheiten eines Werkes den Schülerinnen nahe zu bringen. Besonders seine Deutschklassen sind ihm auch nach der Patentierung in Dankbarkeit verbunden geblieben.

Mit seiner Amtsführung sind mannigfache Änderungen in der Organisation der Schule verbunden. Das Jahr 1935 brachte die Aufhebung des sogenannten Instituts und die Angliederung der Töchterschule an das Seminar. Diese hat unter seiner Leitung eine sichere Grundlage erhalten. Seit Jahren war es Dr. Speidel auch ein Anliegen, für die Schule den Wunsch nach einem eigenen Haus zu verwirklichen. 1938 reichte die Lehrerschaft ihr erstes Raumprogramm ein, aber erst im Jahre 1953 konnte mit dem Bau begonnen werden. Leider war es dem scheidenden Direktor nicht mehr vergönnt, während seiner Amtszeit in das neue Haus einzuziehen. Lehrerschaft und Schülerinnen wissen Herrn Dr. Speidel Dank für sein unermüdliches Wirken auf dieses Ziel hin.

Jede Schulleitung bringt auch eine nie abbrechende Folge von Kleinarbeit mit sich. Das Studium der Jahresberichte der vergangenen zweieinhalb Jahrzehnte zeigt mit aller Deutlichkeit, in welchem Maße Dr. Speidel seine Arbeitskraft für die Schule eingesetzt hat, und wie die Arbeitslast mit jeder organisatorischen Neuerung (zum Beispiel der Einführung des Dorfschuldienstes), mit der Vergrößerung der Schule und vor allem auch mit der Erstellung eines Neubaus in einem fast nicht mehr zu bewältigenden Maße angestiegen war. Mit Geschick und Beharrlichkeit trat Dr. Speidel auch für die von ihm und von der Lehrerschaft geplante Reform der Lehrerbildung ein, und nach Genehmigung des Dekretes durch die Behörden brachte die Bearbeitung des Lehrplanes erneut eine zusätzliche Arbeit.

Herr Erziehungsdirektor E. Schwarz hatte anlässlich der Schlußfeier vom 2. April 1955 dem scheidenden Direktor den Dank der Behörden und insbesondere der Erziehungsdirektion für sein erfolgreiches Wirken ausgesprochen. Der Geehrte selber wandte sich in meisterhafter Weise ein letztes Mal als Schulleiter an Lehrerschaft und Schülerinnen und bekundete damit seine Anhänglichkeit an seine Schule. Die Lehrerschaft weiß Herrn Dr. Speidel

Dank für seine aufopfernde und für die Schule so erfolgreiche Tätigkeit. Sie hofft, ihm recht oft als gern gesehenen Gast im neuen Schulhaus zu begegnen.

Der Regierungsrat hat Herrn Dr. W. Gilomen zum Stellvertreter des Direktors ernannt.

Mit Beginn des Schuljahres 1955/56 traten Herr L. Jost als Hauptlehrer für Deutsch, Englisch, Erziehungslehre und Herr E. Gerber als Hilfslehrer für Klavier- und Orgelspiel in den Lehrkörper ein. Die für den naturkundlichen Unterricht notwendigen Hilfslehrerstellen übernahmen die Herren G. Benz und F. Oelhafen. Herr Benz hat sich entschlossen, die Stelle eines Forschungsassistenten bei Prof. Dr. F. Lehmann, Vorsteher des Zoologischen Instituts der Universität Bern, zu übernehmen. Er verläßt damit unsere Schule wieder auf Ende des Berichtsjahres, und wir sind ihm für die geleisteten guten Dienste zu Dank verpflichtet.

Folgende Lehrer hatten während des Schuljahres Militärdienst zu leisten: Dr. P. Kamm vom 29. April bis 14. Mai 1955 und vom 13. bis 28. Januar 1956. L. Jost vom 12. September bis 1. Oktober 1955; Stellvertreter: Herr Dr. E. Barth, Mülligen. G. Benz vom 3. bis 8. Oktober 1955.

Am 1. September 1955 hat Fräulein Irma Hohler das Amt einer Sekretärin unserer Schule übernommen.

c) Schülerinnen

Auf den Namen folgen Geburtsdatum der Schülerin,
Heimat- und Wohnort der Eltern

Seminar

Klasse Ia

1. Baumann Dora	22. 10. 39	Schafisheim, Aarau
2. Blattner Ruth	5. 8. 39	Küttigen, Rombach
3. Eichenberger Gertrud	25. 11. 39	Beinwil am See
4. Erb Christine *	30. 5. 38	Winterthur, Aarau
5. Hadorn Hermine	21. 9. 39	Toffen, Suhr
6. Horisberger Ruth	12. 3. 39	Auswil, Effingen
7. Huber Ruth	30. 5. 39	Hermetschwil, Berikon
8. Jenny Paula	24. 3. 39	Schwändi, Schöftland
9. Meier Rosa	15. 1. 39	Schneisingen
10. Merz Annemarie	26. 9. 39	Menziken, Leimbach
11. Muntwyler Beatrice	23. 3. 39	Spreitenbach

12. Sandmeier Gertrud	20. 4. 39	Gränichen, Kölliken
13. Schenk Silvia	27. 2. 39	Oberbüren, Leimbach
14. Siegrist Annelis	19. 7. 39	Fahrwangen
15. Stöckli Rosa	27. 1. 39	Muri, Suhr
16. Sutter Ursula	24. 7. 39	Arboldswil, Bremgarten
17. Thut Heidi	17. 9. 39	Seengen, Klingnau
18. Vogler Maria Elisabeth	29. 8. 39	Gränichen, Aarau
19. Widmer Margrit	20. 3. 39	Gränichen, Aarburg
20. Wildi Elisabeth	24. 5. 39	Schafisheim, Staufen
21. Zschokke Ruth	7. 9. 39	Aarau, Gontenschwil und Malans, Aarau

* Im Laufe des 2. Quartals eingetreten

Klasse Ib

1. Baumann Rita	6. 1. 39	Stilli
2. Bircher Erna	20. 2. 38	Küttigen, Aarau
3. Blanchard Danielle	10. 4. 39	Malleray, Menziken
4. Bürki Hanna	18. 6. 39	Linden, Visp
5. Doppler Agatha	24. 3. 39	Stallikon, Baden
6. Fischer Annemarie	4. 8. 39	Rümikon, Möhlin
7. Gerber Erika	13. 7. 39	Langnau i. E., Ennetbaden
8. Girsberger Marianne	1. 3. 39	Unter-Stammheim, Aarau
9. Häusler Elisabeth	24. 6. 39	Henschiken, Wohlenschwil
10. Humm Hanna	3. 11. 39	Kirchleerau
11. Kaufmann Katharina	13. 2. 39	Gränichen
12. Killer Annemarie	13. 4. 39	Baden
13. Langenegger Rosmarie	28. 11. 38	Gais, Schloßrued
14. Lendenmann Margrit*	16. 9. 39	Grub (App.), Neuenhof
15. Merz Lilly	12. 8. 39	Beinwil am See, Aesch
16. Oertle Esther	27. 8. 38	Teufen, Wettingen
17. Rosen Sylvia	18. 5. 39	Bern, Zofingen
18. Rütthy Lisbeth	23. 2. 39	Schönenwerd, Zofingen
19. Welti Ingeborg	7. 3. 39	Oberfrick, Leuggern
20. Zaffaroni Yolanda	20. 2. 39	Bußnang, Kölliken

* Im Laufe des 3. Quartals ausgetreten

Klasse IIa

1. Andermatt Nelly	14. 2. 38	Merenschwand, Auw
2. Bolliger Hedwig	10. 1. 37	Gontenschwil, Reinach
3. Brunner Erika	18. 3. 37	Schmiedrued, Wohlen
4. Bühler Margrit	9. 9. 37	Rothrist, Zofingen
5. Fischer Ruth	5. 4. 37	Meisterschwanden, Ennetbaden
6. Frey Anna Margrit	17. 6. 38	Schöftland
7. Gammeter Ruth	16. 4. 37	Lützelflüh, Oftringen
8. Gloor Theresia	28. 5. 38	Seon, Staufen

9. Graf Rosmarie	23. 4. 38	Küttigen, Menziken
10. Haller Ursula	24. 12. 38	Gontenschwil, Menziken
11. Huggenberger Erna	27. 2. 37	Boniswil, Thalheim
12. Kistler Margareta	16. 3. 38	Reichenburg, Turgi
13. Laube Edith	16. 3. 38	Böbikon, Würenlingen
14. Ledermann Ida	27. 3. 38	Lauperswil, Sarmenstorf
15. Meng Helene	11. 8. 38	Frick, Brugg
16. Peterhans Adelheid	31. 1. 38	Fislisbach, Sins
17. Schmid Gertrud	26. 9. 38	Erlinsbach, Seon
18. Schryber Regula	25. 7. 37	Werthenstein, Wettingen
19. Siegrist Maya	21. 1. 38	Vordemwald, Brittnau
20. Weber Verena	27. 8. 38	Riedholz, Niedergösgen
21. Wertli Elisabeth	15. 4. 38	Zufikon, Aarau
22. Wespi Ruth	24. 4. 38	Ossingen und Schönenberg, Suhr

Klasse IIb

1. Ammann Gertrud	7. 12. 37	Aarau und Menziken, Aarau
2. Dasen Ida	25. 1. 38	Täuffelen, Wettingen
3. Gastpar Beatrice	28. 6. 37	Basel und Zürich, Möhlin
4. Heimgartner Hildegund	1. 3. 38	Fislisbach, Bremgarten
5. Honegger Claire*	7. 1. 37	Wald, Wettingen
6. Knecht Annemarie	3. 6. 38	Schwaderloch, Döttingen
7. Märchy Helene	18. 7. 38	Baden und Steinerberg, Aarau
8. Mattenberger Susanna	20. 11. 38	Birr, Fahrwangen
9. Meier Elisabeth	7. 4. 38	Würenlingen
10. Mösch Gertrud	17. 8. 38	Aarau und Frick, Aarau
11. Muischneek Charlotte	11. 7. 37	Mellingen, Baden
12. Saladin Victoria	16. 4. 38	Nuglar, Nußbaumen
13. Scherer Antonia	11. 5. 38	Obersiggenthal, Zurzach
14. Schläpfer Yvonne	4. 7. 38	Amriswil, Zurzach
15. Seitz Renate	29. 5. 37	Bremgarten
16. Spörri Yvonne	8. 12. 37	Reichenburg, Suhr
17. Suter Gertrud	2. 2. 38	Gränichen
18. Twerenbold Margrit	18. 1. 37	Hünenberg, Ennetbaden
19. Widmer Hanna**	2. 9. 38	Gränichen und Brittnau, Gränichen
20. Wylennann Magdalena	13. 7. 37	Wildberg, Ennetbaden

* Im Laufe des 3. Quartals eingetreten

** Im Laufe des 1. Quartals ausgetreten

Klasse IIIa

1. Bachmann Ursula	9. 8. 36	Zofingen, Oftringen
2. Eberhart Annemarie	2. 1. 37	Grafenried, Wettingen
3. Eichenberger Marie-Lousie	28. 9. 37	Beinwil am See
4. Fischer Maria	24. 2. 36	Kaiserstuhl, Wallbach

5. Girod Marylène	3. 11. 37	Champroz, Baden
6. Haberstich Adelheid	27. 1. 37	Oberentfelden, Aarau
7. Holliger Adelheid	10. 9. 37	Boniswil, Suhr
8. Küng Heidi	19. 5. 37	Dietwil, Suhr
9. Leuppi Hedwig	23. 3. 37	Villmergen
10. Nyffeler Annemarie	5. 8. 37	Huttwil, Wettingen
11. Rolaz Christiane	8. 12. 37	Gilly, Zurzach
12. Ruffli Doris	16. 6. 37	Seengen, Buchs
13. Schneider Verena	7. 1. 37	Würenlingen, Zofingen
14. Steinacher Ruth	1. 8. 37	Gansingen
15. Wertli Annemarie	13. 11. 36	Zufikon, Aarau
16. Zulauf Johanna	21. 5. 37	Aarau und Schinznach-Dorf, Aarau
17. Züst Irene	11. 4. 37	Wolfhalden, Zofingen

Klasse IIIb

1. Brüngger Margrit	21. 12. 37	Lenzburg
2. Erni Irma	15. 3. 37	Würenlingen, Turgi
3. Flury Magdalena	24. 5. 37	Kleinlützel, Aarau
4. Hoffmann Sabine	10. 12. 37	Aarau und Zell (ZH), Aarau
5. Karrer Margrit	15. 3. 37	Teufenthal, Suhr
6. Lanz Dora	2. 5. 37	Rohrbach, Buchs
7. Laube Liselotte*	3. 2. 37	Böbikon, Unterkulm
8. Leuthardt Inayette	14. 6. 37	Arlesheim, Unterkulm
9. Lüscher Lilli	31. 12. 35	Moosleerau, Augst
10. Meyer Antoinette	5. 3. 37	Langenthal, Aarau
11. Schmid Therese	30. 10. 37	Wittnau, Zofingen
12. Schuhmacher Denise	22. 7. 37	Basel, Florenz
13. Siegrist Antoinette	7. 8. 37	Vordemwald, Zofingen
14. Stammeler Ruth	9. 3. 37	Herisau, Windisch
15. Suter Hedwig	7. 2. 37	Freienwil
16. Thut Erika	3. 5. 37	Seengen, Lenzburg

* Ende des 1. Quartals ausgetreten

Klasse IV (z. T. IVa und IVb*)

1. Birchmeier Rosmarie	22. 9. 36	Würenlingen
2. Brenneisen Sonja	18. 8. 35	Basel, Aarau
3. Brogli Monika	11. 9. 36	Etzgen
4. Eichenberger Marlene	24. 5. 36	Birr, Brugg
5. Fischer Annelies*	28. 4. 36	Stetten
6. Fischer Margrit*	11. 8. 36	Rümikon und Baden, Baden
7. Forter Marlies*	28. 1. 36	Marbach, Ennetbaden
8. Gaberthüel Erika*	6. 3. 36	Oftringen
9. Gerber Sonja*	7. 6. 36	Oberlangenegg, Zofingen
10. Gerhard Elisabeth*	13. 1. 37	Brittnau und Zürich, Aarau

11. Hanselmann Rosmarie*	27. 11. 36	Sennwald, Lenzburg
12. Hofer Dorothea*	7. 12. 36	Rothrist, Teufenthal
13. Hunziker Lisbeth	20. 11. 36	Kirchleerau
14. Hunziker Margrit	4. 3. 36	Oberkulm, Rombach
15. John Sonja*	5. 1. 36	Eiken
16. John Verena**	31. 1. 32	Eiken
17. Kaufmann Ruth	29. 2. 36	Gränichen
18. Koller Christine*	31. 1. 35	Othmarsingen, Aarau
19. Locher Sylvia	26. 3. 36	Aarau und Ems, Brittnau
20. Rohr Ruth*	16. 12. 36	Hunzenschwil, Oberentfelden
21. Schmid Annemarie	25. 12. 36	Zurzach, Etzgen
22. Schmid Armella	25. 1. 35	Zeihen, Wohlen
23. Schmid Käthe*	25. 11. 36	Bern, Aristau
24. Strebel Léonie	29. 2. 36	Buttwil, Muri
25. Vogelbacher Marlis	13. 12. 36	Leuggern, Neuenhof
26. Wunderlin Marianne	31. 10. 36	Mumpf, Rapperswil
27. Zimmermann Gertrud	27. 1. 36	Döttingen, Rekingen

Jahreskurs

28. Bichsel Käthe*	2. 7. 35	Lützelfüh, Zofingen
29. Jungi Marianne*	17. 11. 35	Wohlern, Aarau
30. Meyer Dorothee*	17. 3. 35	Frauenfeld, Würenlos
31. Müller Lotte*	24. 5. 35	Stein am Rhein, Würenlos
32. Schmidli Hildegard*	26. 1. 35	Dottikon, Wohlen

** Im Laufe des 3. Quartals eingetreten

Töcherschule

1. Klasse

1. Baeschlin Brigitte	14. 4. 39	Schaffhausen, Aarau
2. Baumann Lisbeth	26. 11. 37	Attelwil, Schönenwerd
3. Bolliger Isidé	11. 11. 38	Küttigen, Niederlenz
4. Erismann Regine	14. 5. 39	Gontenschwil, Seengen
5. Ernst Gertrud	11. 4. 39	Basel, Reinach
6. Fasler Esther	22. 3. 39	Densbüren
7. Frischknecht Gertrud	23. 11. 39	Schwellbrunn, Gränichen
8. Grob Silvia	14. 10. 38	Winznau
9. Haller Liselotte	1. 8. 39	Gontenschwil, Sarmenstorf
10. Hirzel Viviane	15. 7. 38	Zürich und Lenzburg, Lenzburg
11. Hochstraßer Margrit	3. 7. 39	Winterthur, Brugg
12. Hofmann Verena	21. 3. 39	Unterkulm, Oberkulm
13. Humbel Regine	8. 8. 39	Stetten, Villmergen
14. Käser Elsbeth	12. 3. 39	Oberflachs

15. Nil Therese	8. 5. 39	Loveresse, Aarau
16. Schmid Yolanda	5. 6. 39	Zeihen, Wohlen
17. Sieber Therese	23. 2. 39	Büren, Brugg
18. Staubli Stefanie	12. 5. 39	Aristau, Oberlunkhofen
19. Stirnemann Elisabeth	23. 11. 39	Gränichen
20. Tschamper Irène	31. 12. 39	Strengelbach, Aarau
21. Tobler Gisela	29. 3. 39	St. Gallen, Wohlen
22. Willener Gertrud	7. 10. 38	Sigriswil, Lenzburg
23. Wullschleger Gertrud	20. 6. 39	Rothrist, Aarau

2. Klasse

1. Bichsel Lotte	9. 6. 37	Lützelflüh, Zofingen
2. Blattner Therese	26. 9. 38	Küttigen
3. Byland Elisabeth	21. 11. 37	Othmarsingen, Suhr
4. Füglistler Rosa	15. 8. 38	Obersiggenthal, Spreitenbach
5. Gautschi Elsbeth	29. 6. 38	Reinach, Lenzburg
6. Habegger Erika	21. 7. 38	Trub, Mägenwil
7. Haller Rosmarie	29. 11. 38	Gontenschwil, Brugg
8. Hediger Lisa	24. 10. 38	Reinach
9. Hochuli Erna	16. 9. 38	Reitnau, Unterefelden
10. Hofer Erika	3. 6. 38	Rothrist, Dintikon
11. Holliger Therese	12. 10. 38	Oberentfelden
12. Kappeler Dorothea	13. 1. 37	Dielsdorf, Aarau
13. Karcher Adelheid	11. 11. 37	Aarau
14. Kasper Marie	14. 10. 37	Zetzwil, Moosleerau
15. Küng Ida	12. 5. 38	Aristau, Althäusern
16. Lindenmann Grete	12. 1. 38	Fahrwangen
17. Menth Therese	3. 1. 38	Solothurn, Welschenrohr
18. Notter Rita	26. 12. 38	Boswil
19. Probst Margrit	12. 11. 38	Tschugg, Seengen
20. Von der Mühl Elisabeth	3. 4. 38	Basel, Brugg
21. Welti Anna	13. 12. 37	Berikon
22. Wilhelm Elsa	30. 1. 38	Safenwil

Zahl der Schülerinnen

	Seminar	Töchterschule	Total
Am Anfang des Schuljahres	145	45	190
Am Ende des Schuljahres	145	45	190

Konfessionen

Reformiert	Römisch-katholisch
137	53

Besuch der fakultativen Fächer

Seminar

Englisch	100
Italienisch	53
Latein	29
Religionslehre	42
Kunstgeschichte	22
Einzelhalbstunde in Instrumentalunterricht . . .	74
Zweites Instrument	28
Stenographie	20

Töcherschule

Englisch	31
Italienisch	25
Zeichnen	31
Weißnähen	40
Klavier	16
Violine	4
Cello	1
Einzelhalbstunde in Instrumentalunterricht . . .	7
Stenographie	21

Schülerzahl der Übungsschule

	Anfang 1955/56	Ende 1955/56
Untere Abteilung (1. und 2. Klasse)	30	27
Obere Abteilung (3. und 5. Klasse)	34	34

d) Prüfungen

Patentprüfung 1956

- 5.— 7. März: Schriftliche Prüfung
- 8. u. 9. März: Gesang, Instrumentalmusik und Turnen
- 15.—17. März: Lehrproben
- 26.—28. März: Mündliche Prüfung

Prüfungsfreie Fächer:

- IVa: Geographie, Biologie, Chemie, Turnen
- IVb: Geschichte, Biologie, Physik, Musik

Der Patentprüfung unterzogen sich 32 Kandidatinnen des Seminars Aarau und 1 Kandidatin des Seminars Menzingen.

Schlußprüfung der Töchterschule 1956

20. März: Schriftliche Prüfung
28. März: Mündliche Prüfung
Prüfungsfächer: Deutsch, Heimatkunde, Mathematik

Die 22 Schülerinnen der 2. Klasse Töchterschule haben folgende Berufsziele:
Hauswirtschaftslehrerinnen 12, Säuglingsschwester 1, Buchhändlerin 1,
Laborantin 1, Soziale Frauenschule 1, Handelsschule Zürich 1, Lehre-
rinnenseminar evtl. 2, unbestimmt 3.

Aufnahmeprüfung für Seminar und Töchterschule

27. und 28. Februar: Schriftliche Prüfung für beide Abteilungen
12. und 13. März: Mündliche Prüfung, Seminar
13. März: Mündliche Prüfung, Töchterschule

Zur Aufnahmeprüfung in die I. Klasse Seminar meldeten sich 70, zu derjenigen in die
1. Klasse Töchterschule 29 Kandidatinnen. Nach Abschluß der mündlichen Prüfung
konnten 36 Schülerinnen ins Seminar und 19 in die Töchterschule aufgenommen wer-
den. Für die oberen Seminarklassen bestanden 2 Schülerinnen die Aufnahmeprüfung.
Nachträgliche Aufnahmeprüfungen zu Beginn des Schuljahres 1956/57 dürften noch
einige Änderungen bringen.

e) Veranstaltungen verschiedener Art

Maiwanderung: 5. Mai 1955.

Mit Postauto nach der Staffelegg. Wanderung über Bäckerjoch-Wasserfluh-Egg-
Aarau. Leitung: Dr. Ch. Tschopp.

Schulreisen für Seminar und Töchterschule: 22. bis 24. August 1955.

Seminar:

Ia (Dr. W. Gilomen): Bern-Brig-Riederalp*-Eggishorn-Riederalp*-Brig-Schloß
Chillon-Lausanne.

Ib (H. Frei): Interlaken-Kleine Scheidegg*-Jungfraujoch-Grindelwald*-Brünig-
Luzern.

IIa (Dr. R. Zschokke): Interlaken-Mürren-Suppenalp*-Schilthorn-Suppenalp*-
Stechelberg-Interlaken-Brünig-Luzern.

IIb (Dr. K. Baeschlin): Sierre-Zinal*-Tracuit-Hütte-Zinal*-Lausanne.

IIIa und IIIb (E. Burger und E. Locher): Lauterbrunnen-Ober-Steinberg*-Mutt-
hornhütte*-Petersgrat-Fafleralp-Goppenstein.

IV und Jahreskurs (Dr. P. Kamm): Morteratsch-Bovallhütte*-Diavolezza-St. Moritz
-Maloja*-Soglio-Lugano.

Töcherschule:

1. (L. Jost): Kandersteg–Gemmi–Leukerbad*–Leuk–Gletsch–Grimsel–Brienz*–Brienzerrothorn–Brünig–Luzern.

2. (R. Guignard): Brig–Riederalp–Hotel Jungfrau*–Eggishorn–Hotel Jungfrau*–Fiesch–Spiez–Luzern.

Unterkunftsorte mit * bezeichnet.

Schulreisen der Übungsschule:

1. bis 2. Klasse (G. Wyß): Stafflegg–Gislifluh–Biberstein (23. August 1955).

3. Klasse (M. Schibli): Homberg–Hallwilersee (25. August 1955).

5. Klasse (M. Schibli): Tierpark Arth Goldau–Rütli–Tellsplatte–Luzern (23. August 1955).

Herbstwanderung: 4. Oktober 1955

Fahrt nach Boniswil und Besuch der alten Kirche. Wanderung in zwei Gruppen auf den Lindenberg und zurück nach Muri. Besichtigung der Klosterkirche. Leitung: Dr. Ch. Tschopp.

Skiwoche: 30. Januar bis 4. Februar 1956.

Skikurs auf dem Stoos, obligatorisch für die Klassen I und II des Seminars. Leitung: E. Burger. Instruktoren: Frl. A. Mühlberg, Frl. A. Rothenfluh, L. Jost, E. Locher, G. Benz, R. Burger, Dr. Weber, F. Brühlmann, E. Noser. Schulärztlicher Dienst: Frau Dr. med. A. Suter.

Skilager in Braunwald, fakultativ für die Klassen III des Seminars. Leitung: Dr. W. Gilomen. Instruktor: Dr. P. Kamm. Küche: Frl. Nelly Sommerhalder und Frl. Zürcher.

Skilager in Bevers, fakultativ für die Klassen IV des Seminars und 1 und 2 der Töcherschule. Leitung: Dr. K. Baeschlin. Instruktoren: J. Affolter und W. Frey. Für Schlittschuhlaufen: Frl. Dr. L. Wirth. Küche: Frl. R. Hinden und Frl. A. Kaufmann.

Vom Dienstag der Skiwoche an setzte ein starker Temperaturfall ein, welcher wohl gutes Wetter, gleichzeitig aber eine sibirische Kälte brachte.

Für die, nicht am Skilager teilnehmenden Schülerinnen wurde eine Unterrichtswoche mit besonderem Stundenplan durchgeführt. Folgende Lehrkräfte waren daran beteiligt: Frl. Dr. Schmid, Frau Bachmann, Frl. G. Wyß, Frl. Zumbrunn, Dr. Tschopp, Dr. Zschokke, H. Leuenberger, M. Schibli, R. Guignard, H. Frei, Dr. Krättli, F. Oelhafen.

Veranstaltungen anlässlich des Umzuges in das neue Schulhaus und der Einweihungsfeierlichkeiten

6. Juli 1955: Hausfest als Abschluß der «Züglete». Dr. Zschokke hatte mit den Klassen Produktionen vorbereitet.

15. September: Grundsteinlegung mit Ansprache von Dr. Tschopp.

16. September: Offizielle Einweihungsfeier mit Ansprachen von Baudirektor Dr. K. Kim, Erziehungsdirektor E. Schwarz und Dr. K. Baeschlin.
Musikalische Darbietungen:

Ouvertüre für Streichorchester von Joh. Fischer, Schülerinnenorchester, geleitet von J. Zürn.

Variationen über das Lied «Im Aargäu sind zwöi Liebi» für Klavier zu 4 Händen von Werner Wehrli

Am Flügel: Hans Leuenberger und Ernst Gerber.

Lobgesang für vierstimmigen Chor von Giovanni Croce.

Laudate, pueri, Motette für Frauenchor und Klavierbegleitung von Felix Mendelssohn.

Seminarchor unter Ernst Locher.

17. und 18. September: Öffentliche Besuchstage.

28. und 30. September: Ehemaligen-Tage.

Begrüßung durch den Direktor.

Musikalische Darbietungen mit Werken von Johann Fischer, Joh. Seb. Bach, W. A. Mozart, Werner Wehrli, ferner Madrigale und Volkslieder um 1600.

Weitere künstlerische Veranstaltungen

18. November 1955: Die Schülerinnen besuchten die Theateraufführung der Kantonschüler «Der junge Parzival» von Henry von Heiseler. Am Kantonsschul-Ball vom 20. November nahmen 100 Schülerinnen teil.

1. Dezember 1955: Aufführung des Marionetten-Theaters von P. W. Loosli, Zürich: Der kleine Prinz.

7. Dezember 1955: Abendmusik in der Stadtkirche Aarau.

Leitung: Ernst Locher.

Mit S. Gerber-Bircher (Flöte), Ernst Gerber (Orgel) und dem Chor des Lehrerinnenseminars.

Werke von D. Buxtehude, K. Hagius, Adam Gumpelzhaimer, J. S. Bach, H. Studer, Willy Burkhard, Paul Müller.

21. Dezember 1955: Die Klassen IVa und IVb sangen in der Strafanstalt Lenzburg und in der Heilstätte zum Schiff in Baden.

23. Dezember 1955: Jahresschluß-Feier in der Aula.

Ausführende: Irma Hohler, Harfe

Sunna Gerber-Bircher, Flöte

Gertrud Ammann, IIb, Flöte

Ruth Kaufmann, IVa, Vorlesung.

Werke von M. Samuel-Rousseau, J. B. Krumpholtz, H. Berlioz.

13. Januar 1956: Hauskonzert mit Werken von Schweizerkomponisten.

Ausführende: Barbara Peyer, Alt;

Ernst Locher, Klavier.

Werke von O. Schoeck, A. Honegger, F. Tischhauser.

27. Januar 1956: Musizierstunde, gleichzeitig Mozart-Gedenkfeier aus Anlaß des 200. Geburtstages. Orchester- und Instrumental-Werke, Vorlesung aus Briefen des Komponisten.

23.-29. März 1956: Herr R. Guignard veranstaltete eine Ausstellung von Zeichnungen aus allen Klassen des Seminars und der Töchterschule.

Exkursionen

Naturwissenschaften: Klasse Ia: Botanische Exkursion in der Umgebung von Aarau, ins Staffelegg-Gebiet und ins Boniswiler Moos (G. Benz).

Klasse Ib: Botanische Exkursionen in der Umgebung von Aarau, nach Erlinsbach-Barmelweid und ins Boniswiler Moos (F. Oelhafen).

Klasse IV: Geologische Exkursionen ins Suhren- und Wynental und über den Jura nach Laufenburg (Dr. Baeschlin).

Zeichnen: Besuch der Ausstellung «Intérieurs», veranstaltet vom Aarg. Kunstverein. Mit verschiedenen Klassen (R. Guignard).

Hygiene: Klasse IV: Besuch der Heilstätte Barmelweid und der Kinderbeobachtungsstation Rufenach (Frau Dr. Suter).

Weißnähen: Klasse 2. T. Besuch der Basler Webstube (Frl. Zumbrunn).

Anlässlich der Skiwoche wurden folgende Exkursionen durchgeführt: Anstalt Biberstein (Frl. Wyß, M. Schibli), Altstadt Aarau (Dr. Tschopp), Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich (Frl. Zumbrunn), Druckerei und Verlag Sauerländer (Dr. Krättli).

Verschiedene Veranstaltungen

Anfang Mai orientierte Herr Tschabold, Vorsteher der Schweiz. Schwerhörigenschule Landenhof die Schülerinnen der IV. Klasse über Sprachgebrechen bei Kindern.

Herr Direktor Dr. Moor von Königsfelden sprach vor der IV. Klasse über bestimmte psychiatrische Fälle.

Frau Dr. Suter gab den Schülerinnen der drei ersten Klassen wie üblich Hinweise zur persönlichen Gesundheitspflege.

Am 11. Mai fand eine große Luftschutzübung der zivilen Schutz- und Betreuungsorganisation der Stadt Aarau statt. Es nahmen daran 60 Schülerinnen aus Aarau und Umgebung teil.

Am 7. September sammelten die Schülerinnen der Klassen IIa, IIb und 2. T. für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz. Das Sammlungsergebnis betrug Fr. 5661.20.

Verschiedene Schülerinnen beteiligten sich am Zeichnungswettbewerb anlässlich der MAG mit Sujet «Aarau». Folgende Schülerinnen sind in Gruppe C (Mittelschüler) mit Preisen ausgezeichnet worden: 1. Helene Märchy, Aarau, IIb; 4. Margrit Hunziker, Rombach, IV; 6. Heidi Küng, Suhr, IIIa; 7. Ursula Sutter, Bremgarten, Ia; 8. Erna Bircher, Aarau, Ib.

Am Mittwoch in der letzten Schulwoche haben die Schülerinnen der Klassen III, IV und 2. T. die 3. und 4. Seminarklassen von Wettingen zu einem kleinen Hausfest eingeladen.

Am 8. Juli 1955 fand das traditionelle Jugendfest statt.

Unterrichtspraktikum

Der Dorfschuldienst dauerte vom 24. Oktober bis 5. November 1955. Die Schülerinnen der IV. Klasse und des Jahreskurses waren auf folgende Ortschaften verteilt: Ammerswil, Attelwil, Besenbüren, Biberstein, Birr, Brittnau, Buttwil, Eiken, Ennet-

baden, Fislisbach, Gansingen, Gränichen, Küngoldingen, Muri, Nußbaumen, Oberentfelden, Oftringen, Rekingen, Rothrist, Tägerig, Teufenthal, Uerkheim, Unterentfelden, Vogelsang/Gebenstorf, Wohlen, Würenlingen, Würenlos, Zofingen.

Ferien

Frühlingsferien:	4. bis 23. April 1955.
Sommerferien:	11. Juli bis 13. August 1955.
Herbstferien:	11. bis 22. Oktober 1955.
Weihnachtsferien:	24. Dezember 1955 bis 2. Januar 1956.
Februarferien:	6. bis 11. Februar 1956.
Schluß des Quartals:	7. April 1956.

Schlußfeier

Samstag, den 7. April, 9.30 Uhr in der Aula.

Programm:

Rochus Gebhardt: Drei Stücke für Streichorchester Allegretto – Adagio – Vivace
(Schülerinnenorchester unter J. Zürn).

Kurt Pahlen: Vier Volksliedersätze
Indianisches Lied (Bolivien) – Amapolita (Mexiko) – Triste (Argentinien) – Erde meiner Heimat (Israel) (Chor der Töchterschule, geleitet von H. Leuenberger).

Vortrag von Dr. K. Baeschlin: Forschungsrichtungen der Biologie.

Paul Hindemith: Sonate in E für Violine und Klavier 1935.
Ruhig bewegt – Langsam/schr lebhaft.

Übergabe der Patente an die Schülerinnen der IV. Klasse und der Abgangszeugnisse an diejenigen der 2. Klasse Töchterschule.

Ernst Widmer: Vier Chöre aus dem Divertimento «Der Strubelpeter».
Strubelpeter – Paulinchen – Zappel Philipp – Hans Guck-in-die-Luft (Chor des Lehrerinnenseminars, geleitet von E. Locher).

f) Schenkungen

Mit dem Einzug in das neue Schulhaus und anlässlich der offiziellen Einweihungsfeier durfte die Schule zahlreiche Geschenke entgegennehmen. Jedes dieser Geschenke hat seinen Platz im Schulhaus gefunden und erfreuen Lehrerschaft und Schülerinnen. Wir möchten auch an dieser Stelle allen Spendern für diese Aufmerksamkeit herzlich danken.

Stadtrat von Aarau im Namen der Stadt Aarau
 Max Burgmeier: Vorfrühling im Jura.
 Lehrerschaft der Kantonsschule
 Carlo Ringier: Paris, rue Vandamme.
 Lehrerschaft des Seminars Wettingen
 Merian-Stich des Klosters Wettingen.
 Aargauischer Lehrerinnenverein
 5 Wand-Plastiken von Verena Müller, Niedererlinsbach.
 Frau Prof. Weibel. 4 Bilder von unserem ehemaligen Kollegen, Prof. A. Weibel
 Picknick – La Panne – An der alten Staffeleggstraße – Moosegg.
 Aargauische Frauenzentrale anlässlich ihrer Delegiertenversammlung
 «Lexikon der Frau» für den Lesesaal.
 Aargauischer Lehrerverein
 Eine größere Zahl bekannter Klassiker für den Lesesaal.
 Herr Jak. Könitzer, Aarau Dictionnaire Quillet.
 Jura-Cement-Fabriken Aarau/Wildegg
 Findling für den Pausenplatz der Übungsschule.

Folgende Zeitungen und Zeitschriften werden uns durch Verlagsgesellschaften und Vereinigungen zugestellt:

Aargauer Tagblatt, Lenzburger Zeitung, Beilage des «Freier Aargauer», Aarauer Schulbote, Schweizer Kamerad (Pro Juventute), Der Schweizerische Kindergarten (Schweiz. Kindergartenverein), Der öffentliche Verkehr (Verband Schweiz. Transportanstalten), Planen und Bauen (Regionalplanungsgruppe Nordwestschweiz), ZV-Mitteilungen (Aarg. Beamtenverein), Amtsblatt des Kantons Aargau, Schweizer Schulfunk, Handarbeit und Schulreform (Schweiz. Verein für Handarbeit und Schulreform), Schweiz (Schweiz. Verkehrsvereinigung), Schweiz. Evangelisches Schulblatt, Film und Radio (Protestantischer Film- und Radioverband), Heimatwerk (Schweiz. Heimatwerk), Der Bindebogen (Konservatorium Zürich), Die Schweizer Jugendherberge (Schweiz. Bund für Jugendherbergen/Aargau), Die Freiheit (Zentralstelle für Bekämpfung des Alkoholismus).

An Einzelwerken sind uns zugegangen: Geologie des Sihltales (Vereinigung pro Sihl-
 tal), Erwachsenenbildung in der Schweiz (Schweiz. Vereinigung für Erwachsenenbil-
 dung), Kalk mit Rhynchonella varians (Frl. Rita Strebel), Centro di Studio italiani,
 Zürich: 4 Bücher für Schülerinnen.

Wir sind allen Spendern zu Dank verpflichtet.

Von der Finanzverwaltung der Stadt Aarau erhielten unsere Schülerinnen in gewohnter Art wieder Freikarten für das Schwimmbad.

g) Aus der Schulchronik

Das Aargauische Lehrerinnenseminar hat im 83. Jahre seines Bestehens ein eigenes, für seine Bedürfnisse gebautes Haus erhalten. Dieses Ereignis

wird sicher einmal als eines der bedeutungsvollsten in der Geschichte der Schule zu gelten haben. Über den Bau selber ist in besonderen Beiträgen berichtet worden.

Ursprünglich bestand die Absicht, zu Beginn des Schuljahres 1955/56 ins neue Haus einzuziehen. Schulorganisatorische Gründe, aber auch der Stand der Bauarbeiten ließen es als günstiger erscheinen, erst vor dem Jugendfest am Ende des Quartals diesen Wechsel zu vollziehen.

Der Umstand, daß das alte und das neue Gebäude so nahe beieinander stehen, wirkte sich ausnehmend günstig aus. Es mußten einzig für den Umzug der Klaviere, Sammlungsschränke, Tische und Stühle, so weit diese überhaupt mitgenommen wurden, eine Spezialfirma und einige Schreiner aufgeboden werden. Den Hauptteil des Umzuges bewältigten unsere Schülerinnen selber. Mit Leiterwagen, kleinen Brückenwagen, Wäschekörben, Schubladen versehen, holten die Schülerinnen Stück für Stück des Inventars und Mobiliars ins neue Heim herüber. Und wenn es an Transportmitteln fehlte, dann wurden ausgestopfte Vögel, Retorten, Bücher und Pfannen einzeln, so viele als die Hände fassen konnten, hinübergetragen – ein lustiges Bild für die Nachbarn, welche mit lebhaftem Interesse den Gang der Dinge verfolgten.

Als offizielle Tage für den Umzug wurden Dienstag und Mittwoch, den 5. und 6. Juli bestimmt. Mit dem Transport der naturwissenschaftlichen Abteilung mußte zirka 10 Tage vorher begonnen werden. Alle Sammlungsschränke, für welche man am neuen Ort eine Möglichkeit des Aufstellens sah, wurden auseinander genommen und nachher wieder aufgebaut. Auch der Umzug der hauswirtschaftlichen Abteilung setzte etwas früher ein. Selbstverständlich benutzten alle Kollegen die Gelegenheit, ihre Bestände an Sammlungsgegenständen mit kritischem Blick auf die Verwendungsmöglichkeit im Unterricht zu überprüfen. In einzelnen Zimmern im Zelgli drüben häufte sich das Ausschußmaterial zu ganzen Bergen an. Besonders an den Haupttagen des Umzuges herrschte ein frohes Hin und Her. Mit Waren vollgestopft wurden die Wagen zum neuen Haus gestoßen und vollbeladen mit jungen Mädchen rollten die Fahrzeuge auf der leicht abfallenden Straße wieder ins Zelgli zurück. Der ganze Umzug – begünstigt vom Wetter – verlief durchaus programmgemäß und am Mittwochnachmittag war, mit Ausnahme einiger Archivbestände, alles in den neuen Räumlichkeiten versorgt oder mindestens deponiert.

Am Mittwochabend vereinigten sich Lehrerschaft, Schülerinnen und Baukommission zu einem kleinen Hausfest. Herr Dr. Zschokke eröffnete diese Hausräuke mit folgendem Hausspruch:

Dem Hus chöm Säge!
Em chline det und au em große do –
Und allem, wo drum ume gläge –
S'söll alles fescht und sicher d'Ziite überstoh.

Vom Firscht bis unde,
Wo d'Fundamänt im Felse händ –
Me het bis hüt kes tiefers Schuelhus gfunde –
S'isch fertig worde – glücklech – zletschtemänd –

Dem Hus wärd Läbe!
Es chöme Mönsche zue n is, jungi, Johr um Johr –
Si sölle schaffe, doch dernäbe
Sich freue, jung si, bhüetet, ohni alli Gfohr.

Dem Hus sind Pflichte!
Es sölle do *die* Chräft erwache,
Erstarcke und sech härzhaft obsi richte,
Wo eusi Junge de fürs Läbe tüchtig mache.

I grüeß Euch au! –
Und alli guete Geischter
Händ Dank für alli, wo doch a dem Bau
So suber gschafft – und lobe euse Meischter.

Dem Hus chöm Säge!
Em chline det und au em große do –
Und allem, wo drum ume gläge –
S'söll alles fescht und sicher d'Ziite überstoh.

Ebenfalls Herr Dr. Zschokke hatte die Schülerinnen zu einigen Produktionen angeregt. Man tafelte wieder wie schon beim Aufrichtefest in der offenen Pausenhalle, und die Behörden hatten für die Verpflegung rund Fr. 800.– zur Verfügung gestellt. Ein solcher Betrag ließ sich schon deshalb rechtfertigen, weil die Kosten für den Umzug durch den Einsatz der Schülerinnen merklich verringert wurden. Bei dieser Gelegenheit konnte auch festgestellt werden, daß der Marmorboden in der Eingangshalle sich ganz ausgezeichnet als Tanzboden eignete.

Am Donnerstag, den 7. Juli galt es, das Schulhaus zum ersten Mal im Betrieb auszuprobieren. Man betrachtete Farben und Bilder nicht mehr wie bis anhin als gelegentlicher Besucher, sondern als fester Bewohner des Hauses, man überprüfte dies und das in Zimmern und Gängen. Schon während

der großen Pause verdichtete sich das Pausengespräch zur Feststellung, daß das Verschieben der Stühle in den Lehrzimmern allzu viel Lärm verursache. Der Vertreter der Lehrerschaft in der Baukommission erhielt über die Ferien die Aufgabe, dafür besorgt zu sein, daß alle Stühle im Hause mit einer Filzunterlage versehen würden. Und damit schloß das ereignisreiche erste Quartal.

Im Zeitpunkte des Umzuges waren Aula, Kochraum für die Schülerinnen im Luftschutzkeller und Aufenthaltsraum im Untergeschoß noch nicht fertig ausgebaut. Die Unterlagsböden in der Aula enthielten immer noch feuchte Stellen, und es brauchte zusätzliche Maßnahmen, um das Trocknen zu erreichen. Die Festlegung des Termins für die offizielle Einweihungsfeier richtete sich weitgehend nach der Fertigstellung der Aula.

Donnerstag, den 15. September holte die Schule als interne Veranstaltung die Grundsteinlegung nach. Dr. Tschopp wandte sich in eindrücklicher Ansprache an Lehrerschaft und Schülerinnen und legte bei dieser Gelegenheit Zeitungen, Jahresberichte, schriftliche Arbeiten der Schülerinnen, ein Buch mit Photographien u. a. in eine bereitstehende Kasette aus Kupfer. Diese Kasette wurde später zugeschweißt und unter einer Platte der offenen Pausenhalle eingeschlossen. Die in diesem Jahresbericht abgedruckte Rede soll diesen Anlaß nochmals in Erinnerung rufen.

Der 16. September – ein Freitag – war als offizieller Tag der Einweihung bestimmt worden. Der Regierungsrat hatte Vertreter des Großen Rates, den Erziehungsrat, die Seminarkommission, Architekten und Baukommission, die Rektoren der beiden anderen Mittelschulen, die Vorstände des Lehrerinnen- und des Lehrervereins, Presse und Lehrerschaft zur Feier geladen. Herr Baudirektor Dr. K. Kim sprach über den Werdegang dieses nach seiner Meinung wohl gelungenen Werkes, wobei er besonders hervorhob, daß zur Finanzierung trotz zusätzlicher Mehrarbeiten ein Nachtragskredit nicht benötigt würde. Er übergab den Bau dem Vorsteher des Aarg. Erziehungswesens, Herrn Erziehungsdirektor E. Schwarz, welcher vor allem dafür dankte, daß das Volk seinerzeit in einer Abstimmung die Kredite für die Verwirklichung notwendiger Schulhausbauten bewilligt hatte. Der Schulleiter übernahm seinerseits das neue Haus zur treuen Verwaltung, und er benützte die Gelegenheit, um im Namen der Lehrerschaft den Dank an die Behörden für die Erstellung des langersehnten eigenen Heimes auszusprechen. Der zweite Teil seiner Rede war der Erziehungs- und Bildungsarbeit in unserer Schule gewidmet.

Die ganze Veranstaltung war von musikalischen Darbietungen umrahmt, an welchen sich Musiklehrer und Schülerinnen beteiligten. Wir verweisen

auf die entsprechenden Angaben im Abschnitt «Künstlerische Veranstaltungen».

Ein anschließender Rundgang machte die Eingeladenen mit dem neuen Gebäude vertraut. Als Abschluß dieser Feier hatte der Regierungsrat die Mitglieder der Baukommission und Vertreter der Lehrerschaft zu einem Nachtessen ins Hotel Kettenbrücke gebeten, an welchem besonders der Arbeit der Baukommission gedacht wurde. Leider konnte der Präsident der Baukommission, Herr Erziehungssekretär H. Haller krankheitshalber nicht daran teilnehmen.

Am folgenden Samstag und Sonntag stand das Haus für die Besichtigung durch die Öffentlichkeit zur Verfügung. Der Sonntag brachte einen überaus starken Besuch.

Besonders reizvoll und eindrucklich, vor allem für die älteren Kollegen und Kolleginnen, gestalteten sich die sogenannten «Ehemaligen-Tage». Es war uns ein Anliegen, auch den ehemaligen Schülerinnen des Seminars und der Töchterschule unser Haus zu zeigen und ihnen die Gelegenheit zu geben, nicht nur als einzelne Klassen, sondern auch mit den Mitschülerinnen älterer und jüngerer Jahrgänge zusammenzukommen. In jeder Klasse war eine Ehemalige beauftragt, die Adressen der Kameradinnen ausfindig zu machen und die Einladungen zu verschicken. Die Anmeldungen gingen so zahlreich ein, daß für diesen Anlaß zwei Halbtage, Mittwoch, den 28. und Freitag, den 30. September reserviert werden mußten. An diesem letzteren Tage war die Zahl der Angemeldeten für unsere Aula immer noch zu groß und es mußte nochmals aufgeteilt werden. Leider konnten wir nicht alle noch lebenden früheren Schülerinnen unserer Schule einladen. Wir hätten sonst die Zahl der «Ehemaligen-Tage» noch weiter vermehren müssen. Die Einladungen ergingen an alle Schülerinnen bis zum Patentjahre 1928 zurück und an die aktiven Lehrerinnen der früheren Jahrgänge, ferner an alle ehemaligen Schülerinnen der Töchterschule.

Der Veranstaltung haftete etwas Fröhliches und Unbeschwertes an. Besonders für die älteren Lehrer war es ein Vergnügen, im Gespräch mit früheren Schülerinnen alte Erinnerungen aufzufrischen. In Gängen und Zimmern herrschte ein nie abbrechendes Stimmengewirr und man konnte nicht bei jeder Besucherin annehmen, daß sie vor lauter Erzählen das Schulhaus auch richtig betrachtet hatte. An diesen Tagen mußten Musiklehrer und Schülerinnen durch Gesang und Instrumentalmusik erneut den festlichen Rahmen geben. Aus den zahlreich eingegangenen Dankeschreiben dürfen wir schließen, daß die Einladung unserer früheren Schülerinnen auch bei diesen Freude ausgelöst hatte.

Nach all diesen Festlichkeiten kehrte der Alltag wieder ins Schulhaus ein. Wie nicht anders zu erwarten war, brachten die verschiedenen Anlässe zahlreiche Unterbrechungen des regulären Unterrichtes. Man durfte sich aber sagen, daß ein Schulhausbau doch zu den außerordentlichen Ereignissen im Schulleben gehört und unter diesen Umständen auch eine Störung des normalen Unterrichtsganges zu verantworten sei.

Behörden

Zwei Geschäfte, welche in das Schuljahr 1954/55 zurückreichten, fanden zu Anfang des neuen Jahres ihre Abklärung.

1. Partielle Parallelführung des Unterrichtes bei Klassenbeständen von 25 bis 30 Schülerinnen.

Der Entscheid des Regierungsrates, auf unsere Schule bezogen, lautet wie folgt:

Mit Wirkung ab Schuljahr 1955/56 wird gestattet, Klassen von 25 bis 30 Schülerinnen in den Fächern Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Zeichnen zu parallelisieren. Wenn zwei Klassen mit einer Gesamtschülerzahl von 50 bis 54 bestehen, so darf nicht halbiert und parallelisiert werden. Es ist dann viel mehr eine Klasse von 30 Schülerinnen zu bilden, für welche die neu bewilligte Teilparallelisierung gilt und eine solche von 24 Schülerinnen ohne Parallelisierung.

In Anwendung dieses Beschlusses ist eine bereits bestehende teilweise Parallelisierung des Französisch-Unterrichtes der 4. Klasse auf alle Französischstunden ausgeweitet worden. Die ebenfalls bereits früher bewilligte Parallelisierung des Zeichenunterrichtes der gleichen Klasse wurde damit bestätigt. Auf eine gleiche Regelung für den Deutschunterricht mußte aus organisatorischen Gründen verzichtet werden.

2. Aufnahme von Hilfslehrern in die Beamtenpensionskasse. Der Regierungsrat hat wie folgt entschieden:

a) Den ständigen, vom Regierungsrate gewählten Hilfslehrern mit 12 oder mehr Wochenstunden wird die Aufnahme als teilversicherte Vollmitglieder in die Beamtenpensionskasse nach einer Karenzzeit von 2 Jahren gestattet.

b) Nicht-ständige Hilfslehrer der kantonalen Mittelschulen mit einem Wochenpensum von mindestens 12 Wochenstunden können als Spareinleger in die Beamtenpensionskasse aufgenommen werden. Auch hier kann die Aufnahme frühestens nach Ablauf von 2 Jahren erfolgen.

Die Lehrplankommission hat während der ersten Jahreshälfte das Prüfungsreglement für Elementarlehrer ausgearbeitet. Sie trat später auf die

Behandlung der entsprechenden Reglemente für Sekundarlehrer ein. Diese Arbeiten sind noch nicht abgeschlossen.

Herr Dr. Zschokke ist von der Erziehungsdirektion zum Mitgliede der Fachkommission für ein Geschichtslehrmittel der Oberstufe an der Primarschule gewählt worden.

Am 29. Februar 1956 tagte die Seminarkommission. Sie behandelte u. a. Anregungen der Schulleitung zur Bereicherung des Musikunterrichtes.

Verschiedenes

Die Frage einer eigenen Turnhalle stellt sich mit aller Dringlichkeit. Im Wintersemester konnten für 4 Turnstunden keine Turnhalle mehr gefunden werden. Diese Zahl wird sich während der kommenden Jahre besonders im Winterhalbjahr noch vergrößern, da mit der Zunahme der Schülerzahl an der Bezirksschule die Turnhallen mehr und mehr von dieser Seite beansprucht werden.

Auch die Organisation des Orgelunterrichtes stößt auf Schwierigkeiten. Die Aula, welche eine Orgel erhalten wird, ist bereits mit Gesangstunden stark besetzt und es stehen nicht mehr genügend Stunden für den Unterricht und das Üben an der Orgel zur Verfügung. Wir haben bei der Schulpflege Aarau angeregt, die alte Orgel im Zelglischulhaus nicht abzubrechen und diese weiterhin, vor allem über die Mittagszeit und am Abend als Übungsinstrument benützen zu dürfen.

Zu Ende des Schuljahres 1954/55 und ebenfalls noch im neuen Jahr haben zahlreiche Schülerinnen Diebstähle – meist Portemonnaies mit Inhalt – angemeldet. Als Täter konnte ein Knabe, wohnhaft in Biberstein, ermittelt werden.

29 Schülerinnen haben Staatsstipendien im Betrag von Fr. 9850.– erhalten. Das Amsler'sche Stipendium (Fr. 130.–) wurde einer Schülerin der 4. Klasse Seminar zugesprochen.

An Schulgeld sind Fr. 2120.–, an Musikgeld für Einzelhalbstunde im Instrumentalunterricht Fr. 1490.– an die Behörden abgeliefert worden.

se

er

ar-

a.

im

en

im

an

in-

en.

en

cht

ge

nd

gs-

ben

-

elt

al-


der

im

.

97591

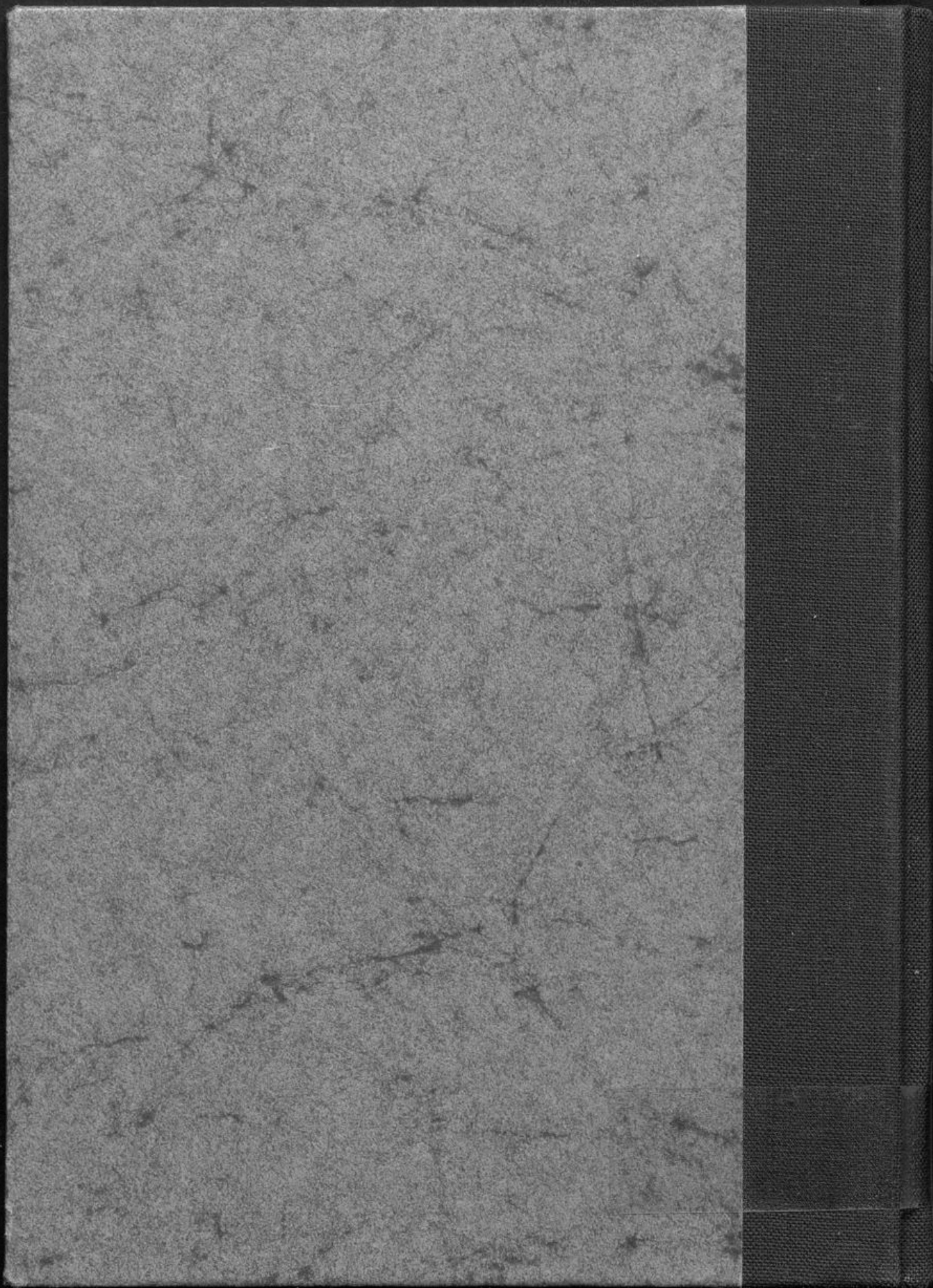
—

 Aargauische Kantonsbibliothek



Aa K 00 088 015 5

F. GABERTHÜEL
ZOFINGEN



Töcherschule

Englisch	32
Italienisch	18
Zeichnen	24
Weißnähen	26
Klavier	14
Einzelhalbstunde in Instrumentalmusik	8
Stenographie	21

Schülerzahl der Uebungsschule

	Anfang 1950/51	Ende 1950/51
Untere Abteilung (1. und 2. Klasse)	30	31
Obere Abteilung (3. und 5. Klasse)	24	25

5. Gesetzliche und reglementarische Bestimmungen und anschließende Mitteilungen

Aargauisches Lehrerinnenseminar

Organisatorisches

Das Lehrerinnenseminar umfaßt vier Jahreskurse. Es schließt an die aargauische vierklassige Bezirksschule an und hat den Zweck, Lehrerinnen für Gemeindeschulen heranzubilden.

O b l i g a t o r i s c h e F ä c h e r sind: Pädagogik, Methodik und Lehrübungen, Deutsch, Französisch, Mathematik, Allgemeine Geschichte, Schweizergeschichte, Allgemeine Geographie, Schweizer Geographie, Physikalische und Mathematische Geographie, Botanik, Zoologie und Anthropologie, Chemie, Physik, Buchführung, Gesundheitslehre, Gesang, Instrumentalmusik (Klavier, Orgel oder Streichinstrument), Zeichnen, Schreiben, Turnen.

F a k u l t a t i v e F ä c h e r sind: Religionslehre, Englisch, Italienisch, Latein, Kunstgeschichte, Instrumentalmusik (zweites Instrument) und Stenographie. Auf den Besuch eines Fakultativfaches kann ordentlicherweise nur am Ende eines Semesters verzichtet werden.

Die vierte Klasse schließt mit der Wahlfähigkeitsprüfung für aargauische Gemeindeschulen ab.

Aufnahmeprüfung

Zum Eintritt in die erste Klasse des Seminars sind erforderlich das zurückgelegte 15. Altersjahr und die Kenntnisse, die eine vierklassige aargauische Bezirksschule vermittelt.

Der **A n m e l d u n g** sind folgende Ausweise beizulegen:

Das letzte Schulzeugnis (von Schülerinnen außerkantonalen Anstalten auch die Zeugnisse der untern Stufen) und ein **v e r s c h l o s s e n e s** ärztliches Zeugnis, wozu das Formular beim Rektorat bezogen werden kann.

Die Durchführung der Prüfung erfolgt **n a c h E r z i e h u n g s r a t s b e s c h l u ß** vom 20. November 1918:

«I. Eine Aufnahmeprüfung für Klasse I findet statt in den Fächern Deutsch, Französisch und Mathematik. Es wird schriftlich und mündlich geprüft. Schriftliche und mündliche Leistungen erhalten gesonderte Noten, so daß im ganzen deren sechs erteilt werden.

II. Die Notenskala ist 6—1.

III. Zur Aufnahme ist nötig die Notensumme 24.

IV. Die Anforderungen in den 3 Fächern sind folgende:

A. Deutsch. Fertigkeit im ausdrucksvollen Lesen und im Nacherzählen des Gelesenen. Kenntnis der Wort- und Satzlehre. Fähigkeit, ein im Gesichtskreis